Sylke Bartmann
Nina Erdmann
Meike Haefker
Christin Schörmann
Claudia Streblow-Poser (Hrsg.)

Verstehendes Forschen in der Pandemie und anderen Ausnahmesituationen

Praktische und methodologische Erkenntnisse der Rekonstruktiven Sozialen Arbeit

Rekonstruktive Forschung in der Sozialen Arbeit

23



Verstehendes Forschen in der Pandemie und anderen Ausnahmesituationen

Buchreihe
Rekonstruktive Forschung in der Sozialen Arbeit

aus dem
Netzwerk für Rekonstruktive Soziale Arbeit – zur Entwicklung von Forschung, Lehre und beruflicher Praxis

Band 23

Sylke Bartmann
Nina Erdmann
Meike Haefker
Christin Schörmann
Claudia Streblow-Poser (Hrsg.)

Verstehendes Forschen in der Pandemie und anderen Ausnahmesituationen

Praktische und methodologische Erkenntnisse der Rekonstruktiven Sozialen Arbeit

Verlag Barbara Budrich
Opladen • Berlin • Toronto 2022



Technology
Arts Sciences
TH Köln

Diese Open-Access-Publikation wurde gefördert durch Mittel der Technischen Hochschule Köln und der Hans-Böckler-Stiftung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.



Dieses Buch steht im Open-Access-Bereich der Verlagsseite zum kostenlosen Download bereit (https://doi.org/10.3224/84742622).
Eine kostenpflichtige Druckversion (Print on Demand) kann über den Verlag bezogen werden. Die Seitenzahlen in der Druck- und Onlineversion sind identisch.

ISBN 978-3-8474-2622-6 (Paperback)
eISBN 978-3-8474-1815-3 (PDF)
DOI 10.3224/84742622

Umschlaggestaltung: Bettina Lehfeldt, Kleinmachnow – www.lehfeldtgraphic.de
Satz: Angelika Schulz, Zülpich
Druck: docupoint GmbH, Barleben

Inhaltsverzeichnis

Prolog

Christin Schörmann, Nina Erdmann, Sylke Bartmann, Meike Haefker und Claudia Streblow-Poser

Dieser Band mit dem Titel „Verstehendes Forschen in der Pandemie und anderen Ausnahmesituationen. Praktische und methodologische Erkenntnisse der Rekonstruktiven Sozialen Arbeit“ knüpft an die Jahrestagung „Zwischenbilanz: Rekonstruktives Forschen in Zeiten einer Pandemie“ des Netzwerks Rekonstruktive Soziale Arbeit an[1]. Im Netzwerk Rekonstruktive Soziale Arbeit – zur Entwicklung von Forschung, Lehre und beruflicher Praxis tauschen sich wissenschaftlich tätige Kolleg*innen aus, die nach rekonstruktiven Ansätzen vorgehen und das theoretisch und methodologisch begründete Konzept „Rekonstruktive Soziale Arbeit“ weiterentwickeln. Die zugrundeliegende Leitidee ist, in der Disziplin eine biographie- und lebensweltorientierte Fundierung der Wissenschaft Soziale Arbeit voranzutreiben. Der Profession soll es mithin möglich sein, sich gegen Fremdsteuerung (z. B. durch Ökonomisierung) oder auch Instrumentalisierung auf wissenschaftlicher Basis zu behaupten. Diesen leitenden Gedanken setzt das Netzwerk um, indem Impulse für Grundlagen- und Praxisforschung gegeben und durch das Angebot von (Methoden-)Workshops und Fachtagungen unterstützt werden. Mit seinen Aktivitäten trägt das Netzwerk zur Weiterentwicklung der Disziplin und Profession Sozialer Arbeit bei.

Doch welchen Mehrwert haben qualitativ-rekonstruktive Ansätze im Kontext der Pandemie für Wissenschaft, Profession und Hochschuldidaktik? Durch rekonstruktive Zugänge lassen sich komplexe Erfahrungswelten nachvollziehbar und praxisbezogen erschließen. Es geht darum, sich Unbekanntem, schwer Verständlichem und Fremdem anzunähern, um Selbst- und Fremdverstehen sowie die Entwicklung neuer Einsichten zu unterstützen. Daher bieten sich rekonstruktive Ansätze für die Erforschung eines problematisch gewordenen Alltags an, in dem Lebensbewältigung durch „alte“ lebensweltliche Bewältigungsmodi angesichts gänzlich neuer Problematiken wie der Coronapandemie erschwert oder unmöglich geworden ist.

Die Jahrestagung des Netzwerks am 26.03.2021 stand unter dem Eindruck der zum damaligen Zeitpunkt bereits über ein Jahr andauernden pandemischen Ausnahmesituation, die in den folgenden Beiträgen dokumentiert und reflektiert wird. Es kommen rekonstruktiv forschende Wissenschaft-

1 Homepage des Netzwerks: http://www.nwrsa.de mit Informationen zu Tagungen, Workshops, zur Konzeption und mehr

ler*innen und Studierende zu Wort, die sich mit Vorträgen an dieser Tagung beteiligt haben. In den Beiträgen wird ein breites Spektrum von Bedingungen rekonstruktiver Forschung in der Pandemie über methodologische Überlegungen bis hin zu Promotions- und Lehrforschungsprojekten sowie Hochschuldidaktik deutlich. Neben der Pandemie nimmt der Band auch andere Ausnahmesituationen in den Blick und kann mithin eine Lücke schließen.

Die Coronapandemie gilt als Krise ohne Vergleich. In der Vergangenheit fanden Krisen ohne einschlägiges global verbreitetes Wissen statt. Sie lässt sich daher nicht mit anderen Krisen in der Geschichte der Menschheit vergleichen, so Hartmut Rosa in der Süddeutschen Zeitung (Deutsche Presseagentur 2020). CÓVID-19 ist ein Phänomen, das uns zugleich vertraut und unbekannt erscheint. Es ist da, und dennoch ist es uns fremd und fern. Es umfasst große zeitliche und räumliche Dimensionen und ist daher zu komplex und zu weitreichend, als dass wir es fassen oder begreifen könnten. Gleichzeitig betrifft es uns, es ist zugleich physisch da, und sprengt doch den Rahmen unserer kognitiven Möglichkeiten. Die Coronapandemie durchdringt uns und verändert uns, ohne dass wir es je in seiner Gesamtheit zu fassen bekommen. Die Coronapandemie ist in diesem Sinne das, was Timothy Morton (2013) ein Hyperobjekt nennt. Wir fühlen nicht, wie sich die Anzahl der Neuinfektionen verändert, und sind doch umgeben von Social Distancing und von einer problematisch gewordenen alltäglichen Lebenswelt.

Umso dringlicher erscheint uns ein Verstehen der Auswirkungen, die dieses umfassende Phänomen auf soziale Kontexte und soziale Prozesse hat. Wir erleben einen neuen, bislang ungekannten Ausnahmemodus, der auf unbestimmte Zeit umfassend in die Alltagspraxen von Menschen weltweit eingreift.

Nun geht es zunächst darum, diesen neuartigen Krisentypus zu bewältigen und mit den damit einhergehenden Unsicherheiten zurechtzukommen, die mit CÓVID-19 einhergehen. Diese Frage war auch während der Arbeit an diesem Band bedeutsam. Währenddessen diskutierten wir immer wieder, ob und inwieweit die hier angestellten Überlegungen auch über das Ende der Pandemie hinaus relevant sein würden. Möglicherweise, so unsere Befürchtung, würde diese Publikation bereits bei ihrem Erscheinen wie ein Relikt aus einer längst überwundenen Phase anmuten. Zum Zeitpunkt des Erscheinens dieses Bandes im Sommer 2022 dauert die Coronapandemie weiter an und scheint in eine Endemie überzugehen. Das ließ die Sorge unbegründet erscheinen.

Der Zeitbezug besitzt in diesem Kontext offenbar eine besondere Relevanz, wie auch die Definition von „Pandemie" verdeutlicht. Der Begriff bezeichnet eine neue Infektionskrankheit, die sich zeitlich begrenzt und weltweit ausbreitet (Kiehl 2015: 99). Neben der räumlichen Verbreitung über die ganze Welt ist ein zeitlich begrenztes Auftreten ein weiteres Merkmal einer Pandemie. Die letzten zwei Jahre haben gezeigt, dass diese Erscheinung nicht

lediglich – und anders, als manche*r sich erhofft haben mag – eine Frage weniger Monate ist. Damit ist die Ausbreitung dieser Infektionskrankheit noch immer nicht überwunden, sie ist vielmehr zu einer zeitlich überdauernden Ausnahmesituation avanciert, die es zu bewältigen gilt.

Wir schlagen einen Bogen von der pandemischen Ausnahmesituation zur Sozialen Arbeit, indem wir den Gedanken der massiven Beeinträchtigung des Alltags bis hin zu seinem unkontrollierbaren Kollabieren wieder aufgreifen und ihn mit dem Konzept der Alltags- und Lebensweltorientierung verknüpfen. Hans Thiersch hat einmal gesagt, im Alltag interessiere nicht die Frage der Kausalität, nicht die Frage der eindeutigen Definition, oder die Frage nach wahr oder falsch. Vielmehr sei die Frage interessant: Komme ich zurande oder nicht (Thiersch 2014)? Thiersch bringt damit auf den Punkt, worauf es aus der Sicht der Adressat*innen bei der Bewältigung des Alltags ankommt. Dieser pragmatische Lebenszugang der Adressat*innen, der sich nicht für wissenschaftliche Rekonstruktion und für Kausalbestimmung interessiert, sondern vielmehr nach dem Zurandekommen mit einem Problem fragt, könnte eine Erklärung für die Ablehnung wissenschaftlich fundierter Zugänge und Bewältigungsstrategien der Pandemie liefern. Bedeutsamer als Erklärungen erscheint Thiersch allerdings das Verstehen. Diese wissenschaftlich und professionell begründete Hilfe muss sich in das Verstehen, das Erleben und in die Erfahrung einfügen, die die Menschen in ihrem Alltag haben. Andernfalls läuft sie Gefahr, ihnen fremd zu bleiben. Demnach besteht das wesentliche professionelle Problem darin, zwischen der Logik des Alltags und der Lebensbewältigung und der für Berufsvollzüge maßgeblichen professionell-wissenschaftlichen Logik zu vermitteln, ohne die alltägliche Lebenswelt der Adressat*innen und ihre dementsprechend geprägte Problembewältigung zu kolonialisieren (ebd.).

Damit ist ein wesentlicher Anknüpfungspunkt für Überlegungen zu rekonstruktiver Forschung in der Pandemie und anderen Ausnahmezuständen benannt.

Einen anschlussfähigen theoretischen Ansatz entwickelt Jochem Kotthaus (2022), indem er Hans Thierschs „Lebensweltorientierte Soziale Arbeit“ als Therapieform[2] im Sinne von Berger und Luckmann (2013) erweitert. Seinem Verständnis der Sozialen Arbeit als soziale Probleme bearbeitende Therapieinstanz folgend, kann sie als Versuch verstanden werden, Sinnabwanderungen von Menschen angesichts eines problematisch gewordenen Alltags zu therapieren (Kotthaus 2022: 8). Soziale Arbeit, wie Kotthaus sie versteht, ist diejenige Institution, die „das von Abwanderung aus dem Bedeutungs- und

2 Sinnwelten werden nach Berger und Luckmann (2013: 120f.) mithilfe der Stützkonzeption Therapie legitimiert. Therapie soll den Fortbestand einer Sinnwelt sichern, indem sie als theoretische Konzeption darauf hinwirkt, dass Menschen nicht von gängigen Wirklichkeitsbestimmungen abweichen (Berger/Luckmann 2013: 121). Kotthaus (2022) spricht jedoch nicht von Abweichung, sondern von Abwanderung.

Legitimationskanon bedrohte Subjekt in diesen zurückführt“ (Kotthaus 2022: 14) um zu verhindern, dass Erfahrungen außerhalb institutionalisierter Zusammenhänge Sinn verliehen wird. Eine Abwanderung erscheint aufgrund der Freisetzung des Individuums und der Möglichkeiten biographischer Entscheidungen (Beck 1986), die das Subjekt unaufhörlich treffen muss, offenkundig. Dabei steigt die Wahrscheinlichkeit, dass diese Entscheidungen sich als unzeitgemäß oder unpassend erweisen – und somit steigt auch der Beratungsbedarf (Kotthaus 2022: 150). Vor diesem Hintergrund schlägt Kotthaus vor, Soziale Arbeit solle ein „soziologisch fundiertes Wissen über solche Zusammenhänge [Ursachen oder zumindest mögliche Bedingungen von Sinnabwanderungen, CS] generieren“ (ebd., 223).

Zur Frage, welche Erkenntnisse bereits im Hinblick auf die Coronapandemie in Verbindung zur Sozialen Arbeit gewonnen wurden, stellen wir fest, dass eine ganze Reihe von wissenschaftlichen Analysen aus der Disziplin Soziale Arbeit vorliegt. Darin geht es um die Auseinandersetzung mit der Pandemie und anderen Ausnahmemodi sowie ihren sozialen Folgen für Subjekte/Subjektivität.

Hinsichtlich forschungsmethodischer und forschungsethischer Auswirkungen auf qualitative Interviews sind während der Pandemie rechtliche Einschränkungen erfolgt und Sicherheitsmaßnahmen erforderlich geworden. Becky Self (2021) sowie Maria Gruber et al. (2021) haben sich mit der Frage befasst, inwieweit eine Anpassung an Kontakteinschränkungen durch verschiedene Formen von Ferninterviews (Telefon- und Voice over Internet Protocol (VoIP)-Interviews) vertretbar sind oder produktiv eingesetzt werden können. Self (2021) plädiert dafür, dass die jeweiligen Kontexte, beispielsweise Auswirkungen auf die Interaktion zwischen und der Anonymität der Befragten, den Ausschlag bei der Entscheidung über die zu verwendende Interviewmethode geben sollten. Vor diesem Hintergrund diskutieren Gruber et al. (2021) u. a. die durch Fernbefragungen entstehende Asymmetrie, die ethische Auswirkungen auf die relative Sicherheit der Forscher*in im Vergleich zur Sicherheit der Interviewpersonen hat. Der ethische Grundsatz, die Teilnehmenden vor Schaden zu bewahren, kann somit nicht gewährleistet werden. Angesichts der Ungewissheit über die Entwicklung der Coronapandemie betonen Gruber et al. (2021) den Gewinn, den Flexibilität zur Anpassung an den Verlauf derartiger gesundheitlicher und gesellschaftlicher Krisen bietet. Sie sprechen sich daher für ein Mixed-Methods-Design aus, das neben Face-to-face-Interviews auch Fernbefragungen umfasst.

Lisa Janotta, Felix Seltner und Sarah Urban (2022) entfalten lebensweltund adressat*innenbezogene Forschungsperspektiven auf die Coronaproteste und schlagen Bewältigungsmöglichkeiten vor. Die Autor*innen fragen u. a., welche Bedeutung diese Proteste für die Lebenswelt von Adressat*innen haben. Dazu fokussieren sie die situierten Perspektiven von (protestierenden) Akteur*innen im Kontext sozialer Dynamiken unter Zuhilfenahme eines bio-

graphietheoretisch fundierten Forschungszugangs sowie eines intervenierend-partizipativen Forschungskonzepts. Im Ergebnis schlagen die Autor*innen gemeinsames Erzählen subjektiver Pandemieerfahrungen in Erzählcafés als eine Form der Wiederbegegnung vor, die Verständigung und Dialog ermöglichen kann. Mit Blick auf Kinder, deren Sorgeberechtigte die Hygienemaßnahmen ablehnen, plädieren sie dafür, die Perspektiven der Kinder und ihr Erleben im Spannungsfeld zwischen Eltern und anderen Institutionen zu erforschen. Anhand dieses Zurückweisens von Hygienemaßnahmen lässt sich die bereits angerissene Abwanderung von Adressat*innen aus der Sinnwelt des Normalalltags beispielhaft veranschaulichen (Kotthaus 2022 anschließend an Berger/Luckmann 2013).

Aghamiri et al. (2021) befassen sich mit dem problematisch gewordenen Alltag sowie den Handlungspraxen der Adressat*innen und Nutzer*innen. Gemeinhin wird davon ausgegangen, dass gerade diejenigen es mit der Bewältigung von Krisen schwerer hätten, „die schon zuvor über weniger Ressourcen und gesellschaftlich weniger akzeptierte Bewältigungsstrategien verfügten“ (ebd.). Jedoch finden sich aktuell lediglich einzelne Studien, die Perspektiven der Adressat*innen und Nutzer*innen untersuchen: „Welche Erfahrungen die Menschen angesichts der gesellschaftlichen Krise machen, die Angebote Sozialer Arbeit in Anspruch nehmen (müssen), welche Interessen daraus entstehen und wie sich ihr Alltag unter den gegenwärtigen Bedingungen verändert, wird kaum thematisiert“ (ebd.). Es geht den Autor*innen um die Frage, inwiefern alltägliche Herausforderungen durch Bedingungen der Coronapandemie verändert werden und wie Adressat*innen Sozialer Arbeit diese bewerten und bearbeiten. Auch die Bedeutung veränderter Praxen Sozialer Arbeit für die Adressierten wird in den Blick genommen. Vor diesem Hintergrund stellen die Autorinnen Überlegungen zur Komplexität des Erlebens und Gestaltens der Krise im Kontext eigener Alltäglichkeit an. Es wird z. B. gezeigt, dass der Alltag von Heimbewohner*innen in stationären Settings insbesondere zusätzlich durch Professionelle verregelt wurde, wodurch ihr ohnehin durch politisch festgelegte Einschränkungen beengtes Leben noch weiteren Beschränkungen unterworfen war (vgl. Aghamiri et al. 2022 i. E.).

Ulrike Brizay (2021) fragt: Wie wirkt die Coronapandemie als Exklusionskatalysator für in der BRD lebende Geflüchtete, indem sie Möglichkeiten und Voraussetzungen für die Teilhabe Geflüchteter erheblich negativ beeinflusst? In den Ergebnissen wird deutlich, inwiefern insbesondere Gemeinschaftsunterkünfte eine Barriere für die Inklusion Geflüchteter bilden. Fachkräfte stellen sich den Herausforderungen und begegnen ihnen mit kreativen und innovativen Lösungen. Die Autorin regt an, die Praxis partizipativ weiterzuentwickeln, indem gemeinsam mit Geflüchteten langfristige Strategien entwickelt werden.

Hinsichtlich der Rahmenbedingungen professionellen Handelns stellen Christina Buschle und Nikolaus Meyer (2020) in struktureller Hinsicht Arbeitsverdichtungen fest. Im Hinblick auf professionelles Handeln und Handlungspraxen registrieren Sozialarbeitende veränderte Arbeitsbündnisse mit den Adressat*innen ebenso wie sich wandelnde professionelle Standards. Alle diese Veränderungen fallen mit mangelnder gesellschaftlicher Anerkennung zusammen. Vor diesem Hintergrund prognostizieren sie im Jahr 2020, dass Soziale Arbeit mit einigen Monaten Verzögerung mit den sozialen Folgen der Coronapandemie konfrontiert werden wird. „Vor diesem Hintergrund werden die durch die Fachkräfte der Sozialen Arbeit in der Befragung wahrgenommenen Veränderungen in den Arbeitsbündnissen der Sozialen Arbeit weiter zu beobachten sein" (Buschle/Meyer 2020: 168).

Die Ergebnisse der o. g. Studie aufgreifend arbeiten Nikolaus Meyer und Elke Alsago (2021) die aktuelle Beschäftigungssituation in der Sozialen Arbeit heraus. Dazu fragen sie zunächst, wieviel Schutz bei wieviel Aufrechterhaltung professioneller Standards möglich ist, und kommen zu dem Schluss, dass Vertreter*innen der Sozialen Arbeit in Zukunft konsultiert werden sollten, bevor pandemiebezogene politische Entscheidungen getroffen werden.

Henri Block et al. (2021) setzen sich in ihrem Beitrag mit der professionspolitischen Perspektive auseinander. Die mangelnde gesellschaftliche Anerkennung und Sichtbarkeit Sozialer Arbeit aufgreifend, berichten die Autor*innen über die Kampagne *#dauerhaftsystemrelevant*. Das Ziel der Kampagne ist, durch die Folgen der Pandemie deutlich gewordene strukturellen Missstände zu veröffentlichen, um die Wahrnehmbarkeit der Sozialen Arbeit in der Gesellschaft sowie die Arbeitsbedingungen und Gehälter zu verbessern. Dabei vertreten sie den Standpunkt, dass die „Entwicklung einer eigenen Haltung zu dem von außen an die Soziale Arbeit herangetragenen Etikett der Systemrelevanz im Sinne einer Systemstabilisierung" (Block et al. 2021: 107) für darauf aufbauende Forderungen grundlegend sei. Auf dieser Basis könne dann ein Ziel bestimmt werden, das wiederum Bezugspunkt einer darauffolgend zu entwickelnden Strategie sei (ebd.). In Entgegnungen von Anja Eichhorn (2020/2021) wird die unkritische Verwendung des Adjektivs „systemrelevant" bezugnehmend auf Soziale Arbeit sowie die Unschärfe des zugrundeliegenden Systembegriffs kritisiert: „Genau darin liegt meines Erachtens der springende Punkt der Systemrelevanz-Kampagne: Sie lässt offen, welches System gemeint ist, oder – um den Begriff der Systemrelevanz einmal spielerisch zu wenden – was in Anbetracht einer globalen Krise ein professionelles *Relevanzsystem* Sozialer Arbeit ist oder sein könnte" (Eichhorn 2020, Herv. i. O.).

Die Sichtung dieser Studien und ihre Ergebnisse zeigt, dass eine ganze Reihe von wissenschaftlichen Analysen aus der Disziplin Soziale Arbeit vorliegen, die sich mit der Pandemie sowie ihren sozialen Folgen für Subjekte/

Subjektivität befassen. Ziel und intendierter Ertrag dieses Sammelbandes auf Grundlage der Tagung 2021 ist es, Impulse für die Grundlagen- und Praxisforschung zu geben und methodisch-didaktische Implikationen herauszuarbeiten. Des Weiteren wird beabsichtigt, weiterführende Überlegungen zu theoretischen Fundierungen als auch zur professionellen Praxis anzustellen.

Einen Schwerpunkt bilden im *ersten Teil* Überlegungen zu Fundierungen und Rahmenbedingungen rekonstruktiver Forschung in der Ausnahmesituation.

Julia Franz, Michael May und Ursula Unterkofler umreißen in ihrem Beitrag Impressionen und Überlegungen zu Bedingungen rekonstruktiver Forschung zur Sozialen Arbeit. Die Autor*innen nehmen das Forschen unter Pandemiebedingungen ausgehend von Veränderungen und Entwicklungen in Forschungsprozessen in den Blick. Dabei fragen sie nach förderpolitischen Bedingungen sowie forschungsethischen Gesichtspunkten, schildern ihre Eindrücke zum rekonstruktiven Forschen mit digitalen Medien und vermitteln Einblicke in Herausforderungen des Erlernens und Vermittelns rekonstruktiver Sozialforschung, mit denen Studierende und Lehrende während der Pandemie konfrontiert werden.

Matthias Otten diskutiert in seinem Beitrag, inwieweit die Coronapandemie und ihre Folgen Impulse für eine „ambivalente Stimulierung“ der Begründungslogik und Ausrichtung rekonstruktiver Forschung geben könnten. Dazu stellt er Überlegungen zur Relation von rekonstruktiver Erkenntnisarbeit und krisenbedingter Sehnsucht nach gesellschaftlicher Handlungsorientierung an. Der Autor geht dabei davon aus, dass Alltag als bedeutsamer Gegenstand rekonstruktiver Forschung durch Ambivalenz (im Sinne Zygmunt Baumans) ersetzt und damit auch Forschen selbst zu einem ambivalenten Vorhaben wird.

Im *zweiten* Teil stehen Beiträge zum forschungsmethodisch geleiteten Verstehen von Ausnahmesituationen im Mittelpunkt.

Annemarie Müller widmet sich der Nachrichtensendung Tagesschau. Ihre referenzierte Masterarbeit zielt darauf ab, den Beitrag der Tagesschau zur Konstruktion des Krisenbegriffs sowie die medial vermittelten Deutungsmuster zur Coronapandemie zu rekonstruieren. Ausgehend vom Krisenbegriff als Deutung einer Ausnahmesituation arbeitet Annemarie Müller verschiedene metaphorische Konzepte heraus. Diese metaphorischen Entwürfe fungieren nicht lediglich als Deutungsmuster, vielmehr bilden sie auch die Fundierung für daran anknüpfende Handlungsmuster.

Cosimo Mangione richtet den Blick auf die Eigenheiten der Forschung unter Katastrophenbedingungen. Er geht davon aus, dass die Verletzlichkeit der forschenden Person die Generierung von dichten und gegenstandsangemessenen Erkenntnissen erschweren kann, insoweit ihre Wirkmächtigkeit nicht von Forschenden selbst wahrgenommen und reflektiert werden. Von dieser These ausgehend zeigt der Autor, dass es im Rahmen von rekonstruk-

tiver Sozialforschung unter Katastrophenbedingungen von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist, den „Paradoxien des Forschungshandelns“ (Schütze 1994: 233) Rechnung zu tragen und sie zu reflektieren.

Der *dritte Teil* dieses Bandes fokussiert forschendes Lernen und Promovieren in der Ausnahmesituation.

Lisa Habelt, Marissa Herzog, Marina Morozov, Frank Sowa und Astrid Wiesneth-Astner entfalten Perspektiven auf das Lehrforschungsprojekt *#TH_diary – Studentisches Leben im Ausnahmezustand*, das an der Technische Hochschule Nürnberg durchgeführt wurde. Da qualitative Interviews aufgrund von Kontaktbeschränkungen zu Beginn der Coronapandemie nicht erhoben werden konnten, wurden Tagebücher der Studierenden – die Not zur Tugend machend – als alternative Datenquelle genutzt. Kernstück des Lehrforschungsprojekts ist die Frage, wie die Studierenden vor dem Hintergrund ihrer persönlichen und familiären Situation den Beginn der Pandemie erlebt haben. Die sequenzanalytisch ausgewerteten Auszüge geben dabei Einblicke in die Potenziale, die Tagebuchaufzeichnungen für rekonstruktive Forschung und für persönliche Krisenbewältigung besitzen.

Nadine Woitzik, Milena Welt und Michaela Köttig setzen sich mit pandemiebedingten Veränderungen der professionellen Handlungspraxis in Kommunikation und Interaktion sowohl mit den Nutzer*innen als auch zwischen den Fachkräften auseinander. Im Rahmen eines Lehrforschungsprojekts an der Frankfurt University of Applied Sciences gingen sie autobiographisch-narrativ forschend vor, um die Handlungsstrukturen der Professionellen in der Coronapandemie zu rekonstruieren. Dabei waren die Forschenden selber mit einer pandemiebedingt erschwerten Kommunikation und Interaktion mit Fachkräften Sozialer Arbeit konfrontiert.

Meike Haefker und Christin Schörmann befassen sich mit der Herausforderung, den Promotionsprozess unter Einfluss der pandemischen Lage zu bewältigen. Meike Haefker sieht sich dabei mit der erschwerten Planung und Durchführung von narrativen Interviews konfrontiert. Vor diesem Hintergrund wurde entlang der gewählten Erhebungsmethode eine methodologische und methodische Reflexion herausgearbeitet. Dabei wurde den Fragen nachgegangen, ob und inwieweit in Zeiten einer gesamtgesellschaftlichen Krise der im Sample definierte Anspruch gegenüber der Untersuchungsgruppe eingehalten werden kann und welche ethischen und methodischen Bedingungen eine Erhebungssituation dann enthalten sollte. Christin Schörmann war in der Endphase ihres mittlerweile abgeschlossenen Promotionsvorhabens herausgefordert, ihre monographische Dissertation während der Frühphase der Pandemie und den damit einhergehenden jähen Handlungseinschränkungen erfolgreich zu beenden. Vor diesem Hintergrund wird die finale Phase des Promovierens während der Coronapandemie reflektiert.

Bevor nun die vorgestellten Beiträge folgen, wollen wir all jenen Personen danken, die diesen Tagungsband ermöglicht und dazu beigetragen haben.

Unser Dank gilt insbesondere den Autor*innen und allen Teilnehmenden der vorausgegangenen Tagung des Netzwerks im Jahr 2021. Wir danken Felix Frenz für seine Unterstützung bei der Korrektur der Druckfahnen. Dank gebührt ebenso der Hans-Böckler-Stiftung und der Technischen Hochschule Köln für die Unterstützung der Drucklegung sowie dem Verlag Barbara Budrich für die freundliche und konstruktive Zusammenarbeit.

Literatur

Aghamiri, Kathrin/Streck, Rebekka/van Rießen, Anne (2021): Die Stimmen der Adressat*innen in der Corona Pandemie. In: Böhmer, Anselm/Engelbracht, Mischa/Hünersdorf, Bettina/Kessl, Fabian/Täubig, Vicki (Hrsg.): Soz Päd Corona. Der sozialpädagogische Blog rund um Corona. Online verfügbar unter http://dx.doi.org/10.25673/36168, [Zugriff: 22.11.2021].

Aghamiri, Kathrin/Streck, Rebekka/van Rießen, Anne (Hrsg.) (2022 i. E.): Alltag und Soziale Arbeit in der Corona-Pandemie. Einblicke in Perspektiven der Adressat*innen. Leverkusen: Verlag Barbara Budrich.

Beck, Ulrich (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Berger, Peter L./Luckmann, Thomas (2013): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. 25. Aufl. Frankfurt am Main: Fischer-Taschenbuch-Verlag.

Block, Henri/Manzel, Melissa/Wolff, Hannes (2021): #dauerhaftsystemrelevant – die globale Krise als Moment berufspolitischer Selbstermächtigung. In: Lutz, Ronald/Steinhaußen, Jan/Kniffki, Johannes (Hrsg.) Covid-19 – Zumutungen an die Soziale Arbeit. Praxisfelder, Herausforderungen und Perspektiven. Weinheim, Basel: Beltz Juventa, S. 99-109.

Brizay, Ulrike (2021): Die Corona-Pandemie als Exklusionskatalysator für Geflüchtete. In: Lutz, Ronald/Steinhaußen, Jan/Kniffki, Johannes (Hrsg.) Covid-19 – Zumutungen an die Soziale Arbeit. Praxisfelder, Herausforderungen und Perspektiven. Weinheim, Basel: Beltz Juventa, S. 84-96.

Buschle, Christina/Meyer, Nikolaus (2020): Soziale Arbeit im Ausnahmezustand? Professionstheoretische Forschungsnotizen zur Corona-Pandemie. In: Soziale Passagen 12 (1), S. 155–170.

Deutsche Presseagentur (2020): Soziologe Rosa: Corona-Krise für Moderne ohne Vergleich. Süddeutsche Zeitung, 24.02.2020, https://www.sueddeutsche.de/leben/gesellschaft-jena-soziologe-rosa-corona-krise-fuer-moderne-ohne-vergleich-dpa.urn-newsml-dpa-com-20090101-200324-99-446262 [Zugriff: 21.02.2022].

Eichhorn, Anja (2020): Soziale Arbeit und die Systemrelevanz - Kritische Gedanken über ein fragwürdiges Etikett. In: DGSA-Blog. https://www.blog.dgsa.de/soziale-arbeit-und-die-systemrelevanz [Zugriff: 21.02.2022].

Eichhorn, Anja (2021): Corona, Soziale Arbeit und die Systemrelevanz - Reflexionen über ein kontroverses Etikett und mögliche Implikationen für die Soziale Arbeit.

In: Lutz, Ronald/Steinhaußen, Jan/Kniffki, Johannes (Hrsg.): Corona, Gesellschaft und Soziale Arbeit. Neue Perspektiven und Pfade. Weinheim, Basel: Beltz Juventa, S. 182–192.

Gruber, Maria/Eberl, Jakob Moritz/Lind, Fabienne/Boomgaarden, Hajo G. (2021): Qualitative Interviews with Irregular Migrants in Times of COVID-19. Recourse to Remote Interview Techniques as a Possible Methodological Adjustment. Forum Qualitative Sozialforschung, 22 (1), Art. 7, https://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/3563/4664 [Zugriff: 21.02.2022].

Janotta, Lisa/Seltner, Felix/Urban, Sarah (2022): Coronaproteste (sozialpädagogisch) verstehen? In: Böhmer, Anselm/Engelbracht, Mischa/Hünersdorf, Bettina/Kessl, Fabian/Täubig, Vicki (Hrsg.): Soz Päd Corona. Der sozialpädagogische Blog rund um Corona. https://sozpaed-corona.de/coronaproteste-sozialpaedagogisch-verstehen/ [Zugriff: 21.02.2022].

Kiehl, Wolfgang (Hrsg.) (2015): Infektionsschutz und Infektionsepidemiologie. Fachwörter – Definitionen – Interpretationen. Berlin: RKI.

Kotthaus, Jochem (2022): Wissenssoziologische Sozialpädagogik. Wiesbaden: Springer.

Meyer, Nikolaus/Alsago, Elke (2021): Soziale Arbeit am Limit? In: Sozial Extra 45 (3), S. 210–218.

Morton, Timothy (2013): Hyperobjects. Philosophy and ecology after the end of the world. Minneapolis: University of Minnesota Press (Posthumanities, 27).

Schütze, Fritz (1994): Ethnografie und sozialwissenschaftliche Methoden der Feldforschung: eine mögliche methodische Orientierung in der Ausbildung und Praxis der Sozialen Arbeit? In: Groddeck, Norbert/Schumann, Michael (Hrsg.): Modernisierung sozialer Arbeit durch Methodenentwicklung und -reflexion. Freiburg im Breisgau: Lambertus, S. 189-297.

Self, Becky (2021): Conducting interviews during the COVID-19 pandemic and beyond. Forum Qualitative Sozialforschung, 22 (3), Art. 15, http://dx.doi.org/10.17169/fqs-22.3.3741 [Zugriff: 22.02.2022].

Thiersch, Hans (2014): Lebensweltliche Orientierung. Evangelische Hochschule Freiburg, https://www.youtube.com/watch?v=WPTOn8Tk2xw&t=926s, [Zugriff: 08.04.2022].

Teil I:
Fundierungen und Rahmenbedingungen rekonstruktiver Forschung in der Ausnahmesituation

Der Einfluss der Pandemie auf den Rahmen rekonstruktiver Forschung, ihre Methodik und Ethik

Julia Franz, Michael May und Ursula Unterkofler

1 Einleitung

Die Coronapandemie betrifft rekonstruktive Forschungsprojekte in mehrfacher Hinsicht: Den Rahmen der Forschungsförderung, die Forschungsmethodik, die Planung und Organisation von Feldzugängen, Kontakten und Erhebungen und die damit verbundenen forschungsethischen Fragen. Zudem beeinflusst die Umstellung auf digitale Formate nicht nur die Dynamik etwa in Interview- oder Gruppendiskussionsverfahren, sondern auch in Interpretationswerkstätten bei der Datenauswertung. In diesem Beitrag skizzieren wir einige Eindrücke und Gedanken zu den Bedingungen rekonstruktiver Forschung zur Sozialen Arbeit, ohne diese hier auf die neu entstandenen Untersuchungen einzugrenzen, die sich mit der Coronapandemie als Gegenstand beschäftigen. Forschungsfragen, die sich aus der fachlichen Perspektive der Sozialen Arbeit stellen, beziehen sich insbesondere auf das Erleben und die Bewältigung der Pandemie (DGSA 2021). Erste Publikationen zu solchen Forschungsarbeiten fokussieren vor allem soziale Dienste und Organisationen in einzelnen Praxisfeldern (z.B. Mairhofer et al. 2020, Busch-Geertsema/Henke 2020 und Buschle/Meyer 2020) und Adressat*innen Sozialer Arbeit (so etwa Andresen et al. 2021, Welzel et al. 2021, Aghamiri et al. 2022). Auch im *SozPäd Corona*-Blog werden laufend Forschungsarbeiten und Überlegungen zu Problemsituationen und Handlungsweisen in der Pandemie veröffentlicht (Böhmer et al. o.J.). Uns geht es in diesem Beitrag allerdings weniger um Forschungsthemen und -ergebnisse als um das Forschen unter Pandemiebedingungen selbst. Ausgehend von Veränderungen und Entwicklungen in Forschungsprozessen (2) gehen wir auf deren förderpolitische Bedingungen (3) ein, diskutieren forschungsethische Aspekte (4), und schließlich geben wir unsere Eindrücke zum Forschen mit digitalen Medien (5) und zur Lehre rekonstruktiver Forschung in der Sozialen Arbeit (6) wieder, bevor wir zum Fazit kommen (7).

Wir, die drei Autor*innen dieses Beitrags, haben in der Coronapandemie in unterschiedlicher Weise an Forschungsprojekten (weiter-) gearbeitet, Studierende bei Forschungsaktivitäten begleitet und die Forschungsaktivitäten anderer im Bereich der Sozialen Arbeit wahrgenommen. Unsere Ausführun-

gen sind dadurch limitiert. Wir haben das Feld nicht systematisch erschlossen. Insofern ist dieser Beitrag als Einladung zu weiterer Verständigung über Forschung in der Sozialen Arbeit unter Pandemiebedingungen zu verstehen.

2 Was sich für (rekonstruktive) Forschung zur Sozialen Arbeit verändert hat

Im ersten Jahr der Pandemie galt es vor allem, Kontakte zu vermeiden. Tagungen, Sitzungen, Konferenzen mussten abgesagt werden, Telefon- und Videokonferenzen wurden organisiert. Für Forschungsvorhaben bedeutete das in vielen Fällen, Feldkontakte bis auf weiteres zu verschieben und eher aus der Distanz zu beobachten, wie in den interessierenden Praxisfeldern Freiräume begrenzt wurden oder neue entstanden, wie um Handlungsfähigkeit gerungen wurde, wie sich neue Praxisformen entwickelten, wie als einziger Schutz neben oft nicht zu wahrenden Abstandsregeln (anfangs improvisierte) Masken und Trennwände eingeführt wurden, die interaktiv zu bewältigen auch keine ganz leichte Aufgabe war. In bereits laufenden Forschungsprojekten, in denen schon Feldkontakte hergestellt worden waren, ergaben sich andere Möglichkeiten (bspw. auf telefonisch oder online geführte Interviews umzustellen) als für geplante Forschungsprojekte. Für rekonstruktive Forschungsprojekte, die erst unter Pandemiebedingungen begannen, stellte der weitgehende Wegfall direkter persönlicher Kontaktaufnahme eine gravierende Einschränkung dar. Zudem waren Akteur*innen im Feld Sozialer Arbeit selbst stark unter Zeit- und Handlungsdruck, sodass diese nicht über die Ressourcen verfügten, solche Feldzugänge zu unterstützen. Demgegenüber hatten Forschungen, wie schriftliche Befragungen sehr viel weniger Probleme, auf ein Online-Format umzustellen.

Als später Schnelltests frei verfügbar wurden und erste Bevölkerungsgruppen geimpft werden konnten, veränderte sich die Situation. Einerseits eröffnet dies besonders in Situationen, in denen alle Beteiligten entweder geimpft und genesen sind, wieder eine gewisse Lockerung im Umgang miteinander. Andererseits gehen damit unweigerlich Fragen von Vertrauen und Kontrolle einher. Ein negatives Testergebnis oder eine Impfung waren und sind für den Zugang zu einer Reihe öffentlicher Orte nachzuweisen. Das wirft die Frage auf, ob bei Feldkontakten erfragt oder sogar kontrolliert werden sollte, wer negativ getestet, geimpft oder genesen ist, was zugleich aber droht, Forschungsinteraktionen mit einer sozialen Kontrolle zu verbinden, von der sich zu distanzieren in der Regel entscheidend für den Feldzugang ist. Eine solche Distanzierung fällt allerdings schwer, wenn es um Infektionsrisiken für die Forschungsteilnehmenden und Forschenden geht, die auch

weitere, nicht unmittelbar Beteiligte betreffen können. Gegenstands- und feldbezogene auf der einen Seite und medizinisch-epidemiologischen Rahmungen auf der anderen Seite legen jeweils andere Entscheidungen nahe.

Doch nicht zwangsläufig begegneten Forschenden zur Sozialen Arbeit dieselben Hindernisse im Feldzugang, wie sie die beruflichen Akteur*innen im Zugang zu Adressat*innen zu bewältigen hatten. Die Notwendigkeit umzuorganisieren kann auch neue Freiräume entstehen lassen, die es Adressat*innen, Sozialarbeiter*innen und anderen Akteur*innen erleichtern, sich an Forschungsprojekten zu beteiligen, wie folgendes Beispiel zeigt: In dem an ein personenorientiertes Verständnis von Recovery, wie es von Selbsthilfe- und Betroffenenbewegungen krisen- und psychiatrieerfahrener Menschen vertreten wird, anschließendem Praxisforschungsverbund *Video- und theatergestützte Soziale Innovationen im Bereich recoveryförderlicher Arbeitsbündnisse in der (Gemeinde-)Psychiatrie (VISION-RA)*[1] wurden die Forschenden vor allem im ersten Lockdown nahezu aus allen gemeindepsychiatrischen Einrichtungen, mit denen das Projekt kooperierte, ausgeschlossen oder diese stellten sogar – wie Tagesstätten – ganz ihren Betrieb ein. Vor diesem Hintergrund entschied der Verbund, für die Psychiatrieerfahrenen online Diskursformate unter sich zu eröffnen oder in Form eines Trialoges gemeinsam mit Fachkräften aus diesem Feld und den An- und Zugehörigen. In diesen wurden die Veränderungen im Hinblick auf recoveryförderliche Arbeitsbündnisse durch die Pandemie und die zunächst noch durchaus sehr unterschiedlichen Corona-Hygiene-Regimes thematisiert. Das Ausmaß der Beteiligung, das sich sicher sehr stark aus dem Wegfall anderer Kommunikationsmöglichkeiten erklärt, war ebenso überraschend wie die Unterschiedlichkeit der Berichte über die Auswirkungen und individuellen Bewältigungsstrategien der Pandemie. So berichteten zwar nicht wenige der Psychiatrieerfahrenen von zusätzlichen Belastungen sowohl durch die Pandemie selbst, aber eben auch durch das entsprechende Hygiene-Regime. Umgekehrt gab es aber ebenso Fälle, die z.B. den Wegfall von Anwesenheits-Verpflichtungen in Einrichtungen als für ihre Recovery förderlich erlebten oder neue Arbeitsbündnisse schlossen, um Psychopharmaka auszuschleichen etc. Ähnliches zeigte sich bei den Fachkräften, von denen viele durch zusätzliche Aufgaben absolut überlastet waren, während andere sich neue Freiräume erschließen konnten.

Wie am Beispiel von *VISION-RA* angedeutet, waren gerade rekonstruktive Projekte aufgrund der Pandemie genötigt, sich forschungsmethodisch weitgehend umzuorientieren. Ehe wir dies noch einmal detaillierter in den

1 Der Praxisforschungsverbund VISION-RA der Hochschule RheinMain und der Katholischen Hochschule Mainz wird vom 01.08.2019 bis 31.7.2023 unter dem Förderkennzeichen 13FH004SA7 vom Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) in der Linie FH-Sozial gefördert (Gesamtkoordination: Michael May). Die Verantwortung für den Inhalt dieser Veröffentlichung liegt bei den Autor*innen.

Blick nehmen, sollen zunächst einmal die Veränderungen in den Rahmenbedingungen der Forschung thematisiert werden.

3 Veränderungen im Rahmen der Drittmittel-Förderung

Für bereits bewilligte Drittmittel-Projekte stellte sich die Frage, wie die Corona bedingten Einschränkungen bei der Datenerhebung sich auf die Förderung auswirken. Zwar gibt es z.B. für kurze Verlängerungen im Rahmen der Förderung der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) entsprechende Formulare, die deren Beantragung erleichtern und die Bewilligung beschleunigen. Der dafür festgelegte maximale Verlängerungszeitraum reicht jedoch nicht aus für eine Kompensation vieler gerade im Rahmen rekonstruktiver Forschung durch die Pandemie und zu deren Eindämmung getroffenen Regelungen verunmöglichten Formen der Datenerhebung. Ein Verlängerungsantrag mit entsprechenden methodischen Veränderungen benötigt jedoch entsprechende Zeit zur Begutachtung und Entscheidung. Beim BMBF, in dessen Förderlinien grundsätzlich nur eine kostenneutrale Verlängerung möglich ist, muss mit 6 bis 9 Monaten gerechnet werden.

In vielen Linien der Forschungsförderung verzögerten sich die Begutachtung von eingereichten Anträgen und die Entscheidung über sie durch die Pandemie enorm. In der BMBF-Linie Abbau von Bildungsbarrieren, Lernumwelten, Bildungserfolg und soziale Teilhabe verstrichen zwei Jahre zwischen der Einreichung der Anträge und den Bewilligungsbescheiden. Häufig waren dann in den Förderlinien zusätzliche Angaben durch die Antragstellenden nachzureichen, wie mit den eingeschränkten Möglichkeiten der Datenerhebung in den geplanten Projekten umzugehen gedacht wird. Andere Linien wurden seit der Pandemie überhaupt nicht mehr ausgeschrieben, wie z.B. die für die Soziale Arbeit so bedeutsame Förderlinie des BMBF: FH-Sozial.

Veränderungen bei den Methoden der Datenerhebung, wie sie durch die Pandemie und Hygiene-Regime notwendig wurden, haben enorme Konsequenzen für rekonstruktive Sozialforschung. So stehen jetzt Sekundäranalysen hoch im Kurs – verbunden auch mit entsprechenden Anforderungen bei Neuanträgen, die Daten erheben wollen, an Datenmanagement-Systeme und konkrete Darlegungen, welche Daten wie wem zur Verfügung stehen sollen. Flankiert wird dies durch genau darauf bezogene Förderungen und Anforderungen an Hochschulen. Im Bereich quantitativer und subsumtionslogisch verfahrender Sozialforschung, die Variablen isoliert und dann (inferenzstatistisch) miteinander relationiert, ist dies kein Problem. Im Bereich rekonstruktiver Sozialforschung bedeutet die mit Sekundäranalysen in der Regel einher-

gehende Entkontextualisierung von Daten jedoch eine gewaltige Qualitätseinbuße.

Als methodische Varianten im Bereich rekonstruktiver Sozialforschung in Zeiten der Pandemie bieten sich z. B. Ansätze der Autoethnografie (Adams et al. 2020) an. Allerdings birgt dieser Zugang die Gefahr, dass selbstdarstellerische Aspekte von Impression-Management in den Vordergrund gerückt werden und damit nur bedingt Rückschlüsse auf forscherisch anderweitig interessierende Alltagspraxen möglich ist, die dadurch überlagert werden. Weniger relevant ist dieser Aspekt bei Online-Tagebüchern oder diversen Smartphone-Apps. Allerdings stellen sich da spezifische Fragen des Daten- und Persönlichkeitsschutzes, die zunächst diskutiert werden sollen, ehe wir darauf eingehen, welchen Einfluss die Umstellung auf digitale Formate bei der Datenerhebung in Form von Interviews und Gruppendiskussionen sowie der Auswertung im Rahmen von Interpretationswerkstätten hat.

4 Zur Abwägung forschungsethischer Prinzipien

Wie im Forschungsprozess der Nutzen der Forschung eingeschätzt wird, ist standortgebunden (DGSA 2020: 8). In der Pandemiesituation mag ein Aspekt für Forschungsteilnehmende gewesen sein, in Situationen sozialer Isolation auf Akteur*innen zu treffen, die sich für ihre Bedürfnisse, Handlungsweisen und Einschätzungen interessieren, möglicherweise verbunden mit Erwartungen konkreter Veränderungen in einer in Bewegung geratenen Alltagswelt. Dies erklärt auch die große Resonanz, welche die schon angesprochenen Angebote des Praxisforschungsverbundes *VISION-RA* erfahren haben. Für Auftraggeber*innen und Förderer sind Erwartungen an Forschungsprojekte ggf. stärker mit konkreten Verwertungsinteressen verbunden. Und während sich bestimmte Forschungsvorhaben für die Forschenden unter Pandemiebedingungen als schwieriger bis unmöglich umsetzbar erwiesen, wie z.B. die geplanten partizipativen Rekonstruktionen non-verbaler Interaktionen über theatergestützte Methoden, gewannen manche Themen und Zugänge coronabedingt an Bedeutung: So die stattdessen dann von *VISION-RA* organisierten Online-Formate, um einen Eindruck zu bekommen, wie die Pandemie und Maßnahmen zu ihrer Eindämmung die persönliche Recovery als psychisch erkrankt diagnostizierter Menschen und darauf bezogener Arbeitsbündnisse mit Fachkräften beeinflusst. Forschungsprojekte, die sich so thematisch (um-)orientierten, konnten in dieser Hinsicht für die Teilnehmenden von spezifischem Nutzen sein. Als Kehrseite ist aber auch festzustellen, dass Forschungsfragen ohne Bezüge zur Coronapandemie schwerer mit konkretem Nutzen zu vermitteln sind, zumal, wenn sie eher auf disziplinären Diskursen als auf Praxisentwicklungsbedarfen gründen (Franz/Unterkofler 2021: 15).

Von Forschenden wird eine sorgfältige Abwägung verschiedener Risiken und Belastungen verlangt, denen die Forschungsteilnehmer*innen ausgesetzt werden: „Risiken und Belastungen sind minimal zu halten“ (DGSA 2020: 4). Eine Prognose, inwiefern der Forschungsprozess Risiken und Belastungen für die Teilnehmenden birgt, ist schwierig: Psychosoziale Belastungen resultieren oft aus einer nicht absehbaren Dynamik und insbesondere nicht standardisierte Forschungsprozesse, in denen über Sampling und empirische Zugänge noch nicht abschließend entschieden ist, machen eine Abwägung von Risiken und Belastungen zu einer äußerst unsicheren Aufgabe (siehe auch Haefker/Schörmann in diesem Band).

Es braucht Aufmerksamkeit und Umsicht, um in der Konstellation und im *Arbeitsbogen* (Strauss 1985) eines Forschungsprozesses wahrzunehmen, was für Einzelne – auch, wenn sie informiert und freiwillig teilnehmen – zur Belastung werden kann und woraus sich Schädigungen ergeben könnten. Eine umsichtige Einschätzung kann sich weder allein auf objektivierbare Risiken im Hinblick auf institutionalisierte Abläufe und infektionsbiologisches Wissen beschränken noch auf die lebensweltliche Perspektive der Forschungsteilnehmenden, in der sich Belastungen aus dem Erleben und Deuten sozialer Situationen ergeben. Beides ist zu vermitteln und dann auch noch mit den laufend aktualisierten Empfehlungen (wie AHA+L) und Vorgaben (wie 2G/3G für bestimmte Orte und Settings) abzustimmen. Auch als Forschende und Forschungsteilnehmende sind wir damit konfrontiert, dass soziale Orte, Alltagspraxen und Interaktionen medizinisch und epidemiologisch gerahmt sind, dass bereits die Face-to-face-Begegnung ein Infektionsrisiko darstellt. Und es kommt hinzu, dass eine Infektion mit dem Coronavirus nicht nur das Risiko einer schweren Erkrankung für die betroffene Person birgt, sondern auch das Risiko, andere anzustecken. Bereits Feldaufenthalte und Vorgespräche müssen auf Risiken hin geprüft werden. Damit einhergehend verlagert sich die Abwägung von Risiken und Belastungen im Forschungsprozess. Zumindest wird durch den Infektionsschutz nahegelegt, stärker von vornherein Risiken zu vermeiden als sich über Perspektiven und Einschätzungen mit den (potenziellen) Forschungsteilnehmenden zu verständigen. Letzteres ist wesentlich für den forschungsethischen Gedanken, Risiken und Belastungen minimal zu halten: Auch aufmerksam zu werden für lebensweltliche Problemsituationen der Teilnehmenden, die in einer Projektplanungsperspektive leicht übersehen werden. Eine forschungsethische Abwägung möglicher Risiken und Belastungen ist keine bloße Nutzen-Risiko-Analyse über die Köpfe der Teilnehmenden hinweg, sondern eng verbunden mit dem Prinzip Beteiligung. Demgegenüber werden bei Neuanträgen für Forschungsprojekte aber entsprechende Aussagen zu einem Hygienekonzept im Forschungsprozess und dem Schutz vulnerabler Gruppen erwartet. Dabei riskieren Herangehensweisen der Verständigung über Risiken und Belastungen, weil sie in

ihrem konkreten Ergebnis offen sind, im Begutachtungsprozess als zu diffus beurteilt zu werden.

Daran dürfte auch wenig ändern, dass der Forschungsethikkodex bei den Risiken und Belastungen von Forschungsteilnehmenden den Schwerpunkt auf Macht legt: „Personengruppen, die als besonders vulnerabel gelten" (DGSA 2020: 4), werden als bedrohte und marginalisierte Personengruppen verstanden. Sie sollen einerseits nicht belastet werden, andererseits als Personen nicht auf ihre möglichen Vulnerabilitäten reduziert werden, um sie vor (ggf. weiterer) Ausgrenzung, Marginalisierung, Missachtung und Gewalt zu schützen.

Die Frage nach geteilten Risikoeinschätzungen wirft die Frage nach angemessener Beteiligung von Forschungsteilnehmenden auf. „Forschung der Sozialen Arbeit soll Forschungsteilnehmer*innen nach Möglichkeit und in jeweils angemessener Weise an Forschungsprozessen beteiligen und Grenzen der Beteiligung sorgfältig reflektieren" (DGSA 2020: 5). Adressiert werden damit nicht nur als partizipativ benannte Ansätze, sondern die grundsätzliche Frage, wie je nach Forschungsinteresse und methodischem Zugang dem Recht auf Beteiligung der Forschungsteilnehmenden entsprochen werden kann. Dies schließt Fragen des Einbezugs relevanter Personen(-Gruppen) hinsichtlich der Vermeidung einer (Re-)Produktion gesellschaftlicher Ausschlüsse ebenso ein wie Beteiligungsrechte der Forschungsteilnehmenden im gesamten Forschungsprozess.

Dies bedeutet unter anderem, wie bereits benannt, dass die Abwägung möglicher Risiken und Belastungen im Dialog mit den Forschungsteilnehmenden vorgenommen werden muss. Vor dem Hintergrund der beschriebenen Bedingungen der Pandemie bedeutet es auch, das Setting der Erhebungssituation – als einen Teil des Forschungsprozesses – auszuhandeln. Einschränkungen des Handlungsspielraums von Personen sind nun auch durch Infektionsschutzmaßnahmen legitimierbar.

Bspw. erweist sich – bereits vor der Pandemie – die Verabredung zu einem Interview, auf das sich die Forschende mit einer im Freizeittreff angesprochenen Person mit Lernschwierigkeiten im Vorgespräch bereits geeinigt hat, als nahezu unmöglich, weil sie durch eine Logik der Absicherung in Frage gestellt wird (Gerner/Zühlke 2021: 175ff). Die Einrichtung stellt die Forscherin nicht zu der Person durch, sondern verweist auf die gesetzliche Betreuerin. Diese stimmt schließlich zu, erneuert dabei jedoch ihre pathologisierende Zuschreibung an die Betroffene („sie dürfen ihr aber nicht alles glauben", ebd.: 177). Unter Pandemiebedingungen können sich solche Dynamiken verschärfen, die die von Adressat*innen getroffenen Entscheidungen willkürlich unterlaufen. Die Einschätzung von Risiken und Belastungen kann so instrumentalisiert werden, um Beteiligung zu unterbinden.

Aus dem Spektrum rekonstruktiver Erhebungsmethoden wurden in der Pandemie – neben neuen digitalen Datenerhebungsstrategien – vor allem ver-

schiedene Arten von Interviews verwirklicht, auch wenn dies mit vielen offenen Fragen verbunden war. Vor dem Hintergrund des forschungsethischen Prinzips der Beteiligung stellt sich die Frage, inwieweit die Forschungsteilnehmenden an der Entscheidung beteiligt werden (können), ob ein Interview persönlich durchgeführt wird und wenn ja, wo und mit welchen Schutzvorkehrungen, oder ob es über digitale Medien geführt wird, und wenn ja, mit welchen Tools. In diesen Fragen nehmen Forschende und Forschungsteilnehmende potenziell unterschiedliche Positionen ein: Sowohl können sich ihre Einschätzungen hinsichtlich der Notwendigkeit von Schutzmaßnahmen (für sich selbst, für Mitarbeitende, für Angehörige) unterscheiden als auch ihre beruflichen und/oder lebensweltlichen Erfahrungen mit digitalen Medien generell und mit spezifischen Tools im Besonderen.

Das Prinzip der Beteiligung bedeutet vor diesem Hintergrund, in einen Aushandlungsprozess über die Gestaltung der Erhebungssituation zu treten. Es liegt nahe anzunehmen, dass durch Vorab-Entscheidungen der Forschenden nicht nur den Forschungsteilnehmenden Beteiligungschancen im Laufe des Forschungsprozesses verwehrt werden, sondern auch Ausschlüsse bestimmter Gruppen aus der Forschung produziert werden. Es ist deshalb forschungsethisch erforderlich, auch hinsichtlich durch die Pandemie entstandener Entscheidungsnotwendigkeiten in Aushandlungsprozesse mit den Forschungsteilnehmenden zu treten und angemessene Lösungen zu entwickeln. Diese können sich je nach Zielgruppe stark unterscheiden und erfordern auch eine methodische Reflexion. So kann ein Walking Interview im öffentlichen Raum je nach Fragestellung und Zielgruppe angemessen oder höchst unangemessen sein: Letzteres etwa, wenn Diskriminierungserfahrungen im öffentlichen Raum im Fokus der Fragestellung stehen. Zudem sind Grenzen der Beteiligung sorgfältig zu reflektieren (s.o.), d.h. es ist abzuwägen, ob ggf. produzierte Ausschlüsse vor dem Hintergrund von Schutzaspekten vertretbar sind.

5 Eindrücke aus der Forschungspraxis: Erhebungssituationen mit digitalen Medien

Wie schon skizziert, betrafen und betreffen Einschränkungen durch die Pandemie unterschiedliche Forschungsstrategien in sehr verschiedener Weise. So ist etwa festzustellen, dass laufende ethnografische Forschungen zum Stillstand kamen und geplante ethnografische Projekte auf unbestimmte Zeit verschoben wurden, da die zentrale Anforderung der längeren Teilnahme im Feld (z.B. Honer 2019: 197f.) auf Grund der Schutzmaßnahmen nicht realisiert werden konnte – es sei denn, es handelte sich um Virtual Ethnography,

also um das Internet als Forschungsfeld (Flick 2015: 204ff.). Wie auch weitere Forschungen in Online-Foren sind andere Zugänge der Datenerhebung kaum von den pandemiebedingten Einschränkungen betroffen, etwa wenn die Forschungsteilnehmenden selbständig Daten erheben oder Forschende für die Erhebung kaum oder nicht anwesend sein müssen (z.B. Photo Voice, Tagebuchführung, Online-Fragebögen, Videoaufzeichnungen).

Zwar sind Datenerhebungsformen, wie Interviews oder Gruppendiskussionen, nicht unbedingt an eine leibhaftige Begegnung von Angesicht zu Angesicht gebunden. Der Wegfall von mimischer und gestischer Abstimmung – zum Beispiel, wenn auf das Medium des Telefons zurückgegriffen wird, oder aber deren Einschränkungen bei Video-Konferenz-Tools (s.u.) – haben jedoch gravierende Konsequenzen. Selbst für narrative Interviews (z.B. Riemann 2018/Küsters 2009), bei denen nach einer Erzählaufforderung die Haupterzählung nicht durch Interventionen seitens der Interviewenden unterbrochen werden soll, dürften solche zum großen Teil jenseits des Bewusstseins ablaufenden mimetischen Abstimmungsprozesse von höchster Bedeutung sein[2]. Zwar scheint die im Hinblick auf die Nicht-Sichtbarkeit des Gegenübers einem Beichtstuhl durchaus ähnliche Konstellation eines Telefoninterviews unseren Erfahrungen zufolge bei manchen eine Art Bekenntnishaftigkeit zu befördern;[3] sehr viel häufiger jedoch bewirkt diese Entbehrung einer nonverbalen Resonanz seitens der Interviewenden ein schnelles Abebben des Erzählflusses. Die Interviewenden sehen sich dann genötigt, weitere Fragen zu stellen, sodass sich dann leicht eine Frage-Antwort-Dynamik einstellt, in der immer kürzere Antworten immer häufigere Fragen nach sich ziehen. Das so gewonnene Datenmaterial erschwert erheblich, so etwas wie subjektive Relevanzstrukturen oder auch – wie es in der Dokumentarischen Methode genannt wird – Orientierungsrahmen (Bohnsack 2010: 252ff.) der Interviewten zu rekonstruieren.

Ähnliche Schwierigkeiten stellen sich für die Rekonstruktion der Diskursorganisation – als einer wesentlichen Komponente der reflektierenden Interpretation im Rahmen der Dokumentarischen Methode (Bohnsack/Schäffer 2007) – wenn Gruppendiskussionen im Rahmen eines Videokonferenz-Tool erfolgen. Das bezieht sich nicht nur darauf, wie sich die Art und Weise, in der Redebeiträge und Schweigen interaktiv organisiert werden (Sacks et al. 1978), durch das Ein- und Ausschalten von Mikrofonen verändert. Weitgehend unbewusstes Räuspern, Hüsteln oder Stöhnen wird wegen der zumindest bei größeren Gruppen zumeist ausgeschalteten Mikrofone oder aufgrund mangelnder Tonqualität nicht mehr auditiv übertragen, was zusätzlich die Erreichung eines Wechsels der Sprechenden erschwert, neben technikbeding-

2 Vgl. zu deren nachgewiesener Bedeutung für ein Vorangehen in Therapieprozessen und von da ausgehend auch für eine Professionalität Sozialer Arbeit May (2016).

3 Vgl. dazu die an Foucault anschließenden Überlegungen von Völter (2006) zu narrativen Interviews und „Bekenntniskulturen“.

ten Verzögerungen und deutlich eingeschränkten Möglichkeiten der Abstimmung mit Blicken und Gesten. Dies führt nicht nur zu längeren Redebeiträgen, die durch die begrenzteren Möglichkeiten einer unmittelbaren Intervention wegen der Prozeduren des Mikrofon-Freischaltens oder der Anmeldung in einer Redner*innen-Liste dann auch häufig nebeneinander stehenbleiben, sondern damit einhergehend bei den jeweils Sprechenden auch zu einem Verharren in den eigenen subjektiven Relevanzstrukturen und Sinnprovinzen.

Dies alles verdeutlicht, dass entsprechende habituelle Routinen leibhaftiger Kommunikation im Vollzug, die für eine tiefergehende Rekonstruktion der Diskursorganisation von enormer Bedeutung sind, im Rahmen einer digitalen Simulation vermittels Videokonferenz-Tools durch ein bewusstes Gestalten der Kommunikation ersetzt werden (Reichertz 2020). Hierzu eröffnen solche Tools zusätzliche Kommunikationsebenen (z.B. Chat, Emoticons), die eine Erweiterung des bisherigen Instrumentariums zur Rekonstruktion der Diskursorganisation erfordern. Ebenso wie der häufig bewusst arrangierte und gestaltete Bildhintergrund – ob nun digital durch Auswahl eines entsprechenden Bildes, oder analog durch Positionierung der Sprechenden vermittels einer spezifischen Kameraeinstellung in einem bestimmten räumlichen Setting – verweist dies zusammengenommen auf eine deutlich stärkere Akzentuierung von Aspekten eines Impression-Management im Vergleich zu leibhaftigen Begegnungen. Aufgrund dieser mit der online-Erhebungssituation einhergehenden Effekte scheinen Rückschlüsse auf die analoge Lebenswelt der Diskutierenden kaum noch möglich.

Auch die Auswertung in Interpretationswerkstätten verändert sich, wenn diese ebenfalls durch eine Verlagerung auf Videokonferenz-Tools in ihrer Kommunikationsstruktur mehr oder weniger beeinträchtigt werden. So kommt z.B. ein für tiefenhermeneutische szenische Rekonstruktionen (wie sie für den erwähnten Forschungsverbund *VISION-RA* zentral sind) hoch bedeutsamer Assoziationsstrom auf diese Weise kaum mehr zu Stande. Und auch dort, wo in Forschungswerkstätten auf der Grundlage von Interpretationsvorlagen über deren Verhältnis zum empirischen Material diskutiert wird, sind die Möglichkeiten der nonverbalen Ratifizierung der von Einzelnen eingebrachten Deutungen reduziert. Reichertz (2021: 326f.) problematisiert dies in Bezug auf den in einer Interpretationsgemeinschaft entstehenden „Interpretationsflow". Insgesamt lässt sich für rekonstruktive Verfahren festhalten, dass Formen der Ko-Produktion bzw. –Konstruktion in der Datenanalyse beträchtliche Einschränkungen erfahren.

Für die Textproduktion Einzelner, also für das Verfassen von Interpretationstexten, Forschungsberichten, Aufsätzen gelten in der Pandemie unterschiedliche Voraussetzungen. Mit kleinen Kindern in Quarantäne zu sein, auf „Homeschooling" umzustellen, Büroräume nicht nutzen zu können, den Alltag mit Familie oder Mitbewohner*innen neu organisieren zu müssen, stellt einige vor massive Herausforderungen, während andere sich ohne weiteres

der Schreibtischarbeit zu Hause widmen können. Akademische Arbeitsverhältnisse (Stichwort: WissZeitVG Wissenschaftszeitvertragsgesetz) und familiäre Arbeitsteilung wirken sich auf die Freiräume aus, die Forschende in Ruhe nachdenken und schreiben lassen. Es ist anzunehmen, dass auch unter rekonstruktiven Sozialforscher*innen mit Kindern im Haushalt eine vergeschlechtlichte Arbeitsteilung zum Tragen kommt (Yildirim/Eslen-Ziya 2020), wenngleich wir nicht wissen, wie sich dies auf die Anzahl der Publikationen von Frauen* und Männern* auswirkt. Bezogen auf Naturwissenschaften und Medizin ließ sich eine Zunahme des Geschlechterunterschieds bei Veröffentlichungen auf Preprint Servern nachweisen (Viglione 2020).

6 Eindrücke aus der Lehre: Was bedeutet es forschen zu lernen unter Pandemiebedingungen? Was bedeutet es Studierende zu begleiten?

Studierende haben während der Pandemie Forschungsprojekte begonnen oder weitergeführt, oft durch Interviews per Telefon oder Video-Call oder durch Onlinefragebögen. Die bereits beschriebene Engführung empirischer Zugänge auf diese in der Pandemie naheliegenden Erhebungsmethoden hat dabei auch Prozesse der Methodenwahl abgekürzt, in denen sich Forschende der grundsätzlichen Aspekthaftigkeit der Zugänge bewusstwerden können. Das bedeutet allerdings nicht, dass diese Aspekthaftigkeit nicht auch auf anderen Wegen, bspw. in der Auswertung erhobener Daten anerkannt werden könnte. Nach unseren Eindrücken haben Studierende in Vorgesprächen und Einwilligungserklärungen mit den Forschungsteilnehmenden die Rahmenbedingungen sorgfältig klären und vermitteln können (etwa, dass in einem Interview per Videokonferenz nur die Tonspur aufgezeichnet wird). Als besonders herausfordernd für die Aneignung von Forschungshandeln erscheint es uns, zwischen den Perspektiven des Organisierens/Planens und einer Offenheit für die eigensinnige Nutzung von Forschungsprozessen bzw. der Distanzierung durch (potenzielle) Teilnehmer*innen zu wechseln. So orientieren sich Forschende (Studierende wie Wissenschaftler*innen) daran, welche Zeiträume den der Zielgruppe Zugehörigen vermutlich zur Verfügung stehen: Studierende, die Personen interviewen wollen, die bereits vor der Pandemie stark belastet und daher auch in ihren zeitlichen Ressourcen eingeschränkt waren, erscheint die Bitte um ein Interview nun erst recht als Zumutung. Dennoch kann es dann auch zu Interviews kommen, in denen die Teilnehmenden die Interviewsituation jeweils für ausführliche Darstellungen und Reflexionen ihrer Problemsituationen nutzen.

Die Erfahrungen seit März 2020 haben gezeigt, dass sich viele Elemente und didaktische Ansätze der Lehre von Forschung in Seminare übertragen lassen, die als Videokonferenzen gestaltet sind. Das gilt insbesondere für die Informationsvermittlung hinsichtlich methodologischer Rahmungen und für Übungen und Schritte, in denen Studierende eigenständig in Kleingruppen arbeiten und von Dozierenden begleitet werden. Dazu zählen bspw. die Erarbeitung von Fragestellungen, die Erprobung von Fragen und Diskussionsleitung, die Recherche des Forschungsstands und die Interpretation bereits erhobener Materialien.

Gleichzeitig zeigt sich, dass bestimmte auch zentrale Aspekte online kaum gelehrt werden können. Zu betonen ist die Bedeutung der Tür- und Angel-Gespräche in der Lehre: individuelle Fragen, die am Ende des Kurses oft gestellt werden, kommen zu kurz. Auch das Plenum als Ort gemeinsamen Austausches verliert an Bedeutung, jedenfalls, wenn es sich um große Seminargruppen handelt.

Es erscheint schwerer, ohne körperliche Präsenz bspw. eine forscherische Haltung zu vermitteln. Gerade die forscherische Neugier, sich darauf einzulassen, Neues zu entdecken, irritiert oft die im modular organisierten Studium gewohnte, geradlinige Abarbeitung von Arbeitsschritten, die ein spezifisches Ergebnis erwarten lassen. Sich auf einen durch Schleifen, Irrwege oder Überraschungen geprägten rekonstruktiven Forschungsprozess einzulassen, ist für Studierende oft eine große Herausforderung (Halatcheva-Trapp/Unterkofler 2021). Da Studierende diesbezüglich kaum explizite Bedenken äußern, sondern ihr Unwohlsein meist in erster Linie nonverbal deutlich wird, ist die Begleitung der Studierenden bei der Bewältigung der Herausforderung, Forschung zu wagen, online ungleich schwieriger als face-to-face.

Hinsichtlich des Erlernens von Datenerhebungsmethoden wird in der Regel auch auf Übungen in Kleingruppen zurückgegriffen. In Breakoutsessions kann auf Online-Interviews vorbereitet werden. Etwas anderes ist es, in der Online-Lehre auf Interviews in Präsenz vorzubereiten, da die oben erwähnten Einschränkungen nonverbaler Elemente und die Unterschiede der Gesprächsstrukturen online und in Präsenz hier zum Tragen kommen.

Auch erscheint die Einsozialisation in die Forschungswerkstatt schwieriger, wenn zusätzlich zum noch neuen Format des Austauschs von Interpretationsideen und ‚unfertiger' Gedanken auch noch die in Videokonferenzen notwendigen kommunikativen Verrichtungen zur Verteilung von Redebeiträgen bewältigt werden müssen.

Bei einem an den Praxisforschungsverbund *VISION-RA* angeschlossenen Lehrforschungsprojekt zeigte sich, dass sich bei den tiefenhermeneutischen Interpretationswerkstätten zu Beobachtungsprotokollen oder Transkriptionen von Audiodateien zu Abstimmungsprozessen von Fachkräften und Psychiatrieerfahrenen von 24 Studierenden im Plenum, nachdem auf Videokonferenzen umgestellt werden musste, nur etwa ein Viertel der Gruppe beteiligte und

damit deutlich weniger als in der Präsenz, wo sich ca. drei Viertel der Studierenden mehr oder weniger aktiv einbrachten. Die sich im Plenum der Videokonferenz Beteiligenden waren weitgehend mit denen identisch, die auch ihre Kamera freischalteten. Im Rahmen einer schriftlichen anonymen Befragung wurden als Gründe neben mangelnder technischer Ausstattung bzw. leistungsfähiger Internetverbindungen vor allem Scham benannt. Obwohl es ja gerade zu Beginn der Tiefenhermeneutik, wo es um erste Assoziationen und leibliche Empfindungen geht, kein Richtig oder Falsch gibt, waren die Hemmungen, das Mikrofon freizuschalten, offensichtlich hoch – höher als etwas in den Chat zu schreiben.

Die Studierenden wurden auch nach Ideen befragt, wie sich dies ändern könnte. Dass jede und jeder in der Tiefenhermeneutik der Reihe nach zunächst die eigenen ersten Assoziationen oder Empfindungen äußeren sollte, änderte jedoch ebenso wenig etwas an der Beteiligung im Plenum wie die Praxis, kleinere Sequenzen in einem zweiten Schritt zunächst in Kleingruppen zu bearbeiten. Es war dann das gleiche Viertel, das aus den Untergruppen später im Plenum berichtete. Deutlich besser angenommen wurde der Vorschlag, sich aktiv im Plenum über Emoticons einzubringen und darüber Beiträge von anderen zu kommentieren, was nicht nur für die Tiefenhermeneutik, sondern auch sonst im Hinblick auf Ratifizierung von Interpretationen durchaus als hilfreich erscheint.

7 Fazit

Rekonstruktive Forschung zur Sozialen Arbeit ist als soziale Praxis in spezifischer Weise von den gesellschaftlichen Veränderungen infolge der Coronapandemie betroffen. Wir haben gezeigt, inwiefern diese die Forschungsförderung tangiert, welche forschungsethischen Implikationen sich ergeben und wie das Umschwenken auf digitale Medien die Erhebungs- und nicht zuletzt auch Auswertungsprozesse beeinflusst. Diese Veränderungen betreffen schließlich auch die Vermittlungs- und Aneignungsprozesse rekonstruktiver Sozialforschung. Die forschungspraktische Bewältigung veränderter Bedingungen lässt sich nicht standardisieren, wie sich rekonstruktive Forschung ja grundsätzlich durch die Notwendigkeit auszeichnet, empirische Zugänge herzustellen und diese offen und reflexiv zu halten. Einerseits müssen Strategien und Lösungen für Erhebungs- und Auswertungsprozesse gefunden (und gegenüber Auftraggebern und Förderern begründet) werden, die sich an forschungsethischen und methodologischen Prinzipien orientieren. Andererseits sind die daraus entstehenden praktischen Forschungserfahrungen in eine rekonstruierende Auseinandersetzung mit der Forschungsfrage, den methodologischen und forschungsethischen Prinzipien einzubeziehen. Das ist im

Kontext rekonstruktiver Forschung nichts Neues, bleibt aber eine zentrale Herausforderung.

Literatur

Adams, Tony E./Ellis, Carolyn/Bochner, Arthur P./Ploder, Andrea/Stadlbauer, Johanna (2020): Autoethnografie. In: Mey, Günter/Mruck, Katja (Hrsg.): Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie. Band 2: Designs und Verfahren. 2., erw. u. überarb. Aufl. Wiesbaden: Springer, S. 471–491.

Aghamiri, Kathrin/Streck, Rebekka/Rießen, Anne van (Hrsg.) (i.E.): Alltag und Soziale Arbeit in der Corona-Pandemie. Opladen u.a.: Barbara Budrich.

Andresen, Sabine/Heyer, Lea/Lips, Anna/Rusack, Tanja/Schröer, Wolfgang/Thomas, Severine/Wilmes, Johanna (2021): Das Leben von jungen Menschen in der Corona-Pandemie. Erfahrungen, Sorgen, Bedarfe. Universität Hildesheim, Goethe Universität Frankfurt, Bertelsmann Stiftung. Online: http://www.bertelsmann-stiftung.de/junge-menschen-corona [Zugriff: 25.10.2021].

Böhmer, Anselm/Engelbracht, Mischa/Hünersdorf, Bettina/Kessl, Fabian/Täubig, Vicki (Hrsg.): Soz Päd Corona. Der sozialpädagogische Blog rund um Corona. https://opendata.uni-halle.de//handle/1981185920/38704 [Zugriff: 18.11.2021]

Bohnsack, Ralf (2010): Dokumentarische Methode. In: Bock, Karin/Miethe, Ingrid (Hrsg.): Handbuch Qualitative Methoden in der Sozialen Arbeit. Opladen: Barbara Budrich, S. 247-258.

Bohnsack, Ralf/Schäffer, Burkhard (2007): Exemplarische Textinterpretation: Diskursorganisation und dokumentarische Methode. In: Ralf Bohnsack (Hrsg.): Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. 2., erw. und aktual. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 309–323.

Busch-Geertsema, Volker/Henke, Jutta (2020): Auswirkungen der Covid-19-Pandemie auf die Wohnungsnotfallhilfen. Kurzexpertise als Ergänzung zum Forschungsbericht „Entstehung, Verlauf und Struktur von Wohnungslosigkeit und Strategien zu ihrer Vermeidung und Behebung“. https://www.bmas.de/DE/Service/Publikationen/Forschungsberichte/fb-566-auswirkungen-covid-19-auf-wohnungsnotfallhilfen.html [Zugriff: 21.10.2021].

Buschle, Christina/Meyer, Nikolaus (2020): Soziale Arbeit im Ausnahmezustand?! Professionstheoretische Forschungsnotizen zur Corona-Pandemie. In: Soziale Passagen, 12, 1, S. 150-177. DOI: https://doi.org/10.1007/s12592-020-00347-0.

DGSA (Deutsche Gesellschaft für Soziale Arbeit) (2020): Forschungsethische Prinzipien und wissenschaftliche Standards für Forschung der Sozialen Arbeit. Forschungsethikkodex der DGSA. https://www.dgsa.de/fileadmin/Dokumente/Ver%C3%B6ffentlichungen/Stellungnahmen/DGSA_Vorstand_Stellungnahme_Forschung_im_Kontext_der_Pandemie_01_2021.pdf [Zugriff: 23.10.2021].

DGSA (Deutsche Gesellschaft für Soziale Arbeit) (2021): Forschung im Kontext der Pandemie. Eine Stellungnahme des Vorstands der DGSA. https://www.dgsa.de/fileadmin/Dokumente/Aktuelles/2020-1-26_Positionspapier_Forschung_end.pdf [Zugriff: 25.10.2021].

Flick, Uwe (2015): Introducing Research Methodology. A Beginner's Guide To Doing A Research Project. Thousand Oaks: Sage.

Franz, Julia/Unterkofler, Ursula (2021): Zur Einleitung: Ein Forschungsethikkodex für die Soziale Arbeit. In: Dies. (Hrsg.): Forschungsethik in der Sozialen Arbeit. Prinzipien und Erfahrungen. Opladen u.a.: Barbara Budrich, S. 11-22.

Gerner, Susanne/Zühlke, Johanna (2021): Qualitative Forschung mit Frauen und Mädchen mit Lernschwierigkeiten: Forschungsethische Herausforderung im Spannungsfeld von Partizipation, Autonomie und Fremdbestimmung. In: Franz, Julia/Unterkofler, Ursula (Hrsg.): Forschungsethik in der Sozialen Arbeit. Prinzipien und Erfahrungen. Opladen/Berlin/Toronto: Barbara Budrich, S. 169-179.

Halatcheva-Trapp, Maya/Unterkofler, Ursula (2021): Teaching Grounded Theory. Analysis of an Epistemic Practice. In: International Journal of Qualitative Methods 20. DOI: https://doi.org/10.1177%2F16094069211054937.

Honer, Anne (2019): Lebensweltanalyse in der Ethnographie. In: Flick, Uwe/Kardorff, Ernst von/Steinke, Ines (Hrsg.): Qualitative Forschung: ein Handbuch. Reinbek: rororo (S. 194–204).

Küsters, Ivonne (2009): Narrative Interviews. Grundlagen und Anwendungen. 2. Aufl., Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Mairhofer, Andreas/Peucker, Christian/Pluto, Liane/Santen, Eric van/Seckinger, Mike (2020): Kinder- und Jugendhilfe in Zeiten der Corona-Pandemie. DJI-Jugendhilfeb@rometer bei Jugendämtern. München: DJI.

May, Michael (2016): Analyse von Veränderungsprozessen in frühkindlichen Interaktionen und psychodynamischen Therapien: Zu den professionalitätstheoretischen Konsequenzen des integrativen Paradigmas und seiner Kritik. In: Sozialwissenschaftliche Literatur Rundschau (SLR) 72, S. 112–128.

Reichertz, Jo (2020): Besonderheiten der kommunikativen Handlungsabstimmung via Videokonferenzen. https://blog.soziologie.de/community/methoden-der-datenauswertung/besonderheiten-der-kommunikativen-handlungsabstimmung-via-videokonferenzen [Zugriff: 29.10.2021].

Reichertz, Jo (2021): Die coronabedingte Krise der qualitativen Sozialforschung. In: Soziologie 50, 3, S. 313–335.

Riemann, Gerhard (2018): Narratives Interview. In: Bohnsack, Ralf/Geimer, Alexander/Meuser, Michael (Hrsg.): Hauptbegriffe Qualitativer Sozialforschung. 4. vollst. überarb. und erw. Aufl., Opladen/Toronto: UTB/Barbara Budrich, S. 165-170.

Sacks, Harvey/Schegloff, Emanuel/Jefferson, Gail (1978): A simplest systematics for the organisation of turn-taking in conversation. In: Schenkein, Jim (Hrsg.): Studies in the organization of conversational interaction. New York: Academic Press, S. 7-55.

Strauss, Anselm (1985): Work and the Division of Labor. In: The Sociological Quarterly 26, 1, S. 1-19.

Viglione, Giuliana (2020): Are women publishing less during the pandemic? Here's what the data say. In: nature 581, S. 365-366. DOI: https://doi.org/10.1038/d41586-020-01294-9

Völter, Bettina (2006): Erzähl mir Deine Lebensgeschichte! Das narrative Interview als Biografiegenerator. In: Rehberg, Karl-Siegbert (Hrsg.): Soziale Ungleichheit, kulturelle Unterschiede. Verhandlungen des 32. Kongresses der Deutschen Ge-

sellschaft für Soziologie in München 2004. Frankfurt am Main: Campus, S. 3545–3554.

Welzel, Franziska/Schladitz, Katja/Förster, Franziska/Löbner, Margrit/Riedel-Heller, Steffie (2021): Gesundheitliche Folgen sozialer Isolation: Qualitative Studie zu psychosozialen Belastungen und Ressourcen älterer Menschen im Zusammenhang mit der COVID-19-Pandemie. Bundesgesundheitsblatt-Gesundheitsforschung-Gesundheitsschutz, 64, 3, S. 334-341. https://link.springer.com/content/pdf/10.1007/s00103-021-03281-5.pdf [Zugriff: 21.10.2021].

Yildirim, Murat T./Eslen-Ziya, Hande (2020): The differential impact of COVID-19 on the work conditions of women and men academics during the lockdown. In: Gender Work & Organization 28, 1, S. 243-249, DOI: 10.1111/gwao.12529.

Rekonstruktive Forschung und gesellschaftliche Entscheidungssehnsucht

Matthias Otten

„Modernity was supposed to be the period in human history
when the fears that pervaded social life in the past could be left behind and
human beings could at last take control of their lives and
tame the uncontrolled forces of the social and natural worlds."
(Zygmunt Bauman: Liquid Fear 2006)

1 Einleitung

Mit dem Ausbruch der Coronapandemie ist mehr als deutlich geworden, dass das Verhältnis von Wissenschaft(en) und Politik offenbar noch weitaus komplexer ist, als es die facettenreiche und durchaus kritische Zeitdiagnose der Wissensgesellschaft schon Anfang der 2000er Jahre erahnen ließ (als Überblick: Kajetzke/Engelhardt 2010). Mit einer bisher nicht gekannten (bzw. selten so deutlich wahrgenommenen) Dringlichkeit provoziert die Pandemie mit ihrem Folgen die Frage, welche Rolle Wissenschaftler*innen in der Gesellschaft seriös einnehmen können, wenn sie durch Forschung die politische und soziale Krisenbewältigung zwar nicht ersetzen sollen und können, aber von ihnen doch erwartet wird, diese epistemisch mit abzusichern. Dabei wäre auf der Ebene konkreter Forschungsprojekte genauer einzugrenzen, worin und für wen sich die Krise in welcher Form empirisch zeigt und theoretisch manifestiert. Dazu gab es in den letzten Jahren seit 2020 auch aus den Sozialwissenschaften i.w.S. zahlreiche ad-hoc-Wortmeldungen und Explorationen aus allen Fachrichtungen.

Eine erste Welle der akademischen und fachwissenschaftlichen Kommentierungen und teils etwas reflexhaften zeitdiagnostischen Interpretationsangeboten zur Coronapandemie war erkennbar durch einen gewissen *Thrill* gekennzeichnet: Dramatisierungen von unbekannten Risiko(folgen), Skandalisierungen von politischen Versäumnissen, Romantisierungen von elitären Rückzugs- und Zeiterfahrungen und Versuche zur kritischen Korrektur von Deutungshoheit prägten viele Initiativen und Publikationen in dieser Zeit. Vielfältige kritische Stellungnahmen und Beiträge auch aus der Sozialen Arbeit und Sozialpädagogik zum Phänomen „Corona" liegen mittlerweile vor

(Überblicke bieten u.a. Aghamiri et al. 2022; Lutz et al. 2021; Meyer 2020; Richter et al. 2021). Die gesellschaftliche Situation bleibt auch nach zwei Jahren Pandemie praktisch und politisch schwierig; für Soziale Arbeit allemal. Während manche Forschende zu Beginn der Pandemie von einem sozialen bzw. politischen „Reallabor“ sprachen (Alkemeyer/Bröskamp 2020; Koloma Beck 2020), eine Metapher mit durchaus problematischer Konnotation in sozialen Zusammenhängen, scheinen mittlerweile viele Kolleg*innen des Themas eher überdrüssig. Neben der zähen Dauer des Krisenhaften, der sich niemand entziehen kann, bringt die Gleichzeitigkeit von lebensweltlicher Nähe und forschender Distanzierung (sowohl reflexiv-intellektuell als auch forschungspraktisch) viel Ernüchterung und gewisse Erschöpfung auch in den pandemisch durchwobenen Forschungs*alltag*. Braucht es da jetzt wirklich noch weitere Publikationen zu diesem Thema?

Dieser Beitrag soll keine weitere Erzählung über Folgeprobleme oder wahrscheinliche Auswirkungen der Pandemie auf einzelne Adressat*innengruppen oder institutionelle Kontexte und Handlungsprobleme referieren. Er soll auch nicht die Systemrelevanz der eigenen Profession (oder gar Disziplin) Sozialer Arbeit untermauern, wie es in vielen Stellungnahmen bereits getan wurde.[1] Vielmehr geht es mir um einen feldkritischen Blick darauf, inwieweit die Pandemie im diskursiven Geltungsspiel[2] der aktuellen krisenbezogenen Sozialforschung eine ambivalente Stimulierung der Begründungslogik und Ausrichtung rekonstruktiver Forschung mit sich bringen könnte.

Mit Blick auf die Coronapandemie bzw. deren gesellschaftliche und politische Bearbeitung gehe ich davon aus, dass sie genügend Merkmale aufweist, um nicht nur epidemiologisch, politisch und ökonomisch, sondern insbesondere auch soziologisch als außeralltägliche[3] Krise bezeichnet und analysiert zu werden (Scheffer/Schmidt 2019). Allgemein ist eine Krise dadurch gekennzeichnet, dass strukturelle und existenzielle Gefahren mit einer erheblichen existenziellen Dringlichkeit und Komplexität in die Gesellschaft einbrechen und diverse Institutionen ihre jeweiligen Mandate und Aufgaben nicht mehr erfüllen können (Deitelhoff 2021). Im Handbuch Krisenforschung wird dabei besonders die kommunikative Konstruktion von Krisen hervorgehoben als „für die breite öffentliche Wahrnehmung bedrohliche gesellschaftliche Herausforderungen, die unmittelbare grundlegende Entscheidungen und Veränderungen zu ihrer Lösung verlangen“ (Bösch et al. 2020: 5; vgl. hierzu auch Müller in diesem Band).

1 Exemplarisch zur Argumentation siehe die Initiative #dauerhaftsystemrelevant.

2 Zum Begriff des „Spiels“ in der Feld- und Praxistheorie von Bourdieu siehe Roslon (2016).

3 Diese Charakterisierung als außeralltäglich schließt nicht aus, dass es viele krisenhafte Lebensverhältnisse gibt, die nicht unbedingt als eruptiv oder als Bruch mit dem Gewohnten erlebt werden, sondern sich eher schleichend in den Alltag von Subjekten und Gesellschaften einschreiben. Dies wäre aber ein anderes Krisenverständnis. Dazu näher in Abschnitt 2.

Möglicherweise können sich Krisenerlebnisse auf längere Dauer hin verstetigen, also chronifizieren. Gerade die Soziale Arbeit hat üblicherweise mit solchen strukturell verfestigten Krisenformen auf der Fallebene zu tun (Dollinger 2021). Ob daraus mit der anhaltenden Coronapandemie eine Art eingeübter gesellschaftlicher Krisenalltag hervorgeht oder ob sich bestehende soziale Ungleichheiten weiter manifestieren und wie damit die Chancen auf ein risikoarmes Alltagsleben mit der Pandemie sehr ungleich umverteilt werden, ist nur empirisch zu klären. Streck, van Rießen und Aghamiri (2022) weisen darauf hin, dass nicht nur die Problemakkumulation für einzelne als vulnerable ausgemachte Gruppen thematisiert werden sollten, sondern die Eigensinnigkeit von Krisen(er)leben jenseits von Kategorisierungen in vulnerable bzw. deviante Gruppen ernst zu nehmen sei, was wiederum einen differenzierten Alltagsbegriff erfordert.

Selbst da, wo man in der Coronapandemie eine gewisse duldsame Gewöhnung erkennen mag, kann angesichts der fortwährenden Ungewissheit und radikalen Unplanbarkeit der weiteren Bedingungen von Alltagshandeln im Sinne klassischer soziologischer Praxis- und Handlungstheorien aber nicht ausgegangen werden (so auch Jung 2021). Wenn also der gelebte Alltag die zentrale Sinnprovinz für Fragen der rekonstruktiven Forschung ist, dann scheint es mir plausibel zu fragen, inwieweit und in welcher Weise die Pandemie dazu beiträgt, die Lebensverhältnisse vieler Menschen auf der Achse Alltäglichkeit und Nichtalltäglichkeit *erheblich* in Bewegung zu bringen oder gar *dauerhaft* zu verschieben (Ernst-Heidenreich 2018).

In meinem Beitrag möchte ich das Verhältnis von rekonstruktiver Erkenntnisarbeit und krisenbedingter Sehnsucht nach gesellschaftlicher Handlungsorientierung diskutieren. Dabei konzentriere ich mich auf die Frage, was rekonstruktive Sozialforschung angesichts der aktuellen Corona-Situation (und vermutlich darüber hinaus) im Spiel der Forschung gewissermaßen antreibt. Dem Begriff Ambivalenz kommt dabei eine wichtige Rolle zu. Ich verwende ihn allerdings nicht als psychologische Kategorie oder als klassisches Professionsproblem (Kleve 2012; Kruse 2004), sondern als gesellschaftstheoretische Zeitdiagnose, die vor allem Zygmunt Bauman schon 1992 umrissen und mit dem Konzept der „flüchtigen Moderne“ (Liquid Modernity, 2000) weiter ausgearbeitet hat (Junge 2002). Wenn sich Alltag als relativ fester *Gegenstand* rekonstruktiver Forschung verflüssigt und an dessen Stelle eine flüchtige, aber stetige Ambivalenz tritt, dann wird notwendigerweise auch der *Modus* des Forschens selbst zu einer ambivalenten Unternehmung.

2 Die Erosion des Alltags und die Verstetigung von Ambivalenz: Herausforderungen rekonstruktiver Erkenntnisarbeit

Die verschiedenen Varianten rekonstruktiver Sozialforschung eint, dass sie alle mehr oder weniger deutlich auf klassischen Grundideen der Sozialphänomenologie (Schütz) und des Pragmatismus (Garfinkel) aufbauen. Typisierungen, Schemata und Routinen des impliziten Alltagswissens bilden die Basis für die relative Gangbarkeit (Viabilität) sozialer Konstruktionen und den Erhalt von Handlungssinn im Zeitverlauf. Menschen verlassen sich im alltäglichen Handeln auf das Prinzip des „antizipierenden Rückblicks" (Knoblauch/Schnettler 2005: 23). Biografie, Identität, Erfahrungsraum und Habitus als auch Deutungsmuster und Diskurse stellen je nach „Spielart des Rekonstruktiven" (Kubisch 2014) die metatheoretisch begründeten, empirischen Ausdrucksformen dar, in denen sich Sinn verfestigt und kollektiv bündelt. Rekonstruktive Forschung in der Sozialen Arbeit hat sich traditionell vorwiegend an einem subjektzentrierten Krisenverständnis (z.B. Wohnungslosigkeit, Drogensucht, Arbeitslosigkeit, häusliche Gewalterfahrung) ausgerichtet. Gesellschaftliche Krisen dienen dabei eher als eine Art gesellschaftspolitischer Bühnenhintergrund für die performative Praxis der Krisenbewältigung.

Unvorhersehbare existenzielle Deutungs-, Handlungs- und Beziehungskrisen können nun allerdings die intersubjektiven Sinnformationen irritieren und erschüttern. Handeln wird auf der subjektiven *und* der kollektiven Ebene deshalb problematisch, weil es den selbstverständlichen Alltag in Form einer bewährten Vollzugswirklichkeit von „contingent ongoing accomplishments" (Garfinkel 1967: 11) zersetzt. Das alltägliche Erleben muss, wenn es gemeinschaftlich bearbeitet werden soll, in eine kommunizierbare Form gebracht werden; Garfinkel würde hier von „accounts" sprechen. Wenn Alltagswissen darauf abzielt, „Lösungsmechanismen zur Bewältigung der elementarsten Konstitutionsprobleme der Gesellschaft bereitzuhalten" (Matthes/Schütze 1973: 21), lässt sich mit der Coronapandemie von einer Krise des Alltagswissens und der Alltagserzählungen sprechen: „Zuviel Wirklichkeit in zu wenig Zeit", wie es in einem Artikel von Robert Pausch et al. in der ZEIT vom 02. April 2020 treffend hieß.

Solche Krisen lassen sich kaum antizipieren und bergen Fremdheitserfahrungen in sich, die dauerhaft nicht übergangen werden können und Transformationen und Neujustierungen des Alltagswissens erfordern. Ein plötzliches Einbrechen des *radikal* Unbekannten in die Gesellschaft scheint von Schütz in seinem lebensweltlichen Alltagkonzept und auch in den nachfolgenden Theorieentwicklungen allerdings noch wenig bedacht worden zu sein (Ernst-Heidenreich 2018). „Die Möglichkeit, etwas zu antizipieren, was noch nie

stattgefunden hat, schließt Schütz aus. Wie aber kommt Neues in die Welt, kann man hier fragen“ (Knoblauch/Schnettler 2005: 24). Die Frage betrifft zum einen die kriseninduzierten Wirklichkeitskonstruktionen erster Ordnung, also das tagtägliche Handeln und (Nicht)Wissen *in der Krise* von uns allen als Zeitzeug*innen und Betroffene der Pandemie. Zum anderen stellt sie sich auch für Konstruktionen zweiter Ordnung, also für Versuche des empirischen Beobachtens und Verstehens von Sinnzuschreibungen *durch die Krise*.

Die Erosion der Bedingungen des bisherigen Alltagshandelns und deren Rahmung als Krise lässt sich anhand unterschiedlicher Dimensionen rekonstruktiv erschließen: die *Zeitlichkeit* (Plötzlichkeit, Dauer, Persistenz, Zyklizität), die *Raumdimension* (Lokalisierung, Ausdehnung, Eindämmung) und die *Interdependenz* (Rückkopplungen, Systemübergriffe, Nebeneffekte) gelten als wichtige Merkmale eines allgemeinen „reflexiven Krisenverständnisses“ (Bösch et al. 2020). Mit solch einem Krisenbegriff geht es also nicht um bloße Störungen der alltäglichen Typisierungen und Routinen, sondern ganz substanziell um das „Andere des Alltags“, das „Nichtalltägliche“ (Ernst-Heidenreich 2018: 14). In diesem Sinne formuliert die kuratorische Einleitung zur multimedialen Ausstellung *Making Crisis Visible* sehr treffend die dynamische Dimension von globalen Krisenverständnissen (Hochschule für Gestaltung Offenbach 2021):

> „Obwohl er in der medialen Öffentlichkeit allgegenwärtig scheint, verändert sich der Begriff der Krise beständig. Mit dem jeweiligen Konzept verschieben sich auch die Handlungspotenziale, welche die Argumente der Krise in ihrer Rhetorik freisetzen möchten. Gilt es im politischen Einsatz des Begriffes Entscheidungen zu provozieren, schränken dessen Verwendungen in Bezug auf unsere Ressourcen und die Ökologie des Planeten unsere Handlungen geradezu ein. Zu verstehen, wie eine Krise funktioniert, wie sie sich nicht nur zeitlich, sondern auch räumlich ausbreitet und schließlich was der Begriff der Krise mit uns macht, wenn wir mit ihm konfrontiert werden (...).“

Die etwas pauschale Ansage „Die Corona-Pandemie gehört seit Anfang 2020 zum Alltag der globalisierten Welt“ (Reichertz 2021: 313) wäre also erst noch genauer zu analysieren, zumindest wenn Alltagshandeln nicht nur mit diskursiver Omnipräsenz gleichgesetzt wird.[4] Es gibt keinen direkten Zugriff auf *sinnvolle* Krisen, sondern Krisen müssen erst auf irgendeine Weise durch soziale Situationen ‚hindurch‘ und interaktiv prozessiert werden, um kommunikativ sinnvoll gemacht zu werden; praxistheoretisch gesprochen: *doing crisis*. Es geht also um eine empirische Relationierung von *situativen* Handlungen als exemplarischen Ausdrucksweisen von *zeit- und kulturtypischen* Krisenerfahrungen.

4 Etwas später räumt Reichertz im gleichen Artikel ein, dass es gerade keinen Alltag gäbe und wir – unter günstigen aber noch vollkommen ungewissen Bedingungen – „nach zwei oder drei Jahren vielleicht wieder zum Alltag und damit auch zum Alltag der empirischen Forschung zurückkehren“ (Reichertz 2021: 315) könnten.

Metaphern, mit denen die Krise beschrieben und charakterisiert werden, stellen einen möglichen diskursiven Versuch dar, um dem subjektiven Krisenerleben eine intersubjektiv (mit)teilbare Form zu geben; um eine gemeinsame Erzählung für Erfahrungen zu finden, die zwar nie identisch erlebt werden, aber doch existenziell verbinden (Mannheim 1980). Aufgrund der ungleichen sozialen, ökonomischen und psychischen Bewältigungsmöglichkeiten werden allerdings mit jeder Erzählung zugleich strukturelle Ausschlüsse aus dem konjunktiven Erfahrungsraum lokaler Krisengemeinschaften wahrscheinlicher. Vor dem Virus sind wir eben nicht alle gleich. Aber die Aktualisierung dieser Erkenntnis kann nicht der alleinige Anspruch rekonstruktiver Forschung sein. Indem ein Problem identifiziert und als Krise benannt wird, ruft dies gleichsam auch Suchbewegungen nach möglichen Lösungen hervor. Insofern sind in einer Krisenkommunikation immer auch schon Erwartungen hinsichtlich der Bewältigungsmöglichkeiten und nicht selten auch der Zuständigkeiten eingeschrieben (Bösch et al. 2020: 8). In diesem Zusammenhang ist auch der kritische Hinweis von Streck, van Rießen und Aghamiri (2022) bedenkenswert, dass Soziale Arbeit sich nicht in der Rolle verlieren sollte, die nur mahnt und gruppenspezifische Zumutungen kritisiert, sondern auch mitreflektiert, dass sie zuweilen auch selbst Zumutungen der Kontrolle mit erzeugt.

Gesteigerte Ambivalenz ist eine mögliche und durchaus wahrscheinliche Folge dieser Situation, weil die Krise das individuelle und kollektive Entscheiden erschwert und Fehlentscheidungen zeitkritisch und folgenreich sind. Verharren und nichts tun ist aber auch keine sinnstiftende Alternative. Bauman (2006: 72) bezeichnet das als „Horror of the Unmanageable“, der sich in Versuchen einer Perfektionierung von Kontroll- und Steuerungsmaßnahmen eher noch weiter steigert.[5]

Als rekonstruktive Forschungskategorie scheint der klassische Alltagsbegriff vor diesem Gesamthintergrund fraglich. Und auch für die professionelle Praxis rekonstruktiver Sozialer Arbeit (Völter 2017) wäre er meines Erachtens unter den derzeitigen Entwicklungen revisions- und klärungsbedürftig. Anstelle eines Kontinuitätskonzepts von Bewältigungsmustern, mit dem Alltag typischer Weise konzipiert wird, scheint es passender, mit Krisen eine wachsende „Instabilität der Praxis“ (Schäfer 2013) in Betracht zu ziehen, ohne dass damit gleich ein dramatischer Zusammenbruch der Handlungsroutinen einher gehen muss.

5 Sinngemäß und im Tenor einer pessimistisch getönten professionspolitischen Bilanz, beklagt Herbert Effinger (2021), dass die Ausbildung der Sozialen Arbeit auch nach 50 Jahren der akademischen Professionalisierung noch zu sehr auf Kontrolle, Prävention und Vermeidung von Ungewissheit ausgerichtet sei und damit in einer sozialen Steuerungsfiktion verhaftet bleibe. Inwieweit sein Plädoyer für eine „Selbstkompetenz“ darauf eine überzeugende Antwort zu bieten vermag, soll an dieser Stelle nicht eingehender diskutiert werden.

3 Für eine krisenbewusste Gegenstandorientierung rekonstruktiver Forschung

Die Aktualität des Ambivalenzkonzepts von Zygmunt Bauman und verwandter Denkfiguren für die Corona-Krise sind kaum zu übersehen. Sie rekurrieren auf die anthropozentrische Kränkung durch die Einsicht in die Unverfügbarkeit von Welt und damit der eigenen Lebensverhältnisse. Das Eingangszitat zu diesem Artikel stammt aus Baumans Buch „Liquid Fear" (2006), in welchem er am Beispiel des Hurrikans „Katrina" die sozialen Folgen dieser Naturkatastrophe in den USA reflektiert und darin ein zeittypisches Phänomen der Bewältigungsüberlastung erkennt. Die Charakterisierung als verflüssigte Moderne enthält bereits die Demontage als kollektive „Illusio" (Bourdieu): Die Verflüssigung von sozialen Strukturen und Institutionen verweist auf die prinzipielle Unmöglichkeit einer rational beherrschbaren modernen Welt – ein Gedanke, den Bauman bereits 1992 in „Moderne und Ambivalenz" skizziert hatte.

Grob zusammengefasst geht es also darum, Kontingenz, Anomie und Ambivalenz aus der semantischen Engführung als vermeintliche Störungen einer ansonsten normalen bzw. „normalistischen" Ordnung des Alltags (Link 1996) herauszuholen und sie stattdessen als konstitutive Elemente der Moderne zu fassen. Unverfügbarkeit als Merkmal (spät)moderner Lebensweisen ist allgegenwärtig und wird in der Lesart von Bauman durch ordnende Klassifikationsversuche eher verstärkt als ausgeräumt. Dort, wo sie sich nicht effektiv verhindern lässt, bleibt Ambivalenz eine schwelende Zumutung für die angestrebte „Reichweitenvergrößerung" (Rosa 2016/2018). Sie wirkt für viele als Provokation bzw. Kränkung der individuellen und kollektiven Bemühungen um Selbstoptimierung, die unter anderem, dies hat die Corona-Krise mehr als deutlich gezeigt, *alle* an ihre Abhängigkeit von Care und Sorge erinnert (Villa 2020).[6]

Eine krisenbewusste Gegenstandsorientierung rekonstruktiver Forschung müsste mit einem historisierenden und zugleich prospektiv-adaptiven Alltagsbegriff arbeiten, der Ambivalenz *und* Routine als gleichermaßen konstitutiv annimmt, ohne beides gegeneinander auszuspielen. Damit ließe sich dann auch empirisch eine Phänomenologie von Krisenerfahrungen[7] betreiben, die Krise und Alltag weniger als Polaritäten, sondern als Kontinuum berücksichtigt. In diesem Sinne argumentieren auch Block/Ernst-Heidenreich (2020: 71) dafür, das „Unverfügbarwerden von Welt" gleichermaßen als „Zusammen-

6 Villa betont explizit, dass Care auch für die Soziologie nicht nur anthropozentrisch gedacht werden könne, sondern als grundlegende bio-systemische Bedingung allen Lebens gilt.

7 Diese Formulierung rekurriert auf eine „Phänomenologie der Überforderungserfahrungen", mit der die Zeitdiagnose des „überforderten Subjekts" empirisch zu analysieren wäre (Fuchs et al. 2018).

bruch alltäglicher Weltverhältnisse“ *und* als „Zugzwang zur Neuordnung“ zu konzipieren. Als individueller Spannungszustand ist dieses Kontinuum keineswegs neu oder spezifisch für die Corona-Krise. In der Coping- und Resilienzforschung wird seit jeher genau diese Spannung untersucht und professionell adressiert, nicht zuletzt auch in Interventionen der Sozialen Arbeit (als Übersicht: Zander/Roemer 2016). Meine These wäre allerdings, dass solche individualisierten Unverfügbarkeitserlebnisse mit der Omnipräsenz der Pandemie möglicherweise eine andere narrative und diskursive Rahmung bekommen. Die Subjektivierung individueller Krisenerfahrungen (Bohn 2017) wird möglicherweise enger mit *kollektiven* Sorgen- und Betroffenheitsdiskursen verkoppelt, als dies sonst bei individualisierten Widerfahrnissen wie z.B. Krankheit, Trauer oder sexueller Gewalt der Fall ist (als Überblick: Gahleitner/Hahn 2012).[8]

Damit ließen sich unterschiedliche Fragerichtungen eröffnen, die Habitus, Erfahrungsräume, Identität oder Biografie nicht nur als gewordene, sondern vor allem auch als adaptive Sinnformationen untersuchen. Dabei wäre zu differenzieren zwischen der Handlungsebene von Nutzer*innen respektive Adressat*innen, der Ebene professioneller Praxis Sozialer Arbeit sowie der Ebene der Organisationen Sozialer Arbeit. Dass alle drei klassischen Gegenstandsbezüge Sozialer Arbeit durch die Auswirkungen der Corona-Krise berührt werden, ist offensichtlich und mittlerweile auch eingehend problematisiert worden. Trotz der Notwendigkeit von gruppen- und handlungsfeldbezogenen Perspektiven plädiere ich dafür, dass rekonstruktive Sozialforschung sich nicht darin erschöpfen sollte, die Folgen von Corona nur als kumulatives Leid diverser Adressat*innengruppen zu dokumentieren oder die Misere der strukturellen Unterausstattung Sozialer Arbeit zu beklagen. Statt sich in partikularistischen Adressat*innenlogiken zu verlieren, könnte rekonstruktive Forschung Krisensensibilität stärker als allgemeine Daseinsanforderung des „Homo vulnerabilis“ (Damus 2016) behandeln, ohne jedoch das Gespür für strukturelle Chancenungleichheiten zu verlieren. Das wäre ein möglicher Ansatz für komparative Analysen und Typenbildungen (z. B. Bewältigungstypiken, Protesttypiken usw.) vor dem Hintergrund von „Gleichartigkeiten der Erlebnisschichtung“ (Bohnsack 2014: 64) im existenziellen konjunktiven Erfahrungsraum der Coronapandemie.

8 Erdmann (2020) hat die Verschränkung von individueller und gemeinsamer Betroffenheit durch Ängste überzeugend als Herausforderung für die psychoanalytische Beratungspraxis beschrieben. Ähnliches ließe sich vermutlich auch für andere helfende Professionen zeigen.

4 Rekonstruktive Sozialforschung zwischen Anrufung und Gelegenheitsstruktur

Gesellschaftliche Krisen verschieben nicht nur den Alltagshorizont, sondern sie liefern Anlässe zur Rekonfiguration normativer Geltungsansprüche und zur Eroberung von fachlicher Deutungshoheit über Gründe, Folgen und Lösungen der Krisensituation. Ein exemplarisches Beispiel dafür ist die professionspolitisch motivierte Kampagne *#dauerhaftsystemrelevant*. Ein breites Bündnis von Praktiker*innen und Wissenschaftler*innen versuchte damit, die Anerkennung der Profession und Disziplin Sozialer Arbeit als Frühwarnsystem sozialer Schieflagen zu stärken. Für gesellschaftspolitisch motivierte Forschung, zumal für eine sich als kritisch verstehende Forschung zur Sozialen Arbeit (exemplarisch: Hartmann/Hünersdorf 2013), ist diese Krise eine Gelegenheit, auf dem Feld der *wissenschaftlichen* Problemanalysen und Interventionsvorschläge zu reüssieren, spätestens nachdem auch Virolog*innen und Mediziner*innen auf die *sozialen* Folgen der Pandemie und auf die fachlichen Grenzen ihrer Expertise hinwiesen.

Forschung und Wissenschaft werden einerseits als Zulieferer von Entscheidungs- und Bewertungskriterien für politisches und öffentliches Handeln angerufen und sind andererseits auch als diskursive Akzeptanzverstärker gefragt – selbst dann, wenn sie dabei im Modus des abwägenden, relativierenden und kritischen Mahnens gegenüber politischen Steuerungsmaßnahmen auftreten. In Situationen, in denen Risiken und Handlungsdruck steigen, ist der Wunsch nach schnellen Antworten und Lösungswerkzeugen eben ein anderer, man könnte sagen ein hungrigerer, als in ‚satteren' Zeiten. Allerdings ist Schnelligkeit in der Entscheidungssättigung weder methodologisch noch in der akademischen Aufmerksamkeitsökonomie eine besondere Stärke rekonstruktiver Forschung. Und das hat gute Gründe: Auf halbem Wege einer Rekonstruktion lassen sich üblicherweise noch keine vernünftigen Zwischenresultate oder gar schon praktische Folgerungen formulieren, die dann lediglich mit mehr Daten weiter erhärtet werden, wie es in quantifizierenden Methoden oft üblich ist. Trotzdem beteiligen sich (auch qualitativ forschende) Kolleg*innen aus Sozial- und Erziehungswissenschaften, Sozialpädagogik und Soziale Arbeit intensiv an der Wissens- bzw. Meinungsproduktion. Der Blog *SozPädCorona* illustriert mit 37 Beiträgen (Stand: 10.07.2022) das Diskursfeld der Sozialen Arbeit und Sozialpädagogik. Für die Soziologie betreibt das Wissenschaftszentrum Berlin (WZB) die Podcast-Serie *Soziologische Beiträge zur Corona-Krise*, die bis Dezember 2021 in fünf Staffeln mit über 100 Beiträgen soziale, ökonomische, rechtliche und kulturelle Aspekte der Krise theoretisch kommentiert und empirische Studien vorstellt, von denen aber nur wenige rekonstruktiv vorgehen.

Daran lässt sich erkennen, dass in der komprimierten Dringlichkeit und existenziellen Dimension der Corona-Krise der Erwartungshorizont der professionellen Problembearbeitung und darauf gerichteter Forschung nunmehr mit einer neuen Qualität näher rückt (Bogner 2021). Zum einen kann das als Form einer sich als vulnerabel erlebenden Weltgesellschaft zur Sinn(wieder)-herstellung mit Mitteln der Wissenschaft und Aufklärung verstanden werden, also quasi der Versuch, Ambivalenz mit rationalem Wissen unter Kontrolle zu bringen. Es ist offenkundig, dass in diesem Zusammenhang eine messende und erklärende Empirie zum wirkmächtigsten Prototyp von Wissenschaftlichkeit schlechthin geworden ist (Prisching 2020).

Allerdings ist dabei zu bedenken, dass für die methodologisch begründete Wissensproduktion einerseits und die alltagsbasierte Rezeption und Verwendung dieses Wissens (Common Sense), offenkundig nicht die gleichen Rationalitäts- und Geltungsbegründungen herangezogen werden. Im Common Sense plausibilisieren sich „gefühlte Wahrheiten“ (Renn 2019) so, wie es der Alltag (!) nahelegt und zulässt, mal mit und häufig auch ohne Kenntnisnahme von Forschungsergebnissen. Privater und politischer Alltag ist nun mal nicht (nur) auf Wissenschaft oder Rationalität verpflichtet. Mit diesem selektiven Opportunismus unterscheidet sich politisches Handeln offenbar auch nicht wesentlich vom sonstigen Alltagshandeln, wenn man die höchst unterschiedlichen Arten und Wendungen der Bezugnahme auf Wissenschaft durch politische Entscheidungsträger*innen betrachtet (Speiser 2021).[9]

Darüber hinaus sind die vielfältigen Anrufungen von Forschung und Wissenschaft auch ein Ausdruck von „Gouvernementalität der Gegenwart“ (Bröckling et al. 2000), etwa wenn in aktuellen Förderprogrammen inhaltliche Schwerpunktsetzungen vorgegeben werden, die bestimmte Thematisierungsweisen der Corona-Krise, z.B. die Kopplung Sozialer Fragen mit Digitalisierungsoffensiven (Kutscher 2020) nahelegen und andere eher unwahrscheinlich machen. Reichertz (2021) geht zudem davon aus, dass die methodische Vielfalt von Sozialforschung durch Ausweichlösungen mittels onlinegestützter Methoden mehr und mehr unter Druck gerät, weil diese entweder als vermeintliche Effizienzlösung oder aufgrund der fortgesetzten Einschränkung von direkten Feldkontakten notgedrungen vermehrt genutzt werden. Für die Qualität qualitativer Forschung sei dies ein Grund zu ernsthafter Sorge.

Und es gibt durchaus Indizien für diese Sorge: Das Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) hat im Februar 2021 eine Förderlinie für Projekte zum Thema „Gesellschaftliche Auswirkungen der Coronapandemie

9 Für eine generelle wissenschaftstheoretische Reflexion der Implikationen sozialwissenschaftlicher Politikberatung siehe auch Streeck (2009). Eine sehr ernüchterte, pessimistische Bilanz seiner eigenen Bemühungen um eine wissenschaftlich informierte Öffentlichkeit und Politik bzw. die Diskrepanz zwischen der Konsolidierung der klinisch-epidemologischen Datenlage und der politische Handlungsbereitschaft zieht der Virologe Christian Drosten in einem Interview mit der ZEIT vom 10.11.2021.

– Forschung für Integration, Teilhabe und Erneuerung“ ausgeschrieben.[10] Die Erwartung, dass mit der Krisenanalyse auch Interventionsempfehlungen für mehr Integration, Teilhabe und Erneuerung zu liefern sind, ist bereits ins Förderprogramm eingeschrieben. Im September 2021 lagen allein zu dieser Ausschreibung über 400 Projektvorschläge vor, von denen mit einem Fördervolumen von insgesamt 15 Mio. Euro nur ein Bruchteil gefördert wird. Viele Projektvorschläge setzen dabei übrigens auf Digitalisierung als potenziellen Interventionsansatz und auf online-basierte Datenerhebungen. Es lassen sich also einige Anhaltspunkte dafür finden, dass die Pandemie nicht nur für die Profession Sozialer Arbeit heikle Aktivierungsprogramme aktualisiert (Kocyba 2004), sondern diese auch in der Forschungslandschaft selbst aufscheinen. Auch die Menge und Eilfertigkeit an Stellungsnahmen im Krisendeutungswettlauf lässt sich als eine Form der (Selbst)Beschleunigung des Wissenschaftssystems lesen (Rosa 2005). Gefragt ist jetzt ein reaktionsschneller Typus der „Task-Force Forschung“, von dem man sich eine effektive, evidenzgeleitete und ‚anpackende‘ Problembearbeitung erwartet. Auch der Wissenschaftsrat (WR) formuliert hohe Erwartungen an eine „responsive und antizipative Politikberatung“ durch die Wissenschaft (Wissenschaftsrat 2021: 21).

Was bedeutet das für die Begründung und die Praxis rekonstruktiver Forschung? Die Frage ist sicher nicht, *ob* rekonstruktive Forschung relevante Beiträge zur „Corona-Gesellschaft“ (Volkmer/Werner 2020) beizutragen hätte, denn das kann sie gewiss. Zu klären wäre allerdings, unter welchen Bedingungen sie sich auf die Anrufungen und Gelegenheiten einlässt:

- Wie lässt sich verstehend-rekonstruktive Forschung begründen, dabei erkenntnisoffen, beweglich und ethisch anschlussfähig halten, wenn die gesellschaftlichen Erwartungen angesichts überbordender Kontingenz eher auf schnelle Erklärungen und beherzte Entscheidungen aus sind?
- Wie lassen sich etablierte methodische Prinzipien wie Offenheit, Feldsensibilität und unmittelbare Kommunikation der Datenerhebung angesichts von Kontaktbeschränkungen und vielfältigen anderen Restriktionen überhaupt noch realisieren?
- Anhand welcher Relevanz- und Bewertungsmaßstäbe lässt sich der spezifische Modus rekonstruktiver Forschung und ihre Nützlichkeit nicht nur fachintern, sondern auch in der Öffentlichkeit plausibel darstellen, wenn es eben nicht die traditionellen Maßstäbe der evidenzbasierten Wissenschaft[11] sein können?

10 https://www.bmbf.de/bmbf/shareddocs/bekanntmachungen/de/2021/03/3457_bekannt machung.html. [Zugriff: 08.11.2021].

11 Zur allgemeinen Diskussion über Evidenzbasierung für Profession und Disziplin Sozialer Arbeit siehe auch die Beiträge im Sammelband zur Jahrestagung 2015 der DGSA, hrsg. von Borrmann/Thiessen (2016).

Die fragwürdige Unterscheidung von Grundlagenforschung und angewandter Forschung bietet hierfür keine sinnvolle Orientierung (Kaldewey 2013). Ebenso wenig scheint die starre methodologische Abgrenzung von qualitativ-rekonstruktiver Methoden gegenüber quantitativer Sozialforschung zielführend zu sein, um die „Identität und Kapazität" (Scheffer/Schmidt 2019) der rekonstruktiven Sozialforschung im Hinblick auf die Coronapandemie auszuweisen. Eine argumentative Anregung könnte in einer anders gelagerten Typologie verschiedener Relevanzlogiken von wissenschaftlichem Nutzen von Hamann, Kaldewey und Schubert (2018) liegen. Sie unterscheiden drei grundlegende Arten, mit denen die Relevanz von Wissenschaft gesellschaftlich plausibilisiert werden kann:

(a) historisch-narrativ

Die Bedeutung einer wissenschaftlichen Erkenntnis oder forschungsbasierten Intervention für eine bestimmte *spätere* soziale Entwicklung (z.B. Senkung der Altersarmut) oder ein avisiertes Ereignis (z.B. Klimaneutralität) lässt sich erst retrospektiv (*ex post*) aus der Geschichte rekonstruieren. Sicher wird auch im Hinblick auf die Erfahrungen mit Corona vieles erst langfristig und im Rückblick differenziert zu analysieren sein. Aber die oben skizzierte Problemlöseerwartung von Forschungsförderpolitik und anderen gesellschaftlichen Akteuren lässt hier wenig Geduld für die Zeiterfordernisse komplexer historisch-rekonstruktiver Sozialforschung vermuten. Und in gewisser Weise wäre es auch gesellschaftspolitisch zynisch, sich auf spätere historische Einsichten zu berufen.

(b) standardisiert-administrativ

Auch quantifizierendes Monitoring wissenschaftlicher Leistungen setzt auf *ex post* Relevanzbewertung. Kennzahlen, Indizes und Impact-Faktoren bei Fachpublikationen ersetzen das historische Narrativ. In den Sozialwissenschaften und der Wissenschaft der Sozialen Arbeit spielt dies (noch) eine vergleichsweise geringe Rolle, wird aber zunehmend bedeutsam, auch wenn es viele nicht gut finden mögen. Ich gehe an dieser Stelle allerdings nicht näher auf den Sinn und Nutzen von Forschungsdatenmonitoring ein, zumal diese Art einer kennzahlengesteuerten Monitoringlogik außerhalb des engeren Wissenschaftssystems wenig bekannt (und relevant) sein dürfte.

(c) demokratisch-partizipativ

Der dritte Modus geht *ex ante* vor, indem Forschung unmittelbar an die artikulierten gesellschaftlichen Relevanzsetzungen anschließt. „Demokratisch-partizipative Bewertungsverfahren bewerten nicht retrospektiv, sondern zielen darauf ab, die gesellschaftliche Relevanz von Forschung prozessual, d.h.

bereits während der Durchführung herzustellen.“ (Hamann/Kaldewey/Schubert 2018: 8) Auch Ortwien Renn (2019: 184ff.) spricht sich für Forschung als „analytisch-deliberativer Dialog“ aus, der öffentliche Geltungs- und Entscheidungsaushandlungen von Wissenschaft, Zivilgesellschaft und Politik ermöglichen solle.

Für rekonstruktive Sozialforschung scheint besonders dieser dritte Modus naheliegend zu sein, auch wenn die Anforderungen dialogisch-partizipativen Forschung selbst wiederum methodologische und forschungspraktische Spannungen eigener Art mit sich bringen, auf die hier nicht vertiefend eingegangen werden soll (näher dazu Hempel/Otten 2021; Flick/Herold 2021). Indem gesellschaftliche Akteur*innen und Bürger*innen partiell in Forschungsaktivitäten beteiligt wären und dabei auch den Unterschied zwischen Methoden der Beobachtung und solchen der Interpretation kennenlernen könnten, würden sie die Gründe für den Zeitbedarf für rekonstruktive Forschung zumindest nachvollziehen können. Die Beteiligung wäre potenziell auch geeignet, um Vertrauen, Offenheit und Transparenz in und für Forschung zu schaffen. Drittens läge in demokratisch-partizipativen Relevanzaushandlungen eine Chance, gegenüber der Allgemeinheit die komplementäre Bedeutung *verstehender* Erkenntnisprogramme gegenüber deduktiv-nomologischen (erklärenden) Forschungsperspektiven aufzuzeigen und damit die Vielfalt von Wissenschaftsparadigmen zu repräsentieren. Denn trotz aller Anerkennung der großen Verdienste von Christian Drosten, Sandra Cisek und vielen anderen Forscherinnen und Forschern für eine moderne, differenzierte und gesellschaftspolitisch engagierte Wissenschaftskommunikation im Zuge der Corona-Krise ist die häufige Erwähnung von *der* Wissenschaft im Singular sicherlich ein Grund für missverständliche Eindeutigkeitserwartungen und das geringe öffentliche Wissen über Wissenschaftspluralismus (Bogner 2020).

5 Fazit

Rekonstruktive Perspektiven, mit denen danach gefragt wird, wie etwas geworden ist, die ihren Blick also *verstehend* eher in die Vergangenheit richten, tun sich logischerweise schwer mit *erklärenden* Aussagen zur Zukunft. Aufgrund ihrer gegenstandtheoretischen, methodischen und nicht zuletzt forschungsethischen Implikationen lässt sich rekonstruktive Forschung eher als langsame Wissenschaft (slow science) charakterisieren (Pels 2003; Sarewitz

2020; Stengers 2018).[12] Aus der Überlappung von Anrufungen und Opportunitäten bei gleichzeitigem Erwartungsdruck in der Krisenbearbeitung ergeben sich verschiedene Herausforderungen, die *vor* einem Forschungsprojekt und Antrag bedacht werden sollten.

Es reicht nicht, ständig nur das Brennglas-Argument zu bemühen und anhand von Einzelfällen die Dringlichkeit und die soziale Misere zu begründen. Ebenso sind theoretische Zeitdiagnosen zwar als Deutungsangebot anregend, bleiben aber spekulativ, wenn sie keine empirische Fundierung erfahren. Es geht also darum, dass „gesellschaftstheoretische Diagnose und qualitative Forschung sich wechselseitig qualifizieren“ (Lorenz 2019: 1). Das ist allerdings leichter gefordert als forschungspraktisch getan, denn am Fall orientierte rekonstruktive Forschung ist zunächst auf „Singularität verpflichtet“ (Strübing et al. 2018: 96). Es ist ein weiter Weg von der partikularen Gegenstandanalyse zur Sozialtheorie (Kalthoff et al. 2008). Idealerweise sollten mehrere rekonstruktive Studien in gegenseitiger Kenntnisnahme dazu beitragen, ein konkretes Krisenphänomen mit theoretischer Bezugnahme auf eine spezifische Zeitdiagnose so differenziert zu analysieren, dass empirische Befunde dann eben nicht nur vereinzelt erscheinen, sondern überzeugend als Ausdruck einer *zeittypischen* Praxis dienen können. Dabei ginge es dann nicht nur um die unmittelbaren Nöte und Bewältigungsformen der jeweiligen Krisenerfahrung, sondern auch darum, „die Ereignisse in ihrer Kulturbedeutung, Strukturrelevanz und Identitätswirksamkeit zu verstehen“ (Block/Ernst-Heidenreich 2020: 80).

Eine weitere Herausforderung liegt in der Aufrechterhaltung der mühsam etablierten Forschungsprinzipien und der genuinen Handwerklichkeit der rekonstruktiven Sozialforschung, einschließlich einer reflexiven Forschungsethik (Franz/Unterkofler 2021; von Unger et al. 2014). Die Erwartung einer starken fachlichen Pluralität (Interdisziplinarität) und Einbeziehung wissenschaftsexterner Akteure (Partizipation) erzeugt für rekonstruktive Ansätze eine erhebliche Komplexitätssteigerung in Forschungsprojekten – mitunter auch Ambivalenz! Der zu leistende kommunikative und forschungspraktische Aufwand zur Herstellung von Vertrauen und Verständigung (siehe oben zur demokratisch-partizipativen Relevanzbegründung) steht zunächst mal in erkennbarem Widerspruch zur Erwartung schneller Lösungen durch Task-Force-Forschung. Diese Spannung gilt es also ehrlich zu benennen und zu reflektieren.

12 Hart und Silka (2020) erörtern am Beispiel einer institutionsweiten Nachhaltigkeitsstrategie der University of Maine (USA), wie eine „entschleunigte“ Forschung als institutioneller Ansatz angelegt werden kann, ohne die Innovationskraft aufs Spiel zu setzen.

Literatur

Aghamiri, Kathrin/Streck, Rebekka/van Rießen, Anne (Hrsg.) (2022): Alltag und Soziale Arbeit in der Corona-Pandemie. Einblicke in Perspektiven der Adressat*innen. Opladen: Verlag Barbara Budrich.

Alkemeyer, Thomas/Bröskamp, Bernd (2020): Körper – Corona – Konstellationen: Die Welt als (körper-)soziologisches Reallabor. In: Volkmer, Michael/Werner, Karin (Hrsg.): Die Corona-Gesellschaft: Analysen zur Lage und Perspektiven für die Zukunft. Bielefeld: transcript Verlag, S. 67-78.

Bauman, Zygmunt (2000): Liquid Modernity. Cambridge: polity press.

Bauman, Zygmunt (2006): Liquid Fear. Cambridge: polity press.

Bauman, Zygmunt (2012/1992): Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit. Hamburg: Hamburger edition.

Block, Katharina/Ernst-Heidenreich, Michael (2020): Das pandemische Unverfügbarwerden von Welt. Zeitdiagnostische Überlegungen zum sozialtheoretischen Denken in ökologischen Zusammenhängen. In: SuN - Soziologie und Nachhaltigkeit - Beiträge zur sozial-ökologischen Transformationsforschung. Sonderband II, S. 71-83.

Bohn, Simon (2017): Die Ordnung des Selbst. Subjektivierung im Kontext von Krise und psychosozialer Beratung. Bielefeld: transcript.

Bohnsack, Ralf (2014): Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden. 9., überarb. und erweiterte Aufl. Opladen: Verlag Barbara Budrich.

Bogner, Andreas (2020): Was kann die Wissenschaft bei Pandemien leisten? Ein Essay. Preisfrage der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 2020. https://www.oeaw.ac.at/fileadmin/NEWS/2021/PDF/Bogner_Alexander_de_PF_2020-26_final-CD-1.pdf [Zugriff: 08.11.2021].

Borrmann, Stefan/Thiessen, Barbara (Hrsg.) (2016): Wirkungen Sozialer Arbeit. Potenziale und Grenzen der Evidenzbasierung für Profession und Disziplin. Opladen: Verlag Barbara Budrich.

Bösch, Frank/Deitelhoff, Nicole/Kroll, Stefan/Thiel, Thorsten (2020): Für eine reflexive Krisenforschung – zur Einführung. In: Bösch, Frank/Deitelhoff, Nicole/Kroll, Stefan (Hrsg.): Handbuch Krisenforschung. Wiesbaden: Springer VS, S. 1-13.

Bröckling, Ulrich/Krasmann, Susanne/Lemke Thomas (Hrsg.) (2000): Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Deitelhoff, Nicole (2021): Krise ist immer dann, wenn jemand sagt und viele glauben, dass Krise ist. In: Siurkus, Thomas/Deitelhoff, Nicole (Hrsg.): Crisis Interviews. Frankfurt am Main: Leibniz-Forschungsverbund „Krisen einer globalisierten Welt“.

Di Lorenzo,Giovanni/Sentker, Andreas (2021): Christian Drosten: „Ich hoffe, dass man nicht wieder Schulen schließt“. ZEIT ONLINE: https://www.zeit.de/2021/46/christian-drosten-coronavirus-virologie-pandemie-wissenschaft-impfung/komplettansicht [Zugriff: 10.07.2021].

Dollinger, Bernd (2021): Krisendiagnosen aus sozialpädagogischer Sicht. Sozial Extra 45, 4, S. 275-278.

Damus, Obrillant (2016): Homo vulnerabilis. Repenser la condition humaine. St. Denis: Connaisances et Savoirs.
Effinger, Herbert (2021): Soziale Arbeit im Ungewissen. Mit Selbstkompetenz aus Eindeutigkeitsfallen. Weinheim: Beltz Juventa.
Erdmann, Michael (2020): Globale Ängste und der Umgang mit gemeinsamer Bedrohung. In: Forum Psychoanalyse, 36, S. 375-381.
Ernst-Heidenreich, Michael (2018): Irritation des Selbstverständlichen. Eine theoretisch-empirische Annäherung an eine Soziologie situativer Nichtalltäglichkeit. Wiesbaden: Springer VS.
Flick, Sabine/Herold, Alexander (2021): Zur Kritik der partizipativen Forschung. In: Flick, Sabine/Herold, Alexander (Hrsg.): Zur Kritik der partizipativen Forschung. Forschungspraxis im Spiegel der Kritischen Theorie. Weinheim: Beltz Juventa, S. 7-17.
Franz, Julia/Unterkofler, Ursula (Hrsg.) (2021): Forschungsethik in der Sozialen Arbeit. Verlag Barbara Budrich.
Fuchs, Thomas/Iwer, Lukas/Micali, Stefano (Hrsg.) (2018): Das überforderte Subjekt. Zeitdiagnosen einer beschleunigten Gesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
Gahleitner, Silke Brigitta/Hahn, Gernot (Hrsg.) (2012): Übergänge gestalten. Lebenskrisen begleiten. Klinische Sozialarbeit. Bonn: Psychatrie Verlag.
Garfinkel, Harold (1967): Studies in ethnomethodology. Cambridge: Polity Press.
Hamann, Julian/Kaldewey, David/Schubert, Julia (2018): Ist gesellschaftliche Relevanz von Forschung bewertbar, und wenn ja, wie? Preisträger-Aufsatz der Preisfrage 2018 der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Wien 2018. https://www.oeaw.ac.at/fileadmin/NEWS/2019/IMG/preisfrage/01_PF_2018-085_Kaldewey_Hamann_Schubert.pdf [Zugriff: 08.11.2021].
Hart, David D./Linda Silka (2020). Rebuilding the Ivory Tower: A Bottom-Up Experiment in Aligning Research With Societal Needs. In: Issues in Science and Technology 36, 3, S. 64-70.
Hartmann, Jutta/Hünersdorf, Bettina (2013): Was ist und wozu betreiben wir Kritik in der Sozialen Arbeit? Eine Einführung. In: Hünersdorf, Bettina/Hartmann Jutta (Hrsg.): Was ist und wozu betreiben wir Kritik in der Sozialen Arbeit?. Wiesbaden: Springer VS, S. 9-30.
Hempel, Sebastian/Otten, Matthias (2021): Partizipation als Element rekonstruktiver Forschung. Methodische Spannungen und forschungsethische Notwendigkeiten. In: Engel, Juliane/Epp, André/Lipkina, Julia/Schinkel, Sebastian/Terhart, Henrike/Wischmann, Anke (Hrsg.): Bildung im gesellschaftlichen Wandel – Qualitative Forschungszugänge und Methodenkritik. Opladen: Verlag Barbara Budrich, S. 211-228.
Hochschule für Gestaltung Offenbach (2021): Making Crises Visible. https://makingcrisesvisible.com [Zugriff 26.11.2021].
Jung, Patrick (2021): Aufbruch ins Außeralltägliche? Grenzsituationen in psychosozialen Handlungsfeldern unter Corona. In: Lutz, Ronald/Steinhaußen, Jan/Kniffki, Johannes (Hrsg.) (2020): Corona, Gesellschaft und Soziale Arbeit. Weinheim: Beltz Juventa, S. 236-248.
Junge, Matthias (2002): Ambivalenz: eine Schlüsselkategorie in der Soziologie von Zygmunt Bauman. In: Junge, Matthias/Kron, Thomas (Hrsg.). Zygmunt Bauman.

Soziologie zwischen Postmoderne und Ethik. Wiesbaden: Springer Fachmedien, S. 81-104.

Kajetzke, Laura/Engelhardt, Anina (2010): Einleitung: Die Wissensgesellschaft beobachten. In: Engelhardt, Anina/Kajetzke, Laura (Hrsg.): Handbuch Wissensgesellschaft. Theorien, Themen und Probleme. Bielefeld: transcript. S. 7-19.

Kaldewey, David (2013): Wahrheit und Nützlichkeit. Selbstbeschreibungen der Wissenschaft zwischen Autonomie und gesellschaftlicher Relevanz. Bielefeld: transcript.

Kalthoff, Herbert/Hirschauer, Stefan/Lindemann, Gesa (Hrsg.) (2008): Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung. Frankfurt am Main: suhrkamp.

Kleve, Heiko (2012): Ambivalenz, System und Erfolg. Provokationen postmoderner Sozialarbeit. Heidelberg: Carl Auer Verlag.

Knoblauch, Hubert/Schnettler, Bernt (2005): Prophetie und Prognose. Zur Konstitution und Kommunikation von Zukunftswissen. In: Hitzler, Roland/Pfadenhauer, Michaela (Hrsg.): Gegenwärtige Zukünfte. Interpretative Beiträge zur sozialwissenschaftlichen Diagnose und Prognose. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 23-44.

Kocyba, Hermann 2004: Aktivierung. In: Bröckling, Ulrich/Krasmann/Susanne/Lemke, Thomas (Hrsg.): Glossar der Gegenwart. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 17-22.

Koloma Beck, Teresa (2020): Alltag im Reallabor. Pandemie und Bürgerkrieg als existentielle gesellschaftliche Krisen. Leviathan 48, 3, S. 451-469.

Kruse, Jan (2004): Arbeit und Ambivalenz. Die Professionalisierung Sozialer und Informatisierter Arbeit. Bielefeld: transcript.

Kubisch, Sonja (2014): Spielarten des Rekonstruktiven. Entwicklungen von Forschung in der Sozialen Arbeit. In: Mührel, Erik/Birgmeier, Bernd (Hrsg.): Perspektiven sozialpädagogischer Forschung. Methodologien – Arbeitsfeldbezüge – Forschungspraxen. Wiesbaden: Springer VS, S. 155-172.

Kutscher, Nadia (2020): Digitalisierungsschub: Chancen mit Risiken und Nebenwirkungen. Podcast. In: Soz Päd Corona. Der sozialpädagogische Blog rund um Corona. https://sozpaed-corona.de/digitalisierungsschub-chancen-mit-risiken-und-nebenwirkungen/ [Zugriff: 08.11.2021].

Link, Jürgen (1996): Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Lorenz, Stefan (2019): Optionen empirisch qualifizierter Gegenwartsdiagnostik. Komplexe Dynamiken globaler und lokaler Entwicklungen. Verhandlungen des 39. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Göttingen 2018. https://publikationen.soziologie.de/index.php/kongressband_2018/article/view/990 [Zugriff: 08.11.2021].

Lutz, Ronald/Steinhaußen, Jan/Kniffki, Johannes (Hrsg.) (2021): Corona, Gesellschaft und Soziale Arbeit. Weinheim: Beltz Juventa.

Mannheim, Karl (1980): Strukturen des Denkens. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Matthes, Joachim/Schütze, Fritz (1973): Zur Einführung: Alltagswissen, Interaktion und Gesellschaftliche Wirklichkeit. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.): Symbolischer Interaktionismus und Ethnomethodologie, S. 11-55.

Meyer, Nikolaus (2020): Verwerfung in der Sozialen Arbeit – Corona als Auslöser? In: SozPäd Corona. Der sozialpädagogische Blog rund um Corona. http://dx.doi.org/10.25673/33920 [Zugriff: 08.11.2021].

Pausch, Robert/Raether, Elisabeth/Ulrich,. Bernd (2020): Systemrelevante Berufe. Plötzlich Elite. ZEIT Arbeit. https://www.zeit.de/2020/15/systemrelevante-berufe-soziale-ungleichheit-coronavirus [Zugriff: 09.07.2022].

Pels, Dick (2003): Unhastening Science: Autonomy and Reflexivity in the Social Theory of Knowledge. Liverpool: Liverpool University Press.

Prisching, Manfred (2020): Viren, Wirren, Wissen: eine Irritation wird bearbeitet – eine wissenssoziologische Perspektive. Beitrag in der Podcast Serie „Soziologische Beiträge zur Corona-Krise. https://coronasoziologie.blog.wzb.eu/podcast/manfred-prisching-viren-wirren-wissen-eine-irritation-wird-bearbeitet-eine-wissenssoziologische-perspektive/ [Zugriff: 08.11.2021].

Reichertz, Jo (2021): Die coronabedingte Krise der qualitativen Sozialforschung. Soziologie 50, 3, S. 313-335.

Renn, Ortwien (2019): Gefühlte Wahrheiten. Orientierung in Zeiten postfaktischer Verunsicherung. Opladen: Verlag Barbara Budrich.

Richter, Martina/Sufryd Katharina/Wittfeld, Maike (2021): Soziale Arbeit und Krise. Sozial Extra 45, 4, S. 272–274.

Rosa, Hartmut (2005): Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Rosa, Hartmut (2016): Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Rosa, Hartmut (2018): Unverfügbarbeit. Wien: Residenz Verlag.

Roslon, Michael (2016): Der Spielbegriff als Feinjustierung des Habituskonzepts bei Bourdieu. Soziologieblog, Reihe Theorien und Klassiker. Online. https://soziologieblog.hypotheses.org/9781 [Zugriff: 08.11.2021].

Sarewitz, Daniel (2020): Slow Science, Fast Science. In: Issues in Science and Technology 36, 3, S. 18–19.

Schäfer, Hilmar (2013): Die Instabilität der Praxis. Reproduktion und Transformation des Sozialen in der Praxistheorie. Weilerwist: Vellbrück.

Scheffer, Thomas/Schmidt, Robert (2019): Für eine multiparadigmatische Soziologie in Zeiten existentieller Probleme. In: Soziologie 48, 2, S. 153-173.

Speiser, Guido (2021): Die Krise verwischt den Grenzbereich. In: Forschung & Lehre Online. 12.05.2021. https://www.forschung-und-lehre.de/politik/die-krise-verwischt-den-grenzbereich-3715/ [Zugriff: 08.11.2021].

Stengers, Isabelle (2018): Another Science is Possible: A Manifesto for Slow Science. Cambridge: Polity Press.

Streck, Rebekka/van Rießen, Anne/Aghamiri, Kathrin (2022): Blicke durchs Kaleidoskop – Eine Einleitung. In: Aghamiri, Kathrin/Streck, Rebekka/van Rießen, Anne (Hrsg.): Alltag und Soziale Arbeit in der Corona-Pandemie. Einblicke in Perspektiven der Adressat*innen. Opladen: Verlag Barbara Budrich. (S. 11-25).

Streeck, Wolfgang (2009): Man weiß es nicht genau: Vom Nutzen der Sozialwissenschaften für die Politik. MPIfG Working Paper 09/11. Köln: Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung.

Strübing, Jörg/Hirschauer, Stefan/Ayaß, Ruth/Krähnke, Uwe/Scheffer, Thomas (2018): Gütekriterien qualitativer Sozialforschung. Ein Diskussionsanstoß. Zeitschrift für Soziologie 47, 2, S. 83-100.

Unger, Hella von/Narimani, Petra/M´Bayo, Rosaline (2014): Forschungsethik in der qualitativen Forschung. Reflexivität, Perspektiven, Positionen. Wiesbaden: Springer VS.

Villa, Paula-Irene (2020): Corona-Krise meets Care-Krise – Ist das systemrelevant? In: Leviathan 48, 3, S. 433-450.

Völter, Bettina (2017): Das Konzept der Rekonstruktiven Sozialen Arbeit in der beruflichen Praxis. In: Völter, Bettina/Reichmann, Ute (Hrsg.): Rekonstruktiv Denken und Handeln. Rekonstruktive Soziale Arbeit in der professionellen Praxis. Opladen: Verlag Barbara Budrich, S. 19-55.

Volkmer, Michael/Werner, Karin (Hrsg.) (2020): Die Corona-Gesellschaft. Analysen zur Lage und Perspektiven für die Zukunft. Bielefeld: transcript.

Wissenschaftsrat (2021): Impulse aus der COVID-19-Krise für die Weiterentwicklung des Wissenschaftssystems in Deutschland. Positionspapier. Köln. https://www.wissenschaftsrat.de/download/2021/8834-21.html [Zugriff: 08.11.2021].

Zander Margherita/Roemer Martin (2016): Resilienz im Kontext von Sozialer Arbeit: Das Geheimnis der menschlichen Seele lüften? In: Wink, Rüdiger (Hrsg): Multidisziplinäre Perspektiven der Resilienzforschung. Wiesbaden: Springer, S. 47-72.

Teil II:
Die Ausnahmesituation methodisch geleitet verstehen

Paradoxien des Forschungshandelns unter Desasterbedingungen – Interviews mit erdbebenbetroffenen Forscher*innen

Cosimo Mangione

1 Einführung

Im World Disasters Report 2020 der Internationalen Rotkreuz- und Rothalbmondbewegung wird festgestellt, dass die Zahl der Naturkatastrophen, die mit dem Klimawandel zusammenhängen, insbesondere in der letzten Dekade um 83 % zugenommen hat (2020: 19-22). Folgerichtig wird auch empfohlen, die Forschungsanstrengungen in diesem Bereich zu verstärken, um die humanitären Organisationen mit „timely and understandable scientific information about climate-driven risks“ zu versorgen (ebd. 13). Es liegt auf der Hand, dass eine solche Forderung auch für andere Katastrophenereignisse wichtig und relevant ist, so wie die Diskussion hinsichtlich „The Role of Knowledge in Disaster Risk Reduction“ von Weichselgartner/Pigeon (2015) zeigt.

Angesichts der Eigentümlichkeiten der Forschung unter Katastrophenbedingungen wurde bereits mehrfach auf die Herausforderungen, Hindernisse und vor allem auf die ethischen Dilemmata, welchen Forscher*innen in diesem Feld begegenet sind, hingewiesen (Benight/McFarlane 2007; Proffitt Lavin et al. 2012; Ferreira et al. 2015). Eine Bedingung, die solche Handlungsschwierigkeiten verschärft, besteht darin, dass „people subjected to disasters, and thus available to be exposed to disaster research, tend to be more vulnerable than other types of research populations“ (Ferreira et al. 2015: 30).[1] Mit Blick darauf wurde

> „the importance of balancing the potential benefits to society of activities that seek to enhance knowledge and provide effective services postdisaster and the necessity of protecting the rights of individual human research subjects“ (Collogan et al. 2004: 364)

als zentrales Spannungsfeld diskutiert.

1 Das Konzept von Verletzlichkeit gehört zu den wichtigsten Erkenntnissen der Katastrophenforschung und beschreibt die Interaktion zwischen physikalischem Event und dem betroffenen Territorium bzw. der Bevölkerung, die darin lebt. Präziser formuliert geht es darum, dass “society, in its interaction with the changing physical world, constructs disaster risk by transforming physical events into hazards of different intensities or magnitudes through social processes that increase the exposure and vulnerability of population groups, their livelihoods, production, support infrastructure, and services“ (IPCC 2012: 70).

Auch deshalb wurde als oberstes Forschungsziel in diesem Feld die Produktion von Erkenntnissen definiert, die im Zuge deren Anwendung die „Verletzlichkeit der Bevölkerung gegenüber Katastrophen reduziert“ (Weichselgartner/Pigeon 2015: 115).

Wenig Beachtung wurde in diesem Zusammenhang der potentiellen Verletzlichkeit der „Person“ des Forschers bzw. der Forscherin selbst, samt seiner bzw. ihrer biographischen Verletzungsdispositionen, handlungs-, thematisierungs- und erkenntnishemmenden Haltungen geschenkt. Ich vertrete die These, dass diese Aspekte die Erzeugung von dichten und gegenstandsangemessenen Erkenntnissen erschweren können, sofern ihre Wirksamkeit nicht erkannt und umsichtig von den Forscher*innen bearbeitet wird.

In diesem Beitrag werde ich deshalb zeigen, dass es im Rahmen von Untersuchungen unter Katastrophenbedingungen, die sich einem rekonstruktiven Forschungsparadigma verpflichtet fühlen, von zentraler Bedeutung ist, sich der „Paradoxien des Forschungshandelns“ (Schütze 1994: 233) zu vergewissern und diese zu reflektieren. Sie werden beispielsweise dann sichtbar, wenn man sich auf die lebensgeschichtlichen Stegreiferzählungen von Forscher*innen einlässt und vor diesem Hintergrund Bedingungen dafür schafft, die Beziehungsgeschichte mit dem jeweiligen Forschungsfeld und mit den in dem jeweiligen Untersuchungsprojekt begegneten Forschungssubjekten zu rekonstruieren.

Ein solches Design ist prägend für ein Projekt, das ich zurzeit in Italien durchführe und die Erhebung und Analyse von interaktionsgeschichtlich-narrativen Interviews (Riemann 2000; Kloha 2018) mit Kolleg*innen von der italienischen Universität L’Aquila, die Forschungserfahrungen im Kontext der Zeit nach dem Erdbeben von Amatrice gesammelt hatten, vorsieht.[2] Beide Städte – L’Aquila im Jahre 2009 und Amatrice im Jahre 2016 – wurden in der Vergangenheit jeweils und mit gravierenden Konsequenzen auf vielfältigen Ebenen von einem starken Erdbeben erschüttert.

Um den oben genannten Themenkomplex zu diskutieren, werde ich zu Beginn meiner Argumentation einige Hinweise zum Konzept der Paradoxien des professionellen Handelns und zur Bedeutung der Reflexion von solchen Phänomenen im Rahmen von Forschungsprojekten, die unter Katastrophenbedingungen bzw. im Kontext von Katastrophen durchgeführt werden, formulieren. Im Anschluss daran werde ich zentrale Informationen und Zahlen zum Erdbeben von L’Aquila und Amatrice festhalten, die für die Einschätzung und für die Einordnung der vorgestellten Paradoxien von Bedeutung

2 In Wirklichkeit handelt es sich dabei um ein Teilprojekt, denn ich forsche bereits seit 2018 in Italien (in den Abruzzen) hinsichtlich „Soziale Arbeit nach natürlichen Katastrophen“ und erhebe sowohl lebensgeschichtliche Erzählungen (Schütze 1983, 2007) von Überlebenden des Erdbebens von L’Aquila und Amatrice als auch interaktionsgeschichtlich-narrative Interviews mit Sozialarbeiter*innen und anderen Fachkräften, die in der Unterstützungs- und Aufbauarbeit nach beiden Erdbeben tätig waren.

sind. Zuletzt werde ich einige Ausschnitte aus dem Interview mit einer Forscherin, die das Erdbeben 2009 in L'Aquila erlebt hat und 2016 unmittelbar nach dem Erdbeben von Amatrice ein qualitatives Forschungsprojekt dort initiiert hat, diskutieren und die Bedeutung der vorläufigen Ergebnisse für Projekte im Kontext von Katastrophen skizzenhaft festhalten. Das exemplarische und zu Illustrationszwecken angeführte Datenmaterial wird mit Blick auf die insgesamt drei geführten Interviews mit Forscher*innen besprochen.

2 Die Paradoxien des Forschungshandelns im Kontext von ethnographisch-rekonstruktiven Forschungsstudien

Qualitativ-narrativ-ethnographisch arbeitende Forscher*innen – und solche habe ich interviewt – bemühen sich in der Regel darum, eine (forschungs-) kommunikative Situation zu arrangieren, in der die*der Erzähler*in von einem*r emphatischen und zurückhaltenden Zuhörer*in die Möglichkeit eingeräumt bekommt, extensiv, ja monologisch und ohne Unterbrechungen über das eigene Leben oder über eine bestimmte untersuchungsrelevante Erfahrung zu erzählen. Solch eine Situation, welche sich methodisch am ehesten durch die Durchführung eines „autobiographisch-narrativen Interviews" (Schütze 1983/2007) umsetzen lässt, schafft optimale Rahmenbedingungen für die Hervorlockung von lebensgeschichtlichen Steigreiferzählungen, in denen die für die soziale Wirklichkeit charakteristische Dimension der Prozesshaftigkeit erkennbar ist (Schütze 1987: 37).

Das Stegreiferzählen lässt sich aus dieser Perspektive, um hier einen Hinweis von Treichel bezüglich der Bedeutung der Arbeiten von Alfred Schütz für die Narrationsanalyse wieder aufzugreifen, als eine Form der kontinuierlichen und nicht abgelenkten „reflexiven Zuwendung" des Subjekts zu seiner Erfahrungsaufschichtung (2004: 48f.) verstehen.

Es sei hier nur kurz daran erinnert, dass es im Rahmen des autobiographisch-narrativen Interviews darum geht, ein Kommunikationsschema in Gang zu setzen und aufrechtzuerhalten, das zur Generierung von Daten beiträgt, aus denen heraus die sequenzielle Rekonstruktion des Lebenslaufs, seine „sachliche Abfolge" (Schütze 1983: 285) „wie eins zum anderen kam", ermöglicht wird. Es würde sich nicht bewähren, eine starre Erzählvorgabe mit expliziten Stationen der narrativen Entfaltung vorzugeben, denn dies birgt die Gefahr der Überforderung der Informantin bzw. des Informanten in sich (Schütze 1977: 11). Es ist die kognitive Orientierung an einer Ereigniskette, die durch Ad-hoc-Entscheidungen den Verlauf der Erzählung bestimmt und nicht ein rigider präformierter Themenaufbau bzw. eine „formale Mani-

pulation“ der Erzähldynamik seitens des Forschers bzw. der Forscherin (ebd.).

Bei einer solch hervorgelockten biographischen Erzählung lässt sich erkennen, wie sich die von den Erzähler*innen zum Zeitpunkt der dargestellten Erfahrung erlebte Wirklichkeit in der Darstellung niederschlägt. Ausdruck eines solchen „retrospektiven und zugleich existentiellen Nacherleben(s)“ (Schütze 1987: 40) sind „sprachliche Bedeutungsmarkierer“ (Perleberg et al. 2006: 106) wie Verzögerungspausen, Erzählabbrüche oder Hintergrundkonstruktionen[3]. Dies gilt umso mehr für Erzählungen, in denen Erzähler*innen ihr damaliges Handeln im Kontext „heteronomer Systembedingungen“ (Schütze 1975: 928) erlebt haben und eine biographische Haltung entwickeln, in der verlaufskurvenförmige[4] Aspekte dominieren.

Auch deshalb sollte die analytische Arbeit an autobiographischen Stegreiferzählungen nicht auf die bloße Erkundung des „gemeinten Sinns“ reduziert werden.

Wichtig ist, solche sprachlichen Aktivitäten pragmatisch zu brechen, d.h. in Verbindung mit dem Erfahrungskontext, in dem sie entstanden, erlebt und angewandt worden sind, zu setzen, um somit Bedeutungsaspekte zu explizieren, welche sonst verborgen bleiben würden (Perleberg et al. 2006: 106; Matthes/Schütze 1973: 50; Schütze et al. 1973: 445f.). Dass auf diese Weise die „historisch-indexikale Schicht von Erfahrungsausschnitten sozialer Wirklichkeit“ erschlossen wird (Schütze 1975: 714) und Dimensionen entdeckt werden, die von den Erzähler*innen „nicht gemeint waren“ und ihren intendierten Sinn transzendieren, sollte nicht als Hinweis für die Beliebigkeit des Interpretationsprozesses gelten, denn dieser bleibt immer an die Bedeutungsmarkierer gebunden (Perleberg et al. 2006: 107).

Nun – und dies ist das Zentrum der hier ausgeführten Argumentation – darf man bei all dieser Fokussierung auf den untersuchten Gegenstand nicht aus dem Blick verlieren, dass auch der*die Forschende „durch sein praktisches Forschungshandeln in genau dieselbe Interaktion verflochten (ist), die er analysiert, beobachtet und berichtet.“ (Schütze 1994: 233) Genau dieser

3 Im Rahmen einer autobiographischen Stegreiferzählung geschieht es oft, dass der/die Erzähler*in die biographische Ereignislinie unaufgefordert unterbricht und „zurückspringt“, um von einer Erfahrung zu berichten, die er/sie vergessen hatte und chronologisch gesehen an eine frühere Stelle in der Darstellungslinie gehört. Nach diesem Einschub, der oft mit Formulierungen wie „ich habe etwas vergessen“ oder „was ich noch hinzufügen muss“ angekündigt wird und fast immer schmerzhafte Erlebnisse zum Gegenstand hat, greift der/die Erzähler*in wieder die Erzähllinie genau an der Stelle auf, an der er/sie diese unterbrochen hatte. Ohne solch einen Einschub bzw. solch eine „Hintergrundkonstruktion“ wäre die Plausibilität und Nachvollziehbarkeit der Erzählung gefährdet. Hintergrundkonstruktionen liefern wertvolle analytische Hinweise bezüglich der biographischen Haltung der Erzähler*innen und den Stand ihrer biographischen Arbeit (Schütze 1987: 219, 222).

4 Das Konzept der Verlaufskurve beschreibt eine Haltung, die von Ohnmacht, Leiden, Kontrollverlust und der Unfähigkeit des Biographieträgers, das eigene Leben intentionell zu steuern, charakterisiert ist (Schütze 1981: 145).

Umstand, der von Hoffmann-Riem (1994: 35-38) als die kommunikative Struktur des Forschungshandelns beschrieben wurde, ist verantwortlich dafür, dass in jeder ethnographisch geführten Studie Paradoxien des Forschungshandelns erkennbar sind.

Diese könnte man analog zu der Definition von Schütze hinsichtlich der Paradoxien des Professionellen Handelns (Schütze 2021: 242ff.) als unumgehbare Handlungs- und Erkenntnisschwierigkeiten verstehen, welchen Forscher*innen beim Vollzug ihrer Forschungsaktivitäten im Feld systematisch begegnen und welche ihre Entstehung der spannungsreichen Anforderungsstruktur, in der das Forschungshandeln eingebettet sind, verdanken.

Der Erfolg bei der Erhebung von qualitativen Daten hängt (abgesehen von wenigen Ausnahmen) stark davon ab, inwieweit Forscher*innen sich auf eine offene kommunikative Situation mit den jeweiligen Forschungssubjekten und Forschungsfeldern einlassen und dabei sich ihrer alltagsweltlichen Kommunikationskompetenzen bedienen können (Hoffmann-Riem 1994: 35-36). Gleichzeitig sind für Forscher*innen die Interaktionen im Kontext von solchen Untersuchungen durch die jeweiligen „wissenschaftlichen Zielsetzungen“ (ebd. 36) so geprägt, dass immer wieder gegensätzliche Anforderungen beim Aufbau der kommunikativen Beziehungen für die Forscher*innen relevant werden und die Erzeugung von Daten potentiell gefährden können. Auch wenn erfahrene Forscher*innen meist die „Basisregeln“[5] der Kommunikation in der Interaktion „routinisiert beherrschen“ (Schütze 1975: 572, Fußnote 100) und dadurch die Spannung zwischen beiden Sinn- und Kommunikationssphären balancieren und die „Konstitution von Interaktionsreziprozität“ (Schütze 1980: 86) aufrechterhalten können, birgt der Aufbau einer forschungsbezogenen Beziehungsgeschichte ungeheure Schwierigkeiten. Etwa, wenn eine narrative, offene und an den Relevanzen des Forschungssubjektes orientierte Gesprächsführung aufgrund einer misslungenen Unterstellung der Idealisierung einer Kongruenz der Perspektiven (Schütz 1973a: 12) nicht gelingt oder eine prekäre Interaktionsstruktur hervorbringt (Hoffmann-Riem 1994: 59).

Die Paradoxien des Forschungshandelns, die aufgrund der unaufhebbaren Verstrickung zwischen Forscher*in und erforschtem Gegenstand entstehen und durch die misslungene Bewältigung von Interaktionsaufgaben verschärft werden, können sich in einer hartnäckigen fehlerhaften Deutungsarbeit der erhobenen Daten niederschlagen. Um ihre negative Wirksamkeit zu begrenzen, verlangen diese Paradoxien deshalb, dass die „Feldinteraktionsanalyse des Forschers wiederum einer soziologischen Interaktionsanalyse“ umsichtig unterzogen wird (Schütze 1994: 233). Dies geht sicherlich jenseits einer bloßen Selbstreflexion oder selbstkritischen Auseinandersetzung mit den

5 Mit Basisregeln der Interaktion ist ein „Set von invarianten Eigenschaften [...], die die grundlegenden Bedingungen aller Interaktionen steuern“ (Cicourel 1973: 174f.) gemeint.

eigenen Forschungsaktivitäten und setzt eine extensive narrativ-biographische Beschäftigung mit der paradoxen Verflechtung zwischen der Geschichte der Forscher*in und der der untersuchten Subjekte voraus. Aus dieser Perspektive lassen sich auch Forschungserfahrungen als biographische Ereignisse verstehen und als solche analysieren.[6]

Bittet man nun Forscher*innen im Rahmen von interaktionsgeschichtlich narrativen Interviews, die eigene Biographie und vor diesem Hintergrund auch die Geschichte mit einem bestimmten Forschungsprojekt zu erzählen, dann entstehen Primärdaten, in denen die Biographieträger*innen sich bemühen, ihre lebensgeschichtlichen Erfahrungen und biographische Gewordenheit einem interessierten Gegenüber *zu erzählen* (Schulze 2013: 418-420). Die Bedeutsamkeit des Erzählens für die Biographieforschung ergibt sich vor allem aus der Tatsache, dass durch das Erzählen Menschen „als geschichtliche Phänomene in den Blick genommen" (Engelhardt 2011: 43) werden und es möglich wird, die Biographie als einen „Prozess höherer Ordnung" zu begreifen (Schulze 2013: 423) und als Ausdruck der lebendigen Auseinandersetzung der Subjekte mit deren sozialen Welt und – in unserem Fall – mit der Vielfalt der Kernprobleme und Spannungen, welche die Forscher*innen beim Vollzug des Forschungshandelns erfahren haben, verstehend zu rekonstruieren.

3 Ein Forschungsprojekt unter Katastrophenbedingungen

Am 06.04.2009 erlebte die damals ca. 74.000 Einwohner große Stadt L'Aquila in den Abruzzen ein Erdbeben mit der Stärke 6,3 auf der Richterskala. Insgesamt starben dabei 308 Personen, während 1500 verletzt wurden und 67.459 Einwohner der Stadt waren von jetzt auf gleich wohnungslos. Mehr als 10.000 Personen lebten in der Altstadt L'Aquilas, welche vom Erdbeben besonders stark erfasst wurde und ausnahmslos evakuiert werden musste (Cofini/Colonna 2011: 76).

Sieben Jahre nach dieser Katastrophe wurde in der Nacht vom 24.08.2016 eine Reihe an kleinen Dörfern im Tal des Velino (La valle del Velino) ca. 50 km nördlich von L'Aquila von einem starken Erdbeben mit der Stärke 6,2 auf der Richterskala heimgesucht. Die Auswirkungen dieses Bebens und der 9.000 Nachbeben, die bis September 2017 in dieser Region gezählt wurden, waren schrecklich. Insgesamt kamen 299 Menschen ums Leben, 4.454 verloren ihre Häuser und mussten in 58 Zeltlagern untergebracht werden. Insbe-

6 Besonders beeindruckend wird die hemmende und zerstörende Kraft der Paradoxien des Forschungshandelns – auch wenn dieser Ausdruck gar nicht darin vorkommt – in dem Beitrag von Wray et al. (2007; insbesondere 1.393).

sondere die kleine Gemeinde Amatrice hat es stark getroffen, wobei ihre Altstadt fast vollständig zerstört wurde (Mollison 2017).

Um den Leser*innen einen klareren Eindruck davon zu vermitteln, wie die Problemstellung, die in diesem Beitrag diskutiert wird, an Konturen gewann, füge ich im Folgenden ein Gedächtnisprotokoll meiner ersten Erkundung der Erdbebenregion mit dem Ziel, dort Beobachtungen zu notieren und Interviews mit Überlebenden zu führen, hinzu:

Das erste Mal, als ich Interviews für dieses Projekt geführt habe, war im Oktober 2017, also ein Jahr nach dem Erdbeben in Amatrice. Ich hatte vor, die Region um diese Gemeinde herum zu erkunden.

Eine Gruppe von Student*innen und Kolleg*innen der Universität L'Aquila hatte mir angeboten, mich mit dem Auto dort hinzubringen. Auf dem Weg dorthin sind wir durch mehrere kleine Bergdörfer gefahren, in denen man immer wieder eingestürzte Häuser sehen konnte. Es schien, als ob die Zeit nach dem Erdbeben zum Stillstand gekommen wäre.

Die einstündige Fahrt durch diese gebrochene Landschaft hat mich zunächst in eine nachdenklich-betretene Stimmung versetzt. Und nach und nach, als wir uns Amatrice genähert haben und das Ausmaß des Desasters in all seiner Gewalt sichtbar wurde, war das Gefühl der Fassungslosigkeit und auch das einer schmerzhaften Sprachlosigkeit dominant. Diese Sprachlosigkeit verschärfte sich, als ich dann später die ersten Interviews führte und notwendigerweise mit Erzählungen von Tod und Verlust konfrontiert wurde, die mich stark betroffen machten.

Das war das erste Mal, das ich im Rahmen eines Aufenthaltes im Feld für ein Forschungsprojekt solch ein tiefes Gefühl der Trauer und der Anteilnahme hatte.

Meine erste Nacht dort im Hotel war auch bezeichnend für diese Erfahrung. Ich lag im Bett im Hotel und war ziemlich müde aufgrund der Anstrengungen der Reise und ich vertraute darauf, bald einzuschlafen, aber ich merkte, dass es mir nicht gelang. Zu bedrückend waren die Bilder, die ich gesehen hatte und zu schmerzhaft die Geschichten, die ich gehört hatte. Und dann mitten in diesem anstrengenden Versuch zur Ruhe zu kommen, hatte ich das Gefühl, dass sich etwas bewegt, das Bett oder die Lampe, ich war mir nicht sicher. Plötzlich hatte ich riesige Angst, dass es sich um ein Beben handeln könnte und bin aus dem Zimmer gehastet. Auf dem Flur war jedoch alles sehr still. Dennoch ging ich zur Rezeption, um mich zu versichern, dass alles in Ordnung war. Die Frau dort beruhigte mich und ich ging zurück ins Zimmer. In dieser Nacht konnte ich erst spät in den Schlaf finden.

Diese Erfahrungen waren mir aufgrund ihrer Befremdlichkeit und der emotionalen Belastung nicht sofort reflexiv zugänglich und zeigten sich erst später als eine wertvolle Reflexionsquelle, um sich nachträglich der eigentümlichen Bestimmungsmerkmale des Feldes, das ich betreten hatte, und der Komplexität hinsichtlich der Interaktion mit den sonstigen Akteur*innen in

diesem krisendurchdrungenen sozialen Kontext zu vergewissern. Insbesondere schien sich die gesamte Qualität meiner Haltung zum Feld anders zu gestalten, als dies in vergangenen Projekten der Fall gewesen war und verlangte von mir, eine neue Handlungsorientierung aufzubauen. So begann ich mich zu fragen, wie andere Forscher*innen ihren Aufenthalt im Feld wahrnahmen und wie ihre Erlebnisperspektive aussah.

Während meines ersten Aufenthalts in den Abruzzen habe ich die Möglichkeit gehabt, viele Kolleg*innen von der Universität L'Aquila kennenzulernen. Die meisten davon hatten 2009 selbst das Erdbeben miterlebt, persönliche Verluste davongetragen und haben auf diese Tragödie reagiert, indem sie eine intensive Forschungsarbeit über das Erdbeben in ihrer Stadt oder allgemein über „Desaster" aus unterschiedlichen fachlichen Perspektiven begonnen haben.

Gerade die eigentümliche Verflechtung zwischen biographischer Betroffenheit und Forschungshandeln im Kontext einer natürlichen Katastrophe hat mich besonders fasziniert und angeregt, mich aus einer biographieanalytischen Perspektive mit den Forschungserfahrungen, welche die Kolleg*innen aus L'Aquila nach dem Erdbeben in Amatrice gesammelt hatten, zu beschäftigen.

Ich bin davon ausgegangen, dass ihre biographische, zeitliche und räumliche Nähe zur Katastrophe – die ersten Erkundungsaktivitäten in Amatrice fanden einige Tage nach dem Erdbeben statt – die Forschungserfahrungen stärker und markanter geprägt hatten, als dies der Fall bei anderen Forscher*innen, die von „außen" kamen – wie ich z.B. – gewesen war.

Deshalb habe ich jenseits des ursprünglichen Projektes zur „Sozialen Arbeit nach natürlichen Katastrophen" eine Erhebungswelle begonnen. Dabei habe ich interaktionsgeschichtlich-narrative Interviews mit einigen Forscher*innen aus L'Aquila aufgrund der Coronapandemie und der dadurch eingeschränkten Reisemöglichkeiten online geführt. Ich konnte mit drei Personen insgesamt sechs Interviews (jeweils ein Erst- und ein Nachfolgeinterview) führen, in denen die Erzählung der Geschichte der Forscherinnen und Forscher bezüglich deren Forschungserfahrungen im Feld nach einem Erdbeben im Vordergrund stand.

4 Paradoxien des Forschungshandelns: eine empirische Illustration am Beispiel des Interviews mit Marta Lorenzi

Die drei Forscher*innen, die ich interviewt habe, kommen aus der Stadt L'Aquila und haben 2009 dort das Erdbeben selbst erlebt. Nach dem Erdbeben von Amatrice 2016 sind sie dann als wissenschaftliche Hilfskräfte Teil einer Forschergruppe der Universität L'Aquila gewesen, die in der betroffenen Region eine einjährige Feldstudie vorwiegend mit qualitativen Instrumenten, also mit Beobachtungen und offenen Interviews durchgeführt hat.

Ich werde im Folgenden auf einige wenige allgemeine fallübergreifende Phänomene hinweisen, die bei der Beschäftigung mit dem Material sichtbar geworden sind und werde diese Phänomene skizzenhaft diskutieren sowie anhand von einigen Passagen aus dem Interview mit Marta Lorenzi veranschaulichen.

Marta Lorenzi war zum Zeitpunkt des Erdbebens von Amatrice eine junge Studentin der Sozialpädagogik an der Universität L'Aquila. Als ich sie kennengelernt habe und das Interview mit ihr führte, forschte sie als Doktorandin zum Thema „Katastrophen" an einer großen italienischen Universität.

Unmittelbar nach dem Erdbeben von Amatrice hatte sich Marta Lorenzi einer Gruppe von Forscher*innen der Universität L'Aquila angeschlossen, die sich in Amatrice nach dem Erdbeben einen ersten Eindruck von der Situation verschaffen wollte. Der Abschnitt[7], den ich im Folgenden zeige, bezieht sich auf die Darstellung des ersten Zugangs zum Feld:

> I: Ich würde Dich bitten, mir von Deinen Felderfahrungen in Amatrice zu erzählen.
>
> E: Also, ich war an dem Tag mit Carlo (ein weiteres Mitglied des Forschungsteams, das auch von mir interviewt wurde; C.M.) unterwegs. Wir sind gemeinsam nach Amatrice gefahren. Ich glaube, es war drei/zwei Tage nach dem Erdbeben… Du musst Dir das so vorstellen, dass man, als wir ankamen, davon sprach, dass noch Leute unter den Schuttteilen liegen. Wir waren im Zentrum von Amatrice, da, wo die ersten Zelte für die Leute, die ihr Haus verloren hatten, aufgestellt worden waren, neben der Altstadt, die ein kompletter Trümmerhaufen war, und von dort kamen Stimmen von Leuten, die noch auf der Suche nach Überlebenden waren... Es war dramatisch… Ähhm..Das, was ich persönlich gefühlt habe, war eine tiefe Traurigkeit, weil man permanent die Sirenen der Rettungswagen hörte. Wir haben uns immer wieder gefragt, ob die Personen, die da drin lagen, tot oder noch am Leben waren… Diese permanente Konfrontation mit dem Tod…äh..mit der Zerstörung.. ähm…als wir ankamen, rauchte der Trümmerhaufen noch, der Staub, der durch das Einstürzen aufgewirbelt wurde… Also absolute Traurigkeit, Trauer..ähm..und ein Gefühl der Anteilnahme, weil wir in L'Aquila schon 309 Tote hatten und wir haben mit uns diesen Koffer voll Trauer mit-

7 Die diskutierten Interviewpassagen wurden vom Autor aus dem Italienischen ins Deutsche übersetzt.

> gebracht. […] Und danach, am selben Tag, ist etwas passiert, was uns durcheinander gebracht hat und uns mit Entsetzen erfüllt hat, weil/während wir am Boden gesessen waren/ich weiß nicht mehr, wir haben auf jemanden gewartet und waren auf einer Stufe gesessen/weil – natürlich, es gab nichts, es war, wie ein Ort….wie soll ich sagen, ein Ort ähm.. verloren. Man hatte das Gefühl, man war in einer anderen Dimension. In dieser Paralleldimension saßen wir auf dem Boden..ich weiß nicht mehr, was wir da gemacht haben…äh…und dann kam ein starkes Nachbeben, das wir sehr deutlich spürten, da wir auf dem Boden saßen. Und das hat uns natürlich große Angst eingejagt und uns einfach das Gefühl gegeben, dass wir weglaufen müssen, um unser Leben zu retten. Es war ein Szenario, genauso wie damals in L'Aquila. […] Die ganze Zeit gab es Meldungen über Menschen, die gestorben waren oder nicht mehr auffindbar waren…Trümmer, zerstörte Familien, Verluste, Söhne, Mütter, Opas […] es ist schwierig, alles zu beschreiben, weil es das absolute Chaos war.

In diesem Abschnitt werden von der Erzählerin die chaotischen Zustände des Feldes sehr plastisch dargestellt. Was hervorsticht, ist, dass die Forscherin im Feld mit Situationen konfrontiert wird, die emotional sehr unter die Haut gehen. Sie ist bereit, sich darauf einzulassen, aber sie entdeckt dort in Amatrice ein Forschungsfeld, das ungeheuer einnehmend ist. Angesichts der zerstörerischen Kraft der Naturkatastrophe wird sie mit ihrer biographisch geprägten Verletzlichkeit konfrontiert, mit ihrer Betroffenheit, ja mit ihrer existenziellen Angst, die einen Fluchtreflex auslöst. Und all dies vermischt sich mit der tiefen moralischen Verpflichtung, als Forscherin und als Person einen Beitrag zum Wiederaufbau zu leisten.

Es zeigt sich darin ein erstes Kernproblem des Forschungshandelns im Kontext einer Katastrophe: *das ethnographische Feldparadoxon*. Es geht dabei um die Notwendigkeit vor Ort Forschung zu betreiben vs. die Angst sich in einem Feld zu bewegen, in dem Leid, Verzweiflung und Fassungslosigkeit herrschen. Ein Feld, das deshalb mit großer Wahrscheinlichkeit die Verletzlichkeit der Forscher*in sichtbar machen könnte, mit der Gefahr, dass sie davon überwältigt wird und im Trubel der kollektiven „Erleidensdynamik" (Schütze 2021: 183) ihre Erkenntnisperspektive aus dem Blick verliert.[8] Das ist sicherlich in rekonstruktiv-qualitativen Forschungszusammenhängen keine neue Erkenntnis. Dennoch habe ich das Gefühl, dass in diesem Kontext solch eine Paradoxie in einer verschärften Form auftreten kann.

Als Erbebenbetroffene gibt es bei den Personen, die ich interviewt habe, natürlich eine biographisch geprägte Vorahnung mit Blick auf das, was sie in Amatrice erwarten wird. Die Beschäftigung mit der Trauer und der Verzweiflung der Überlebenden im Rahmen des Forschungsprojektes, der Aufenthalt selbst inmitten einer zerstörten Landschaft, die sehr konkrete Gefahr wieder von den eigenen Erfahrungen mit der Katastrophe eingeholt zu werden – all das wurde von den drei Befragten als etwas dargestellt, wovor sie im Vorfeld der ersten Erkundungsgänge vor Ort größte Angst hatten.

8 Das Phänomen taucht in dem Beitrag von Mukherji et al. (2014: 819) unter dem Namen „fieldwork blues" auf.

Gleichzeitig waren alle drei Forscher*innen erstaunlich engagiert im Feld unterwegs und sprachen von der Notwendigkeit, die sie gespürt hatten, an der Forschungsstudie teilzunehmen. Sie setzten darauf, dass ihre Rolle als Wissenschaftler*innen sie dabei unterstützen würde, die eigene biographische Vertrautheit mit der Situation auszublenden bzw. fremd zu machen. Entgegen einer solch eigentheoretischen Betonung wurden immer wieder in den Erzählungen detaillierte plausibilisierende-legitimisierende Passagen hinsichtlich des Bedürfnisses als Helfer*in im Feld zu agieren sichtbar. Eine solche Ambivalenzerfahrung zeugt von der Schwierigkeit, angesichts der dramatischen existenzweltlichen Situation der potentiellen Informant*innen, ihre Unterstützungserwartungen nicht durch den bloßen Verweis auf den wissenschaftlichen Hintergrund der Präsenz der Forscher*in im Feld zurückweisen zu können. Somit pendeln die Forscher*innen zwischen den zwei Extremen der *emphatischen Überidentifikation* mit dem Leiden und Schicksal der untersuchten Personen und einer *verfremdeten Abwehrhaltung*.[9]

Wenn man die Gesamttranskripte der Interviews liest, kann man feststellen, dass alle drei Erzähler*innen permanent damit beschäftigt sind, die eigenen biographischen Erfahrungen mit den Erdbeben bzw. die biographische Verletzung, welche die Vertrautheit und Überidentifikation mit den Erdbebenbetroffenen in Amatrice erst möglich macht, immer wieder durch die Produktion von Fremdheit – durch die Forschung selbst – gegenüber der eigenen Biographie zu balancieren. Dieser Prozess kann aber immer wieder misslingen oder es droht Gefahr, dass er aus dem Gleichgewicht gerät.

Eine zentrale Bedingung dafür, dass diese bereits prekäre Dynamik entgleist, lässt sich daran erkennen, dass die Forscher*innen an manchen Stellen der Erzähldarstellung, die *biographische Ähnlichkeit zwischen ihnen und den Erdbebenbetroffenen* von Amatrice zu stark betonen. Eine Forscherin sagte mir z.B., dass die Bewohner von L'Aquila und von Amatrice alle miteinander verwandt seien und meinte damit die prinzipielle Identität der kollektivhistorischen Erfahrungen, die beide Gemeinden miteinander teilen, während eine andere Forscherin meinte, dass die „Geschichten“, die sie dort in Amatrice erfahren hatte, „*ihrer Geschichte*“ ähnelten und sie eine tiefe „*Resonanz*“ mit den Leidenserfahrungen der Überlebenden des Erdbebens von Amatrice spürte.

An einer anderen Stelle des Interviews erzählte Marta Lorenzi Folgendes:

I: und ihr wart dort, um zu forschen/ ähm

E: /In dieser ersten Phase waren wir dort, um zu verstehen, was wir machen sollten. Also in den ersten Tagen war die Forschung nur eine zukünftige Perspektive….nein…Wir waren eher/dabei zu verstehen, welche Bedürfnisse es gab. Wir sind angekommen, um in diesen ersten Stunden zu helfen..also mit unseren

9 Für Schütze (1994: 233-234) geht es um die Spannung zwischen „Nostrifizierung“ und der „verdinglichenden Verfremdung“.

> pädagogischen Kompetenzen zu unterstützen…äh und dann ist die Forschung gleichzeitig entstanden, ich weiß nicht, wie man das nennen könnte, aber es war eine besondere Forschung, zwischen helfen/sich nützlich machen und Daten konstruieren…wir hatten keine Forschungsidee, das möchte ich Dir sagen…das Erdbeben geschah eine oder zwei Nächte davor, wir hatten keine Idee, keine Stichprobe, wir hatten gar nichts..wir sind gegangen/wir haben alles konstruiert als wir dort waren, in den Tagen, Monaten und Jahren danach, aber in der Situation stand für uns eher die Frage im Vordergrund: Wie können wir uns nützlich machen?
>
> […]
>
> In einem Gemeindeteil von Amatrice öffnete die Schule in einem Zeltlager wieder. Es war ein blaues Zelt, die Art, die typisch für die Notfallsituation nach einem Erdbeben ist… Also, die Bänke waren/es ist schon ein bizarres Bild, mit den Bänken, der Tafel und den Zeichnungen von Kindern, die in diesem Zelt aufgehängt waren. Solche Zelte, wie das, welches unser Haus nach dem Erdbeben in L'Aquila gewesen ist. Also, wir haben also mit den Kindern Workshops gemacht, weil die Lehrerinnen uns gebeten haben, zu helfen, um die Kinder zum Schulbeginn aufzumuntern. Und um die Kinder ein bisschen reden zu lassen und um den Schulbeginn ein bisschen netter zu gestalten… Und wir haben diesen Workshop genutzt, um an Daten zu kommen. Denn die Kinder haben etwas geschrieben und Zeichnungen gemacht – das waren auch unsere Daten. Und gleichzeitig sind Horden von Eltern gekommen, die um Beratung gebeten haben, insbesondere bei Professor Tamberi, der auch auf die Fragen der Eltern geantwortet hat und gleichzeitig Erzählungen von den Eltern gesammelt hat…[…] und diese Sachen passierten mit einer unglaublichen Geschwindigkeit, Dringlichkeit.

In diesem Abschnitt wird eine Situation dargestellt, in der u.a. die Forschergruppe große Mühe hat, die Zeiten und Ziele des Forschungsprozesses mit den Zeiten und Bedürfnissen der kritischen Notlage des Feldes in Einklang zu bringen. Im Kern handelt es sich dabei also um die Schwierigkeit, die hektischen Zeiten des Notfalls mit den Zeiten der Forschung und der Reflexion zu versöhnen.

Aus meiner Sicht zeigt sich darin ein weiteres Kernproblem des Forschungshandelns: Es geht darum, die widersprüchliche Einheit zwischen der Rolle als Forscherin und der als Helferin bzw. zwischen der eigenen biographischen Identität, Opfer eines Erdbebens gewesen zu sein und dem lebensgeschichtlich motivierten Bedürfnis, Helferin nach dem Erdbeben sein zu wollen, aushalten zu können.

Präziser ausgedruckt könnte man sagen, dass Marta Lorenzi hier sehr klar auf die Spannung einerseits zwischen der unmittelbaren Dringlichkeit im Feld auf die existenzweltlichen Bedürfnisse der betroffenen Überlebenden in der „Post-Desaster"-Phase zu reagieren[10], und der Notwendigkeit, weiterhin

10 Die drei Forscher*innen, die ich interviewt habe, verbanden mit dem Forschungsprozess in der ersten Zeit nach dem Erdbeben das Ziel, sich im Kontext der Katastrophe nützlich zu machen (Heeg 1996), auch wenn die Darstellung immer wieder Brüche und Ambivalenzen zeigt.

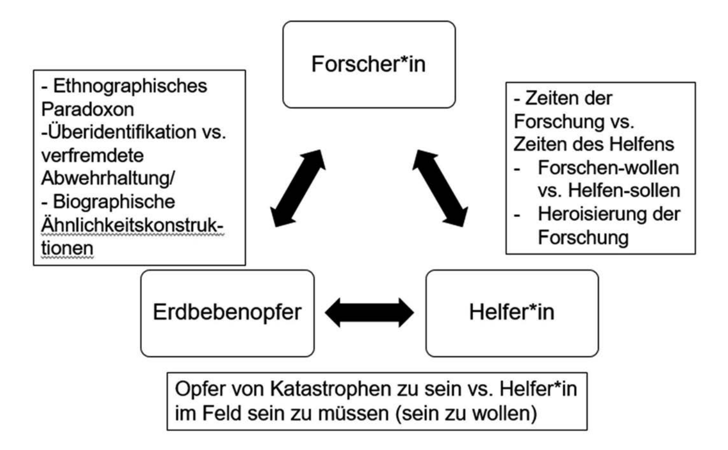


Abbildung 1: Paradoxien des Forschungshandelns

als Forscher*in aufzutreten, hinweisen möchte. Man könnte in diesem Zusammenhang von helfenden Forscher*innen sprechen, wobei aus der Gesamtheit der Erzählungen deutlich wird, dass die Beziehungen, welche in dieser ersten Phase, in der das „Helfen" im Vordergrund stand, aufgebaut wurden, sich nach der Überwindung der kritischen Notfallphase als hilfreich erwiesen haben, um forschungsorientierte Beziehungen zu arrangieren.

Zum Teil wird in den Erzählungen die Forschung und die Forscher*in selbst heroisiert, also als ein zentrales Instrument der sozialen Veränderung, der Verbesserung der Rahmenbedingungen vor Ort und der Förderung der sozialen Gerechtigkeit gesehen.

Marta Lorenzi zeigt in dieser Passage zudem, welche radikale Offenheit eine Forscherin bzw. ein Forscher in diesem Kontext mitbringen sollte, um zwischen unterschiedlichen Rollen zu balancieren, ohne dabei die Handlungsorientierung zu verlieren. Sie bleibt offen für die Bedürfnisse, die von mehreren Seiten und in extremer Dringlichkeit an sie herangetragen werden und kaum Abwägung zulassen. Es scheint so, als ob die Forderungen von den beschriebenen Eltern und der Lehrerin etwas wäre, was auch von den Forschern nicht abgewiesen werden kann, ohne die Legitimität des Aufenthaltes im Feld zu gefährden.

Ein weiteres Problem, das in diesem Abschnitt aber auch in den weiteren Erzählungen deutlich wird, ist die zentrale Schwierigkeit, die Spannung zwischen „Opfer von Katastrophen" und „Helfer*in im Kontext einer Katastrophe" sein zu müssen, auszuhalten und zu reflektieren. Die Rolle der Forscher*innen im Feld wird nicht als etwas Rigides präsentiert, sondern als das Ergebnis einer Interaktion mit dem Untersuchungsgegenstand und als das Ergebnis von ergebnisoffenen Abstimmungsprozessen.

5 Abschließende Anmerkungen

Diese gezwungenermaßen knapp gehaltene Diskussion einiger Passagen des gesammelten Datenmaterials zeigt sehr deutlich, dass die Paradoxien des Forschungshandelns das Ergebnis einer Spannung zwischen inkommensurabel „geschlossenen Wirklichkeitsbereichen“ (Schütz 1973b) sind, die von unterschiedlichen Erkenntnis- und Kommunikationsprinzipien gesteuert werden und es den Forscher*innen somit schwer machen, ihr Handeln im Feld konsequent auszurichten. Obwohl die beschriebenen Paradoxien dadurch verschärft wurden, dass die befragten Forscher*innen eine starke biografische Nähe zum untersuchten Feld aufwiesen und sich die italienische Sozialforschung traditionell als kritisch-transformative Praxis versteht (Mangione 2011), gehe ich davon aus, dass solche Phänomene aufgrund der kommunikativen Struktur des rekonstruktiven Forschungshandelns auch in anderen Studien relevant sind, die sich diesem epistemologischen Paradigma verpflichtet fühlen.

Aus meiner Sicht ist es daher notwendig, sich systematisch mit den Paradoxien des Forschungshandelns auseinanderzusetzen. Ihre Genese macht jedoch deutlich, dass es nicht das Ziel dieses Prozesses sein kann, die Paradoxien vollständig überwinden zu wollen. Vielmehr geht es darum, Vorkehrungen, ja „Metaklärungsverfahren“ (Schütze 2021: 244) einzuplanen, mit denen die erkenntnishemmende Kraft der Paradoxien reflektiert und begrenzt werden kann. Dazu gehören beispielsweise die Möglichkeit des Austauschs im Team oder in einer Forschungswerkstatt, das Führen eines Forschungstagebuchs oder auch (freilich mit einem geringeren epistemologischen Potenzial ausgestattet) die Kontaktpflege mit Verwandten oder Freunden während der Beschäftigung mit dem jeweiligen Projekt, um die Möglichkeit zu haben, die anzutreffenden Belastungen ad hoc zu thematisieren (Mukherji et al. 2014: 821).

Literaturverzeichnis

Benight, Charles C./McFarlane, Alexander C. (2007): Challenges for disaster research: Recommendations for planning and implementing disaster mental health studies. In: Journal of Loss and Trauma 12*, 5, S.* 419-434.

Cicourel, Aaron V. (1973): Basisregeln und normative Regeln im Prozess des Aushandelns von Status und Rolle. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.): Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit. Symbolischer Interaktionismus und Ethnomethodologie, Band 1. Reinbek: Rowohlt Taschenbuch Verlag, S. 147-188.

Cofini, Vincenza/Colonna, Franco (2011): La sistemazione della popolazione aquilana. In: Università degli Studi dell'Aquila (Hrsg.): Il terremoto dell'Aquila. Analisi e riflessioni sull' emergenza. L'Aquila: Edizioni L' Una, S. 75-96.

Collogan, Lauren K./Tuma, Farris/Dolan-Sewell, Regina/Borja, Susan/Fleischman, Alan R. (2004): Ethical Issues Pertaining to Research in the Aftermath of Disaster. In: Journal of Traumatic Stress 17, 5, S. 363-372.

Engelhardt, Michael von (2011): Narration, Biographie, Identität. Möglichkeiten und Grenzen des lebensgeschichtlichen Erzählens. In: Hartung, Olaf/Steininger, Ivo/Fuchs, Thorsten (Hrsg.): Lernen und Erzählen interdisziplinär. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 39-60.

Ferreira, Regardt J./Buttell, Fredrick/Ferreira, Sandra B. (2015): Ethical considerations for conducting disaster research with vulnerable populations. In: Journal of Social Work Values and Ethics 12, 1, S. 29-40.

Heeg, Paul (1996): Informative Forschungsinteraktionen. In: Breuer Franz (Hrsg.): Qualitative Psychologie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 41-60.

Hoffmann-Riem, Christa (1994): Die Sozialforschung einer interpretativen Soziologie – Der Datengewinn. In: Hoffmann-Riem, Wolfgang/Pieper, Marianne/Riemann, Gerhard (Hrsg.): Elementare Phänomene der Lebenssituation. Ausschnitte aus einem Jahrzehnt soziologischen Arbeitens. Weinheim: Deutscher Studien Verlag, S. 20-70.

International Federation of Red Cross and Red Crescent Societies (2020): World Disasters Report 2020. Come Heat or High Water. Tackling the humanitarian impacts of the climate crisis together. Geneva. https://www.ifrc.org/sites/default/files/2021-05/20201116_WorldDisasters_Full.pdf [Zugriff 25.12.2021].

IPCC (2012): Managing the Risks of Extreme Events and Disasters to Advance Climate Change Adaptation. A Special Report of Working Groups I and II of the Intergovernmental Panel on Climate Change [Field, C.B., V. Barros, T.F. Stocker, D. Qin, D.J. Dokken, K.L. Ebi, M.D. Mastrandrea, K.J. Mach, G.-K. Plattner, S.K. Allen, M. Tignor, and P.M. Midgley (Hrsg.)]. Cambridge, UK, and New York, NY, USA: Cambridge University Press.

Kloha, Johannes (2018): Die fallorientierte Praxis in der Schulsozialarbeit. Rekonstruktionen zentraler Prozesse und Problemstellungen. Wiesbaden: Springer VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Mangione, Cosimo (2011). Einblicke in die Entwicklung der Biographieforschung in Italien. In: BIOS - Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen 24, 1, S. 135-156.

Matthes, Joachim/Schütze, Fritz (1973): Zur Einführung: Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.): Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit. Symbolischer Interaktionismus und Ethnomethodologie, Band 1. Reinbek: Rowohlt Taschenbuch Verlag, S. 11-53.

Mollison, Alice (2017): Case study. The 2016 Italy earthquake. In Wideworld, 28, 4, S. 1-3. https://www.hoddereducation.co.uk/media/Documents/Magazines/Wideworld28_4_Apr2017_web.pdf [Zugriff 30.12.2021].

Mukherji, Anuradha/Ganapati, Nazife Emel/Guitele J. Rahill (2014): Expecting the unexpected: Field research in post-disaster settings. In: Natural Hazards 73, 2, S. 805-828.

Perleberg, Katrin/Schütze, Fritz/Heine, Viktoria (2006): Sozialwissenschaftliche Biographieanalyse von chronisch kranken Patientinnen auf der empirischen Grundlage des autobiographisch-narrativen Interviews. Exemplifiziert an der Lebensgeschichte einer jungen Patientin mit Morbus Crohn. In: Psychotherapie und Sozialwissenschaft 8, 1, S. 95-145.

Proffitt Lavin, Roberta/Schemmel-Rettenmeier, Lisa/Molly, Frommelt-Kuhle (2012): Conducting Research During Disasters. In: Annual Review of Nursing Research 30, 1, S. 1-19.

Riemann, Gerhard (2000): Die Arbeit in der sozialpädagogischen Familienberatung. Interaktionsprozesse in einem Handlungsfeld der sozialen Arbeit. Weinheim/ München: Juventa.

Schütz, Alfred (1973a): Common-Sense and Scientific Interpretation of Human Action. In: Natanson, Maurice (Hrsg.): Schütz, Alfred: Collected Papers I. The Problem of Social Reality. 4. unveränd. Aufl. The Hague: Martinus Nijhoff, S. 3-96.

Schütz, Alfred (1973b): On Multiple Realities. In: Natanson, Maurice (Hrsg.): Schütz, Alfred: Collected Papers I. The Problem of Social Reality. 4. unveränd. Aufl. The Hague: Martinus Nijhoff, S. 340-347.

Schütze, Fritz (1975): Sprache soziologisch gesehen. Band 2: Sprache als Indikator für egalitäre und nicht-egalitäre Sozialbeziehungen. München: Wilhelm Fink Verlag.

Schütze, Fritz (1977): Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien – dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen. Arbeitsberichte und Forschungsmaterialien, No. 1. University of Bielefeld, Department of Sociology.

Schütze, Fritz (1980): Interaktionspostulate – am Beispiel literarischer Texte. Dostojewski, Kafka, Handke u.a. In: Hess-Lüttich, Ernest W. B. (Hrsg.): Literatur und Konversation. Sprachsoziologie und Pragmatik in der Literaturwissenschaft. Wiesbaden: Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion, S. 72-94.

Schütze, Fritz (1981): Prozessstrukturen des Lebensablaufs. In: Joachim Matthes/ Pfeifenberger, Arno/Stoßberg, Manfred (Hrsg.): Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive. Nürnberg: Verlag der Nürnberger Forschungsvereinigung e. V., S. 67-156.

Schütze, Fritz (1983): Biographieforschung und narratives Interview. In: Neue Praxis 3, S. 283-293.

Schütze, Fritz (1987): Das narrative Interview in Interaktionsfeldstudien I. Hagen, Fachbereich Erziehungs- und Sozialwissenschaften, Studienbrief Fernuniversität.

Schütze, Fritz (1994): Ethnographie und sozialwissenschaftliche Methoden der Feldforschung. Eine mögliche methodische Orientierung in der Ausbildung und Praxis der Sozialen Arbeit? In: Groddeck, Norbert/Schumann, Michael (Hrsg.): Modernisierung Sozialer Arbeit durch Methodenentwicklung und -reflexion. Freiburg im Breisgau: Lambertus, S. 189-297.

Schütze, Fritz (2007): Biography Analysis on the Empirical Base of Autobiographical Narratives: How to Analyse Autobiographical Narrative Interviews – Part I + II.

In: Betts, Sandra/Griffiths, Aled/Schütze, Fritz/Straus, Peter (Hrsg.): INVITE – Biographical Counselling in Rehabilitative Vocational Training – Further Education Curriculum. www.zsm.ovgu.de/zsm_media/Das+Zentrum/Forschungs projekte/INVITE/B2_1-p-140.pdf [Zugriff: 20.12.2021].

Schütze, Fritz (2021): Professionalität und Professionalisierung in pädagogischen Handlungsfeldern: Soziale Arbeit. Opladen et al.: Barbara Budrich.

Schütze, Fritz/Meinefeld, Werner/Springer, Werner/Weymann, Ansgar (1973): Grundlagentheoretische Voraussetzungen methodisch kontrollierten Fremdverstehens. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.): Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit. Ethnotheorie und Ethnographie des Sprechens, Band 2. Reinbek: Rowohlt, S. 433-495.

Schulze, Theodor (2013): Zur Interpretation autobiographischer Texte in der erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung. In: Friebertshäuser, Barbara/Langer, Antje/Prengel, Annedore (Hrsg.): Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. 4., durchgesehene Aufl. Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 413- 436.

Treichel, Bärbel (2004): Suffering From One's Own Multilingualism. Biographical Processes of Suffering and their Linguistic Expression in Narrative Interviews with Welsh Speakers of Welsh and English. In: Franceschini, Rita/Miecznikowski, Johanna (Hrsg.): Leben mit mehreren Sprachen – Vivre avec plusieurs langues. Sprachbiographien - Biographies langagières. Bern: Peter Lang, S. 47-74.

Weichselgartner, Juergen/Pigeon, Patrick (2015): The Role of Knowledge in Disaster Risk Reduction. In: International Journal Disaster Risk Science, 6, S. 107-116.

Wray, Natalie/Markovic, Milica/Manderson, Lenore (2007): „Researcher Saturation": The Impact of Data Triangulation and Intensive-Research Practices on the Researcher and Qualitative Research Process. In: Qualitative Health Research 17, 10, S. 1392-1402.

Die Krise als Deutungsmuster

Annemarie Müller

1 Einleitung[1]

„Die Krise macht immer wieder deutlich,
wie fragil das fraglose Gebilde ist,
das wir Gesellschaft nennen."
(Mergel 2012: 14)

Krisen begleiten die Menschheit und ihre diversen Formen des Zusammenlebens schon seit geraumer Weile, wobei sich die verschiedenen (Be-)Deutungen und Implikationen des Krisenbegriffs stets aus dem jeweiligen gesellschaftlichen Kontext heraus ergeben und sich im Laufe der Zeit immer wieder gewandelt haben (Mergel 2012: 13).

Aus soziologischer Perspektive lässt sich die Krise zunächst als eine „Definition der Situation" (Kroneberg 2011: 62) verstehen, nämlich indem sie einem wie auch immer gearteten Ereignis „eine bestimmte Interpretation zu geben" (ebd.) und somit einen Beitrag zur sinnhaften Deutung der Alltagswelt zu leisten vermag. Eine Situation zu definieren bedeutet zum einen, ihr eine bestimmte Stellung einzuräumen, mit der normative Orientierungen und eine Eingrenzung der Handlungsmittel einhergehen (ebd.). Zum anderen bedeutet die Definition einer Situation auch, dass mit ihr bereits im Vorfeld gewisse Handlungsziele festgelegt werden, die für die jeweils Handelnden zu gelten haben. Auf Krisen übertragen bedeutet dies, dass mit der Definition einer Situation als *Krise* bereits im Vorfeld gewisse Vorstellungen, Handlungsziele und Erwartungen verbunden sind, die sich handlungsleitend auf den Umgang mit der Situation auswirken (Kiess 2019). In dem Moment, wo eine Krise als solche betitelt wird, werden sozusagen bereits die Weichen für das zukünftige Handeln gestellt, denn insbesondere das Sprechen über Krisen stellt „ein die Krise konstituierendes Moment dar" (Kämper 2012: 246). Daraus ließe sich vorzeitig schlussfolgern: Krisen *sind* nicht, sondern sie werden gemacht.

Diese Perspektive jedoch fokussiert etwas einseitig den definitorischen Aspekt und läuft Gefahr, die Situation an sich außer Acht zu lassen, welche ja

1 Der vorliegende Beitrag stellt zu großen Teilen eine gekürzte, leicht überarbeitete Fassung meiner im Rahmen des Prüfungsverfahrens an der Hochschule Emden-Leer eingereichten Masterthesis dar (Müller 2020).

schließlich die Grundlage für jegliche Form von Definition darstellt. Der als Krise definierte Zustand existiert unabhängig von seiner Zuschreibung und ist als Bestandteil der Alltagswelt von Menschen subjektiv erfahrbar und kommunizierbar (Kiess 2019: 29).

Dass Krisen reale Folgen für die Gesellschaft haben, ist seit März 2020 am Beispiel der Coronapandemie mehr als deutlich geworden. Für viele Menschen hat sich nicht nur das öffentliche Leben, sondern auch der private und berufliche Alltag erheblich verändert und z.T. halten diese Veränderungen zum Zeitpunkt der Abgabe dieses Beitrags zwei Jahre später noch immer an. Die mit der Ausbreitung der Pandemie verbundenen Unsicherheiten zeigten sich zu Beginn unter anderem in dem erhöhten Bedürfnis vieler Menschen nach verlässlichen Informationen, infolge dessen u.a. die Zuschauenden-Quoten der abendlichen Tagesschau im Ersten Deutschen Fernsehen laut Angaben der dpa (2020) deutlich anstiegen. Zusammen mit den Tagesthemen hatte die Sendung damit im Vergleich zu anderen Nachrichtensendungen den höchsten Anteil an Zuschauer*innen zu verzeichnen. Als Medium des öffentlich-rechtlichen Fernsehens und als Nachrichtensendung kommt der Tagesschau die wichtige Aufgabe zu, die deutschen Bürger*innen verlässlich über Ereignisse von gesellschaftlichem Interesse zu informieren und es den Menschen zu ermöglichen, sich eine eigene Meinung zu bilden (Beck 2018: 206). Indem sie über die Coronapandemie als eine Krise berichtet, leistet die Tagesschau nicht nur einen wesentlichen Beitrag zur Konstruktion und Aufrechterhaltung der Krisensituation, sondern sie vermittelt den Menschen auch entsprechende damit in Zusammenhang stehende Deutungsmuster (Kroneberg 2011: 71).

An diesem Punkt setzt die diesem Beitrag zugrundeliegende Untersuchung an, welche das Ziel verfolgt, den Krisenbegriff und die damit in Zusammenhang stehenden medial vermittelten Deutungspotenziale zu rekonstruieren. Hierzu wurden Berichte der Tagesschau zur Coronapandemie über einen zweiwöchigen Zeitraum untersucht und einer Systematischen Metaphernanalyse (Schmitt 2017) unterzogen. Der Beitrag ist folgendermaßen strukturiert: Zunächst wird die Krise als Gegenstand der Sozialwissenschaften vorgestellt, anschließend die historische Entwicklung des Krisenbegriffs nachvollzogen sowie die Krise als Deutung einer Ausnahmesituation skizziert. Nach der Beschreibung des methodischen Vorgehens der Untersuchung werden zentrale Befunde derselben aufgeführt und anschließend einer zusammenfassenden Interpretation unterzogen.

2 Die Krise als Gegenstand der Sozialwissenschaften

Warum erscheint es aus sozialwissenschaftlicher Perspektive lohnenswert, sich mit Krisenphänomenen auseinanderzusetzen? Krisen zu erforschen ist zunächst nicht allein Aufgabe *einer* wissenschaftlichen Disziplin, vielmehr kann eine erfolgreiche Krisenforschung „nur im Konzert unterschiedlicher Disziplinen gelingen" (Bösch et al. 2020: 4). Die Krise als interdisziplinärer Forschungsgegenstand erfordert die Einnahme verschiedener Perspektiven, letztlich mit dem Ziel der „Produktion generalisierbarer Erkenntnisse, die als Grundlage für Lösungen relevanter sozialer Probleme dienen können" (Krumpal 2020: 2).

Gerade zu Beginn der Pandemie dominierten vor allem im naturwissenschaftlichen Forschungsparadigma gewonnene Erkenntnisse den gesellschaftlichen Diskurs. Dies ist insofern nachvollziehbar, als dass hieraus unmittelbare Handlungsempfehlungen für Gesundheitswesen und Politik bezüglich eines möglichen Umgangs mit dem neu aufgetretenen und bis dato unbekannten Virus abgeleitet werden konnten. Die Berichterstattung zur Pandemie wurde in der Regel begleitet von diversen Verlaufsmodellen zur Krisenentwicklung, Diagrammen, Kurven, Zahlen und auf geografischen Karten eingezeichneten Verbreitungsgebieten des Virus. Untersuchungen auf Grundlage dieser Herangehensweise sind an dieser Stelle notwendig, um die in zähl- und messbarer Form zugänglichen Forschungsgegenstände entsprechend aufzubereiten und nutzbar zu machen, jedoch sind sie nur begrenzt geeignet, „individuelles und kollektives Handeln in einer krisenhaften Pandemiesituation zu erklären" (ebd.: 3).

An dieser Stelle nun kommen interpretative Ansätze ins Spiel. In „spätmodernen Gegenwartsgesellschaften" (Krug 2021: 213) suchen die Menschen „nach Erklärung und Sinnzuschreibung" (ebd.) für unvorhergesehene und als bedrohlich empfundene Ereignisse wie z.B. die unkontrollierte Ausbreitung eines bisher unbekannten viralen Erregers. Die Medien leisten mit der Art und Weise ihrer Berichterstattung einen erheblichen Beitrag zur Verbreitung und Aufrechterhaltung von Deutungsangeboten, indem sie die Realität auf eine bestimmte Weise erfahrbar machen bzw. mitkonstruieren (Luhmann 2017).

Diese Konstruktionsleistung der Medien im Hinblick auf den Krisenbegriff steht im Fokus der vorliegenden Untersuchung, welche sich zum Ziel gesetzt hat, den Krisenbegriff und die damit verbundenen Deutungsangebote zu *re*konstruieren. Im Zuge einer Bestandsaufnahme sozialwissenschaftlich angelegter Arbeiten im Bereich der Krisenforschung fällt auf, dass eine größere Anzahl an Studien sich anhand qualitativer Ansätze mit der Finanz- und Wirtschaftskrise aus dem Jahr 2008/09 beschäftigt hat. In diesem Zusammenhang untersucht Kiess (2019) aus der Perspektive des Framing-Ansatzes

die Interpretation und öffentliche Darstellung der Krise (ebd.: 11). Zudem gibt es mehrere Arbeiten, die sich, ähnlich dem von der Autorin gewählten Ansatz, aus metaphernanalytischer Perspektive mit der damaligen Finanzkrise auseinandergesetzt haben. Im deutschsprachigen Raum haben sich unter anderem Peter und Lubrich (2016) mit der metaphorischen Konzeption der Finanzkrise beschäftigt und sich dabei insbesondere auf die Verwendung von Krankheitsmetaphern fokussiert. Diskursanalytisch angelegte Arbeiten, die auf der Auswertung von Online-Artikeln deutscher Zeitungen und Zeitschriften basieren, stammen von Soddemann (2013) sowie Wengeler und Ziem (2014). Letztere haben als Ziel formuliert, herauszufinden, „welche zentralen Konzepte […] in Krisendiskursen verhandelt [werden]“ (Wengeler/Ziem 2014: 3), wobei sie neben der Finanzkrise auch andere Krisen der vergangenen Jahrzehnte in die Analyse einbezogen haben. Was Studien speziell zur Berichterstattung über die Corona-Krise betrifft, so ist vor allem die Untersuchung von Gräf und Hennig (2020) zu nennen, welche sich „aus einer medien- und kultursemiotischen Perspektive“ (ebd.: 15) mit den im Rahmen der Krisenberichterstattung „vermittelten Weltmodellen“ (ebd.) beschäftigt hat. Mit einzelnen sprachlichen Phänomenen der Krisenkommunikation im Kontext der Pandemie haben sich unter anderem Forscher*innen des *(IDS) Leibniz-Instituts für Deutsche Sprache* auseinandergesetzt (z.B. Klosa-Kückelhaus 2020) und mittlerweile sind erste Arbeiten erschienen, die sich gezielt mit der verwendeten Metaphorik im Kontext der Berichterstattung über die Corona-Krise auseinandersetzen (Kaczmarek 2021; Krug 2021). Auch der vorliegende Beitrag lässt sich dieser Kategorie zuordnen.

3 Der Krisenbegriff

3.1 Historische Entwicklung

Ursprünglich entstammt der Krisenbegriff dem griechischen Ausdruck „κρίσις“[2] (Koselleck 2006: 617) und als solcher bezeichnet er „‚Scheidung‘ und ‚Streit‘, aber auch ‚Entscheidung‘“ (ebd.). Gebraucht wurde der Begriff vor allem im juristischen, theologischen und medizinischen Bereich, wenngleich der medizinische Sinn dominierte (ebd.).

Im juristischen Bereich, der im antiken Griechenland eng mit dem politischen verbunden war, zielte die *Krisis* auf „Wahlentscheidungen, auf Regierungsbeschlüsse, auf die Entscheidung über Krieg oder Frieden, über Todesstrafen und Verdammung, auf die Abnahme von Rechenschaftsberichten“

2 Im Folgenden wird dafür die Schreibweise *Krisis* verwendet.

(ebd.: 618) und organisierte, wie die „jeweils richtigen Entscheidungen aufeinander abgestimmt wurden" (ebd.).

Im theologischen Bereich nahm der Begriff, vermutlich angelehnt an seine juristische Bedeutung, Bezug auf die kommenden bzw. erwarteten apokalyptischen Verhältnisse im Zusammenhang mit dem „weltlichen Gericht" (ebd.).

Im medizinischen Bereich schließlich galt lange Zeit die „medizinische Krisenlehre" (ebd.: 619) des Arztes Galen als handlungsleitendes Verfahren zur Behandlung von Krankheiten, wobei die *Krisis* jenen Zeitpunkt im Krankheitsverlauf bezeichnet, an dem sich eine Entscheidung über Leben und Tod des Kranken abzeichnet.

Allen drei genannten Bereichen (juristisch, theologisch und medizinisch) ist gemeinsam, dass sie die *Krisis* auffassen als einen „Verlaufsbegriff, […] der auf eine Entscheidung zuführt" (ebd.). Mal sind es Menschen, die eine Entscheidung herbeiführen, mal sind es höhere Mächte und mal sind es die Umstände einer Krankheit. In allen Fällen jedoch geht es bei der *Krisis* „um lebensentscheidende Alternativen" (ebd.) in Fragen nach Recht und Unrecht, Heil oder Verderben, Leben oder Tod (ebd.).

Mit Beginn des siebzehnten Jahrhunderts wurde der Krisenbegriff dann im Zuge einer „metaphorische[n] Ausweitung" (ebd.: 617) auch auf andere Gesellschaftsbereiche übertragen. Unter anderem wurde er später im politisch-militärischen Kontext gebraucht, wo er eine „auf Entscheidungsalternativen verschiedener Handlungsträger zulaufende Situationserfassung" (ebd.: 624) beschrieb. Im neunzehnten Jahrhundert nahm die Verwendungshäufigkeit des Krisenbegriffes im deutschen Sprachraum dann deutlich zu (ebd.: 635), was sich unter anderem mit dem prägenden Ereignis der Deutschen Revolution im Jahr 1848 und dem damit verbundenen Wandel sozialer Strukturen erklären lässt (ebd.: 636). Die Krise galt seitdem zunehmend als eine Überleitung zwischen Epochen (ebd.: 639) und wurde zu einem „Begriff, der den – erfahrungsgeschichtlich rapiden – Umbruch von einem mehr oder minder stabilen Regime zum anderen beschrieb" (Mergel 2012: 11). Außer im politischen zeigte sich die Verwendung des Krisenbegriffs zu dieser Zeit auch zunehmend im ökonomischen Bereich, vor allem im Zusammenhang mit den damaligen Wirtschaftskrisen (Koselleck 2006: 641). Krisen wurden zunehmend in einem „weltweiten Zusammenhang, der durch das kapitalistische System hervorgerufen worden war" (ebd.) betrachtet und auch die technischen Innovationen im Zuge der Industrialisierung schlugen sich im Begriffsverständnis nieder (ebd.: 643).

Auch im zwanzigsten Jahrhundert konnte sich der Krisenbegriff zunehmend durchsetzen, mit der Folge, dass „seit dem Ersten Weltkrieg […] Krisendiagnosen im deutschen Sprachraum wie auch in anderen westlichen Industrieländern omnipräsent" (Graf 2020: 20) waren. Die sozialen und politischen Ereignisse der damaligen Zeit haben dazu beigetragen, dass „globale

Weltdeutungen, die unter den Titel der Krise gestellt werden“ (Koselleck 2006: 648) gesellschaftlich anschlussfähig geworden waren. Insbesondere in den 1920er Jahren konnte der Krisenbegriff „auf alle beliebigen Subsysteme, in denen Menschen handeln, bezogen werden“ (Graf 2020: 21) und spielte damit „eine wichtige Rolle zur Deutung der ökonomischen, politischen und sozialen Wirklichkeit“ (ebd.: 22). Während der Krisenbegriff in diesem Zeitraum jedoch vor allem „auf den Nationalstaat bzw. auf zunächst im nationalen Rahmen angesprochene Bevölkerungsgruppen“ (ebd.: 23) bezogen wurde, begann man in den siebziger Jahren, Krisen zunehmend in globalen Zusammenhängen zu denken, wodurch sie einen zunehmenden Grad an Komplexität erreichten (ebd.). Zudem vollzog sich in dieser Zeit eine Wandlung der „Semantik des Krisenbegriffs von einer zukunftsoffenen oder gar positiven Bedeutung hin zu einer stärker negativen“ (ebd.: 27) und im Fokus standen „Niedergang und Verschlechterung anstatt Wendepunkt zum Schlechteren oder Besseren“ (ebd.: 31).

Heutzutage, im 21. Jahrhundert, gelten Krisen zunehmend als „Kennzeichen der modernen Gesellschaft“ (Weiß 2012: 25), und zwar einer Gesellschaft, deren Charakter sich „nicht nur im Fortschritt, sondern auch in der permanenten Krise“ (ebd.: 26) zu manifestieren scheint. Der Krisenbegriff hat damit eine Funktion als „Beschreibungsmodus für Beschleunigungsgesellschaften“ (Mergel 2012: 14) übernommen. Hinzu kommt, dass „im Zeitalter der Globalisierung […] Krisen als besonders bedrohlich wahrgenommen [werden], weil sie als zunehmend grenzüberschreitend und damit unkontrollierbar erscheinen“ (Brinks/Ibert 2020: 44), sie stehen „in wechselseitigen Abhängigkeiten zueinander und beeinflussen sich gegenseitig“ (Kilper 2020: 61). Während in der griechischen Antike also die Krise auf *einen* menschlichen Organismus oder *eine* konkrete Entscheidungssituation begrenzt war, so betreffen Krisen als „systemische Phänomene“ (ebd.: 60) heutzutage größere soziale Einheiten wie Familien, Gesellschaften, Länder und Erdteile, was auch im Kontext der Coronapandemie zu beobachten ist. Das ursprüngliche Verständnis der Krise als ergebnisoffene Entscheidungssituation ist letztlich einer Wahrnehmung der Krise als zu bewältigendem gesellschaftlichem Handlungsproblem gewichen.

3.2 Die Krise als Ausnahmesituation

Das Besondere an Krisen ist, dass uns trotz der jahrhundertelangen parallelen Entwicklungsgeschichte von Krisen und menschlichen Gesellschaftsformen „jede Krise auf ihre Weise neu“ (Mergel 2012: 10) erscheint, was es uns natürlich erschwert, ein bewährtes Handlungsrepertoire zur erfolgreichen Krisenbewältigung aufzubauen.

Jede Krise begegnet uns zunächst in Form einer „Ausnahmesituation" (Bösch et al. 2020: 10). Um jedoch überhaupt von einer Ausnahmesituation sprechen zu können, ist es notwendig, der als Krise definierten Situation eine „stabile oder normale Situation vor der Krise" (Kiess 2019: 23) gegenüberzustellen, die im Idealfall mit der Bewältigung der Krise aufrechterhalten oder wiedererlangt werden kann (ebd.). Im Allgemeinen umfasst das, was wir als Normalität begreifen, all jene Wirklichkeitsaspekte, die uns unproblematisch erscheinen (Berger/Luckmann 2018: 26), doch

> „sogar der unproblematische Teil der Alltagswelt-Wirklichkeit ist nur solange unproblematisch, wie man ihn nicht problematisiert, das heißt, solange seine Kontinuität nicht durch das Auftauchen eines Problems durchbrochen wird" (ebd.: 27).

Bei einer Krise geschieht jedoch genau das, indem der Gesellschaft signalisiert wird, „dass eine existenzielle Bedrohung besteht, die aber gerade noch abwendbar, veränderbar und in diesem Sinne auch beherrschbar ist" (Bösch et al. 2020: 7). Die in dieser Aussage enthaltene implizite Handlungsaufforderung mit dem Ziel der Abwendung einer Gefahr ist ein zentrales Kriterium von Krisen. Die Annahme, durch angemessenes Verhalten in der Krise eine gewünschte Veränderung herbeiführen und die wahrgenommene Bedrohung gerade noch rechtzeitig abwenden zu können, „erzwingt schnelle Entscheidungen und das Aussetzen von Handlungsroutinen und Verfahren" (ebd.: 6), was im besten Fall erfolgreiche Ergebnisse im Sinne einer gelungenen Bewältigung der Krise und eine Wiederherstellung von Normalität hervorbringt.

Zunächst setzt dieser Prozess jedoch voraus, dass eine Krise von den Menschen einer Gesellschaft überhaupt als eine solche wahrgenommen wird. Ob ein Ereignis zur Krise wird oder nicht, hängt in hohem Maße von seiner Darstellung in der Öffentlichkeit ab, denn

> „im Sprechen über die Krise wird für eine soziale Situation ein Sinnzusammenhang hergestellt – und mit der Definition der Situation wird über mögliche Lösungen entschieden" (Kiess 2019: 26).

Die kommunikative Vermittlung der Krise geschieht vor allem mithilfe von Deutungsmustern, welche in Anlehnung an Oevermann als „nach allgemeinen Konsistenzregeln strukturierte Argumentationszusammenhänge" (Oevermann 2001a: 5) zu verstehen sind, welche sich aus „Wissensbeständen, Normen, Wertorientierungen und Interpretationsmustern" (ebd.: 9) zusammensetzen. Sie stellen damit eine rahmengebende Struktur zur Organisation von Alltagserfahrungen dar und greifen auf bereits vorhandene Erfahrungen in der erfolgreichen Bewältigung von Handlungsproblemen zurück (Oevermann 2001b: 55). Inwiefern die Krise selbst als Deutungsmuster konzipiert ist, stellen insbesondere die Ausführungen des fünften und sechsten Abschnitts dar. Zunächst wird jedoch der methodische Ansatz der Untersuchung dargelegt.

4 Datenkorpus und methodisches Vorgehen

4.1 Der Datenkorpus

Zur Rekonstruktion des Krisenbegriffs als Deutungsmuster wurde als Datenquelle die 20-Uhr-Ausgabe der Tagesschau im Ersten Deutschen Fernsehen gewählt. Hierfür gibt es zwei wichtige Gründe.

Der erste besteht darin, dass die Tagesschau ein sogenanntes Leitmedium darstellt. Unter diese Bezeichnung fallen „Blätter und Rundfunkprogramme, denen sich die Journalisten bevorzugt zuwenden“ (Weischenberg 2018: 43) bzw. solche, die „entweder einen besonders prägenden Einfluss auf die gesamte Gesellschaft oder eine führende Position innerhalb des Mediensystems, beim Publikum oder bei der Elite einnehmen“ (Künzler 2012: 183) und denen somit eine zentrale Rolle in Bezug auf die Gestaltung der öffentlichen Debatte zufällt (ebd.). Die 20-Uhr-Ausgabe der Tagesschau gilt seit ihrer Gründung in den 1950er Jahren als „zentraler Angelpunkt im deutschen Fernsehen“ (Beck 2018: 218). Nach dem Rundfunkstaatsvertrag §11 Abs. 1 hat sie als Medium des öffentlich-rechtlichen Rundfunks unter anderem die Aufgabe, zur freien Meinungsbildung beizutragen und „die demokratischen, sozialen und kulturellen Bedürfnisse der Gesellschaft zu erfüllen“ (zit. n. ebd.). Hierbei unterliegt die Sendung auch einem gewissen „publizistischen Qualitätsanspruch“ (ebd.: 221).

Ein weiterer Grund, die Tagesschau als Datenquelle heranzuziehen, besteht darin, dass sie als audiovisuelles Format verschiedene Sinne der Zuschauer*innen anspricht und somit ein Medium ist, „das öffentliche Ereignisse in die privaten Räume bringt“ (Fahlenbrach 2019: 238). Die Sendung kommt den Menschen im wahrsten Sinne des Wortes nahe und ermöglicht ihnen die „sinnliche, affektive und soziale Teilhabe an öffentlichen Ereignissen“ (ebd.: 247). Massenmedien wie die Tagesschau stellen, „beobachtende Systeme“ (Luhmann 2017: 13) dar, wobei sie jedoch durch die Auswahl, Platzierung und Darstellung ihrer Themen die Realität, die sie zu beobachten vorgeben, zu einem großen Teil mitkonstruieren (ebd.). Dies gilt auch in Bezug auf die Deutung und Vermittlung der Coronapandemie als Krise.

Generell wenden sich qualitative Untersuchungen wie die dem Beitrag zugrundeliegende Studie vor allem textförmigen Daten zu, da Sinn und Bedeutung vor allem sprachlich vermittelt werden (Berger/Luckmann 2018: 39). Hierzu war es notwendig, die zunächst audiovisuell vorliegenden Inhalte der Tagesschau in eine schriftliche Form zu überführen. Vor diesem Hintergrund wurden insgesamt 14 Sendungen der Tagesschau zwischen dem neunten und 22. März 2020 nach den Regeln der „inhaltlich semantische[n] Transkription“ (Dresing/Pehl 2015: 22f.) transkribiert, wobei jeder sprechenden Person ein Buchstabe sowie eine Zahl in der Reihenfolge ihres Auftretens zugeord-

net wurde, sodass die Wechsel verschiedener Sprecher*innen deutlich gemacht werden konnten. Jeder Absatz wurde zudem mit einer Zeitmarkierung versehen. Transkribiert wurden jene Inhalte einer Sendung, die sich thematisch mit der Coronapandemie beschäftigen, was je nach Sendung von zwei Minuten bis hin zur gesamten Sendungslänge variierte. Der gewählte Zeitraum im März 2020 repräsentiert jene Zeit, in der das Auftreten der Coronapandemie erstmalig als Krise betitelt und die ersten bundesweiten Maßnahmen zur Krisenbewältigung beschlossen wurden.

4.2 Die Systematische Metaphernanalyse

Als Auswertungsmethode zur Rekonstruktion des Krisenbegriffs als Deutungsmuster wurde die Systematische Metaphernanalyse nach Schmitt (2017) gewählt, welche sich im Wesentlichen auf die Überlegungen von Lakoff und Johnson (2003) stützt. Diese gehen davon aus, dass alles Sprachliche in Form des Leiblich-Sensorischen konzipiert ist und Metaphern es uns ermöglichen, die Erfahrungen der physischen Umwelt auf den Bereich des Kognitiven zu übertragen und mittels Sprache zu kommunizieren (ebd.: 5). Dieser Prozess vollzieht sich auf der Grundlage gewisser kognitiver Schemata, welche auf unsere leiblichen Wahrnehmungserfahrungen zurückgreifen. Als grundlegende, aus diesen Schemata hervorgehende metaphorische Konzeptualisierungen benennen die Autoren erstens die räumliche Metapher (ebd.: 14ff.), zweitens die ontologische Metapher (ebd.: 25ff.) und drittens die strukturelle Metapher (ebd.: 61ff.).

Bei der räumlichen Metapher handelt es sich um präpositionale Konzeptualisierungen von *oben* und *unten*, *über* und *unter* sowie *nah* und *fern*, wie es z. B. in dem Ausdruck *oben angekommen sein* deutlich wird, welcher das Erreichen eines bestimmten gesellschaftlichen Status bezeichnet (ebd.: 16). Diese Form der Metapher basiert auf der wahrgenommenen Verortung unseres Körpers im uns umgebenden Raum.

Ontologische Metaphern beziehen sich hingegen auf die physische Beschaffenheit von Objekten (ebd.: 25) und zeigen sich beispielsweise in Ausdrücken wie *Ideen sammeln*, *Wissen weitergeben* oder *etwas begreifen*. Sie basieren auf der Wahrnehmungserfahrung, mit unserem Körper etwas tun zu können und gleichzeitig abgegrenzt zu sein von dem, was uns umgibt.

Strukturelle Metaphern beruhen in der Regel auf einer stark kulturell geprägten Grundlage (ebd.: 68) und organisieren eine Vielzahl von Erfahrungen, wobei ein klar umrissenes Konzept mitsamt seiner Bedeutung auf ein anderes übertragen wird (ebd.: 61). Beispiele hierfür sind unter anderem die Redewendung *Zeit ist Geld* oder die Konzeption einer angeregten Diskussion als Kampfhandlung (ebd.), sichtbar in Ausdrücken wie *seine Position verteidigen* oder *um einen Kompromiss ringen*.

Einzelne metaphorische Ausdrücke und Redewendungen lassen sich wiederum zu „metaphorischen Konzepten" (Schmitt 2017: 485) gruppieren, welche „kulturell verbreitete, sozial situierte und individuell produzierte Muster des Sprechens, Denkens, Fühlens und Handelns" (ebd.: 453) darstellen. Hier lässt sich eine Parallele zum Deutungsmusterbegriff ziehen, denn sowohl metaphorische Konzepte als auch Deutungsmuster repräsentieren inhaltlich kohärente Interpretationsmuster, welche der Deutung und Bewältigung sozialer und ggf. als problematisch erscheinender Situationen dienen und damit eine wahrnehmungs- und handlungsstrukturierende Funktion übernehmen (Oevermann 2001b: 38).

Ziel der Systematischen Metaphernanalyse ist, die „in den metaphorischen Konzepten transportierten Sinnmuster" (ebd.: 47f.) rekonstruktiv sichtbar zu machen, indem in einem ersten Analyseschritt zunächst einzelne metaphorische Ausdrücke und Redewendungen zusammengetragen werden (ebd.: 472), bevor diese in einem zweiten Schritt sinnvoll gruppiert und gegebenenfalls bereits verschiedenen metaphorischen Konzepten zugeordnet werden (ebd.: 485f.). Als Metapher gilt dabei alles, was in einem übertragenen Sinn gebraucht wird (vgl. ebd.: 39). Im dritten und letzten Schritt, der Interpretation, werden die rekonstruierten metaphorischen Konzepte zueinander in Beziehung gesetzt, miteinander verglichen und ihre verschiedenen Implikationen genauer in den Blick genommen (ebd.: 498ff.). Dabei wird z.B. untersucht, welche Deutungsmöglichkeiten die metaphorischen Konzepte hervorheben und welche hingegen unbeachtet bleiben. Was dies im Hinblick auf den Krisenbegriff im Zusammenhang mit der Coronapandemie hervorgebracht hat, zeigen die folgenden Ausführungen, welche vier zentrale metaphorische Konzepte (die Krise als *Naturereignis*, als *Kampf*, als *Krankheit* und als *Weg*) betrachten.

5 Die metaphorische Konzeption der Krise

5.1 Die Krise als Naturereignis

In der Berichterstattung der Tagesschau wird die Coronapandemie in Gestalt verschiedener Naturereignisse beschrieben[3]. Mehrfach wird von einer *Infektionswelle* bzw. später in Bezug auf die wirtschaftlichen Folgen von einer *Pleitewelle* im Zusammenhang mit der Krise gesprochen. Wellen folgen zwar einem bestimmten Bewegungsrhythmus, gleichzeitig jedoch können sie auch

3 In Abschnitt 5 werden in der Ergebnisdarstellung Wort- und Satzfragmente aus den im Rahmen der Masterthesis angefertigten Transkripten verwendet und hervorgehoben, um die Analyse zu belegen.

unerwartet hereinbrechen und eine zerstörerische Kraft entfalten, wie z. B. bei einem Tsunami. Welche Kraft eine Welle hat, zeigt sich in der Regel darin, wie hoch sie ist und mit welcher Geschwindigkeit sie auf etwas zurollt. Wenn die Pandemie an sich als eine Welle charakterisiert wird, dann sind es die Infektionszahlen, die den Wasserstand bzw. die Höhe der Welle anzeigen, erkennbar in den medialen Formulierungen wie z. B. *mit der steigenden Zahl von Erkrankungsfällen* oder *starker Anstieg der Neuinfektionen*. Entsprechend der Konzeption der Krise als Flutwelle werden nun *Eindämmungsmaßnahmen* gefordert, um die Ausbreitung der Wassermassen auf wichtige Lebensbereiche zu verhindern. Legitimiert werden diese Maßnahmen, indem wiederholt auf die Höhe der Infektionszahlen (der Flutwelle) verwiesen wird.

Weiterhin kann die Krise als Erdbeben verstanden werden, worauf Formulierungen wie *Epizentrum* und *schwerer Schock* hindeuten. Wirksame Gegenmaßnahmen bestehen in diesem Fall darin, *die Auswirkungen der Coronapandemie abzufedern* und *die Wirtschaft zu stützen*, also einen sicheren Untergrund zu schaffen, welcher der Erschütterung durch die Krise standhalten kann.

Unterschwellig taucht in der Berichterstattung auch das metaphorische Konzept der Krise als Flächenbrand auf, was Formulierungen wie *Ausbreitungsgeschwindigkeit* oder *mit kleinen Wassereimern zum Löschen zu kommen* nahelegen. Die Krisenbewältigung wird hierbei zur groß angelegten Löschaktion. Bei der Konzeption der Krise als Brand steht ähnlich wie bei einer Flutwelle die Verhinderung eines schnellen Ausbreitens der Gefahr im Vordergrund, wozu *einschneidende Maßnahmen* als notwendig erachtet werden. Bei der metaphorischen Konzeption der Krise als Naturereignis fällt auf, dass bewusst Veränderungen der Umgebung (metaphorisch: Dammbau, Schneisen schlagen) in Kauf genommen werden, um die Ausbreitung der Krise zu stoppen. Die Abwendung der Gefahr besteht dabei teilweise in einer gezielten Zerstörung der natürlichen Umgebung, was mithilfe der wiederholt betonten Bedrohung durch das Krisenereignis gerechtfertigt wird.

5.2 Die Krise als Kampf

Ein weiteres, in der Berichterstattung relativ deutliches zutage tretendes metaphorisches Konzept lässt sich unter der Bezeichnung *Die Krise als Kampf* zusammenfassen (hierzu auch Krug 2021). Eine große Bandbreite an Formulierungen unterstützt dieses Konzept, wie z. B. *Kampf gegen Corona*, *geht in die Offensive* und *das Virus zu besiegen*.

Auch militärische Formulierungen wie *gut gerüstet* oder *Reserven […] zu mobilisieren* beschreiben einen Zustand, der dem einer Vorbereitung auf einen bewaffneten Konflikt sehr nahekommt, in manchen Fällen wird sogar direkt von *Krieg* gesprochen. Das Virus erscheint dabei nicht als passiver

Gegner, sondern wird als Herausforderer personifiziert, womit ihm unter anderem absichtsvolles Handeln unterstellt wird. Die Reaktion der herausgeforderten Seite, unter anderem der deutschen Regierung, besteht darin, ein *gemeinsames Vorgehen* zu erreichen, um das Fortschreiten des Virus aufzuhalten. Formulierungen wie *gemeinsame Linie* und *koordiniertes Vorgehen* legen nahe, dass eine erfolgreiche Bekämpfung des Gegners in diesem Fall darin zu bestehen scheint, eine geschlossene Front mit anderen (hier Bundesländern und EU-Staaten) zu bilden. Die *Waffen*, die in diesem Kampf zum Einsatz kommen, bestehen aus den von den Regierungen beschlossenen Gegenmaßnahmen, ihre Schlagkraft wird dabei unterstützt von Formulierungen wie *die verschärften Maßnahmen*. Die Verschärfung der geltenden Maßnahmen entwickelt sich dabei parallel zur *Verschärfung der Corona-Krise*, was metaphorisch somit einer Art Säbelrasseln mit dem Virus gleichkommt.

Im Mittelpunkt der Konzeption der Krise als Kampfhandlung stehen die Notwendigkeit und die Möglichkeit des Aufbegehrens gegen einen mächtigen Gegner, welcher als Aggressor erscheint. Nicht zur Sprache kommen hierbei jedoch die Möglichkeit, den geführten Krieg möglicherweise zu verlieren oder die Kollateralschäden, die jeder Krieg zwangsläufig hervorbringt.

5.3 Die Krise als Krankheit

Weiterhin lässt sich die Krise metaphorisch konzipieren, indem man sie als eine Krankheit beschreibt, was sich vor allem in Bezug auf die wirtschaftlichen Folgen beobachten lässt. Unter anderem werden *notleidende Firmen* beschrieben sowie die *Sorge [...], dass die Finanzindustrie infiziert werden könnte*. Hierbei fällt auf, dass die Wirtschaft bzw. ihre Unternehmen als Patienten personifiziert werden, die unter der Krise als Krankheit besonders zu leiden haben und somit sowohl des Mitleides als auch der Behandlung bedürfen. Man spricht in diesem Zusammenhang auch von „Anthropomorphisierungen der Wirtschaft und ihrer Institutionen“ (Peter/Lubrich 2016: 524).

Um ein drohendes Ableben der Wirtschaft zu verhindern, erhält sie eine ärztliche Behandlung in Form verschiedener Maßnahmen, die ihrer Rettung dienen sollen. Die Beschreibung dieser Maßnahmen erinnert an eine medikamentöse Behandlung, unter anderem in Form von *staatlichen Finanzspritzen*. Bei der Behandlung der Krise kommt es also darauf an, ein wirksames Mittel zur Genesung sowohl der Wirtschaft als auch der Gesellschaft zu finden, welches die Krankheitsfolgen in Schach hält und letztlich dabei hilft, die Krankheit zu überwinden. Dabei kann es auch vorkommen, dass das Mittel selber Unannehmlichkeiten verursacht, wie es z. B. in der Formulierung *schmerzhaft, aber als Vorsorge gegen Corona nötig* deutlich wird. Diese durch die Behandlung, in diesem Fall die Krisenbewältigungsmaßnahmen, verursachten Nachteile müssen hierbei in Kauf genommen und ertragen werden, um die Krankheit selbst heilen zu können.

5.4 Die Krise als Weg

Neben den bisher genannten tritt auch das metaphorische Konzept der Krise als Weg hervor, was unter anderem mithilfe von Formulierungen wie *neue Wege eröffnet*, *zu diesem Schritt gezwungen* oder *rechtliches Neuland* verdeutlicht wird. Unterstützt wird das Konzept auch durch Aussagen wie *Empfehlungen des Bundes zu folgen* und *bis andere Städte und Bundesländer nachziehen*. Die sprachlichen Ausdrücke suggerieren, dass die Krise als zu begehender Weg eine Bewegung nach vorne einschließt, wobei manche Städte, Länder und Staaten den anderen voraus sind und andere ihnen folgen.

Es scheint eine Art gemeinsame Marschrichtung zu existieren, was ein wenig an die im vorigen Konzept genannte *gemeinsame Linie* erinnert bzw. diese in ziviler und friedlicher Form aufgreift. Diese gemeinsame Vorwärtsbewegung geschieht in Form von Schritten, was zunächst ein eher bedachtes Vorgehen nahelegt, doch ab und an ist *ein drastischer Schritt* notwendig, um nicht den Anschluss zu verlieren. Unangenehme Teile des Weges werden dabei nach Möglichkeit umgangen oder gemieden (*italienischen Verhältnissen möglichst zu entgehen*), was impliziert, dass zumindest ein Teil der Strecke bereits bekannt ist. Gelegentlich stößt man an *die Grenzen des Möglichen* oder es kommt dazu, dass bestimmte Grenzen *überschritten werden*. Jeder Weg hat in der Regel einen Anfang und ein Ende, was auch auf die Krise übertragbar ist und in Formulierungen wie *noch ganz am Anfang* und *zu Beginn der Corona-Krise* seinen Ausdruck findet. Zudem ist die Krise als Weg von einer gewissen Unübersichtlichkeit gekennzeichnet, denn ihre Länge *lässt sich noch nicht absehen*. Somit besteht auch die Möglichkeit, sich zu verlaufen oder aber gar nicht zu merken, wann man am Ende der Strecke angelangt ist. An manchen Stellen gleicht der Weg auch eher einem Wettlauf als einer gemächlichen Wanderung, es wird vor *Zeitverlust* gewarnt und die Notwendigkeit eines eiligen Vorankommens betont. Gleichzeitig wird darauf verwiesen, dass es sich um einen *Marathon* handelt und darauf, *dass wir über lange Strecken auch Fähigkeiten vorhalten*.

Bei der Krise als Weg kommt es darauf an, Hindernisse aus dem Weg zu räumen, indem *Hürden [...] gesenkt* und *niederschwellige Maßnahmen* eingesetzt werden, um ein Vorankommen nicht zu beeinträchtigen. Dennoch sind auch gewisse *Einschränkungen* vonnöten, die zumindest einen Teil des Weges einer Zugangsbeschränkung unterwerfen. Dies wird vor allem an den im Zuge der Krisenbewältigung verhängten *Einschränkungen des öffentlichen Lebens* deutlich. Wie bei den anderen metaphorischen Konzepten ist es auch hier erforderlich, zum Teil unangenehme Handlungsentscheidungen umzusetzen, die als beschränkend und einengend empfunden werden können.

6 Interpretation

Zunächst einmal ist festzuhalten, dass der Krisenbegriff, wie er im Zusammenhang mit der Coronapandemie verwendet wird, noch immer die verschiedenen Spuren seiner historischen Entwicklung aufweist. Es lassen sich Verbindungen herstellen zur Krise als Krankheitsbegriff (insbesondere im ökonomischen Kontext), zur Krise als Beschreibung eines politisch-militärischen Konfliktes (hier als Kampf gegen das Virus) und zur Krise als Weg, im Zuge dessen sowohl der Fortschrittsgedanke der Moderne als auch die Eigenschaft der Krise als „Verlaufsbegriff“ (Koselleck 2006: 619) aufgegriffen werden. Die Konzeption der Krise als potenziell zerstörerisches Naturereignis bezieht sich vor allem auf den traditionsreichen Konflikt des Menschen mit der ihn umgebenden Natur. Setzt man die einzelnen Konzepte zueinander in Beziehung, so ergeben sich sechs für den Krisenbegriff charakteristische Elemente, welche sich anhand der Berichterstattung rekonstruieren lassen: *Konflikt*, *Unberechenbarkeit*, *Veränderung*, *Handlungszwang*, *Prozesshaftigkeit* und *Vorwärtsbewegung*.

Bei einer Betrachtung der unterschiedlichen metaphorischen Konzepte fällt zudem auf, dass je nach Konzeption der Krise auch die damit einhergehenden Handlungsmaßnahmen festgelegt werden: Bei einer Flutwelle werden Dämme gebaut, ein Angriff erfordert Verteidigung bzw. Gegenangriff und Wege müssen beschritten werden, Krankheiten dagegen erfordern medizinische Versorgung. Die Krise als Gesamtkonzept und Deutungsmuster wird von verschiedenen Elementen aufrechterhalten, die miteinander in Verbindung stehen, wobei überwiegend die negativen, als gefährlich erscheinenden Aspekte der Krise in den Vordergrund gerückt werden. Dies unterstützt die im Rahmen der Krise geforderten Maßnahmen zur Bewältigung, welche unter weniger prekären Umständen möglicherweise als unangemessen betrachtet worden wären (Bösch et al. 2020: 6).

Daraus lässt sich schlussfolgern, dass eine Krise zwar vielfältige Formen annehmen kann, sie als *Deutungsmuster* jedoch stets auf effizientes und effektives Handeln unter Aufhebung sonst üblicher routinemäßiger Vorgehensweisen abzielt, indem nach schnellen und wirksamen Entscheidungen verlangt wird, um auf eine als bedrohlich wahrgenommene Situation zu reagieren. Die Krise stellt somit eine kollektive Bewältigungsstrategie dar, die einer Gesellschaft dabei hilft, unerwarteten Handlungsproblemen einen Sinn zu verleihen und auf dieser Grundlage nach Lösungsstrategien zu suchen. Die Art und Weise, wie dabei über die Krise kommuniziert wird, beeinflusst letztendlich auch den Umgang mit ihr.

7 Fazit

„Es sind mithin die Krisenerfahrungen selbst, die den sozialen Ordnungen ihre Suggestion der Stabilität verleihen.“
(Mergel 2012: 15)

Dieser Beitrag hat sich mit der metaphorischen Konzeption des Krisenbegriffs und seiner Funktion als gesellschaftliches Deutungsmuster auseinandergesetzt und dabei zentrale Ergebnisse einer Systematischen Metaphernanalyse vorgestellt. Um die in Form einzelner metaphorischer Redewendungen und metaphorischer Konzepte vorliegenden Deutungselemente der Krise zu einem inhaltlich kohärenten Gesamtkonzept zu integrieren, wurde der Krisenbegriff am Beispiel der Berichterstattung über die Coronapandemie in der Tagesschau im Rahmen der Untersuchung in seine einzelnen sprachlichen Bestandteile zerlegt und anschließend als metaphorisches Gesamtkonzept rekonstruiert, welches die verschiedenen Interpretationsmöglichkeiten der Krise miteinander in Verbindung bringt. Dabei wurde herausgearbeitet, dass der Krisenbegriff im Wesentlichen aus zwei Komponenten gebildet wird: zum einen aus dem Krisenereignis, welches oft in Form von Naturereignissen, Konflikten und Krankheit konzipiert wird und zum anderen aus den entsprechenden Krisenbewältigungsmaßnahmen, die in Form von menschlichem Handeln die Antwort auf das Krisenereignis darstellen. In der Darstellung der Krise überwiegt zumeist das Katastrophenhafte, Herausfordernde und Bedrohliche, welches den Menschen und sein Umfeld zum Handeln zwingt. Als Deutungsmuster hält der Krisenbegriff Interpretationsmöglichkeiten für all jene Situationen bereit, welche die Sphäre unserer Routine durchbrechen und uns vor bisher ungekannte Herausforderungen stellen. Er strukturiert unser kollektives Handeln, indem er auf die Notwendigkeit und Dringlichkeit der Bewältigung einer problematischen Situation verweist und die Anwendung außergewöhnlicher Maßnahmen rechtfertigt. Gleichzeitig stellen Situationsdeutungen als Krisen auch immer den Versuch dar, einen vermeintlichen Status Quo zu erhalten bzw. wiederherzustellen oder akutes Handeln zu rechtfertigen. Obgleich wir heutzutage scheinbar von Krise zu Krise übergehen, die Krise beinahe heraufbeschwören, so wird uns durch die Deutung einer Situation als Krise doch immer wieder bewusst, wie sehr wir auf Ordnung, Gemeinschaft und Routine angewiesen sind.

Literatur

Beck, Klaus (2018): Das Mediensystem Deutschlands. Strukturen, Märkte, Regulierung. 2. Aufl. Wiesbaden: Springer Fachmedien.

Berger, Peter L./Luckmann, Thomas (2018): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. 27. Aufl. Frankfurt am Main: Fischer.

Bösch, Frank/Deitelhoff, Nicole/Kroll, Stefan/Thiel, Thorsten (2020): Für eine reflexive Krisenforschung – zur Einführung. In: Bösch, Frank/Deitelhoff, Nicole/Kroll, Stefan (Hrsg.): Handbuch Krisenforschung. Wiesbaden: Springer Fachmedien, S. 3-16.

Brinks, Verena/Ibert, Oliver (2020): Zur Räumlichkeit von Krisen: Relationalität, Territorialität, Skalarität und Topologien. In: Bösch, Frank/Deitelhoff, Nicole/Kroll, Stefan (Hrsg.): Handbuch Krisenforschung. Wiesbaden: Springer Fachmedien, S. 41-57.

dpa (2020): Einschaltquoten: Berlin-„Tatort“ und „Tagesschau“ weit vorn. In: ZEIT ONLINE, 16.03.2020. https://www.zeit.de/news/2020-03/16/berlin-tatort-und-tagesschau-weit-vorn [Zugriff: 14.11.2021].

Dresing, Thorsten/Pehl, Thorsten (2018): Praxisbuch Interview, Transkription und Analyse. Anleitungen und Regelsysteme für qualitativ Forschende. 8. Aufl. Marburg.

Fahlenbrach, Kathrin (2019): Medien, Geschichte und Wahrnehmung. Eine Einführung in die Mediengeschichte. Wiesbaden: Springer Fachmedien.

Graf, Rüdiger (2020): Zwischen Handlungsmotivation und Ohnmachtserfahrung – Der Wandel des Krisenbegriffs im 20. Jahrhundert. In: Bösch, Frank/Deitelhoff, Nicole/Kroll, Stefan (Hrsg.): Handbuch Krisenforschung. Wiesbaden: Springer Fachmedien, S.17-38.

Gräf, Dennis/Hennig, Martin (2020): Die Verengung der Welt. Zur medialen Konstruktion Deutschlands unter Covid-19 anhand der Formate ARD Extra – Die Coronalage und ZDF Spezial. https://www.researchgate.net/publication/343736403_Die_Verengung_der_Welt_Zur_medialen_Konstruktion_Deutschlands_unter_Covid-19_anhand_der_Formate_ARD_Extra_-Die_Coronalage_und_ZDF_Spezial [Zugriff: 14.11.2021].

Kaczmarek, Hanna (2021): Coronavirus(-Pandemie) in Sprache und Denken. Ein Exkurs anhand der deutschen online-Nachrichtenmeldungen. In: Linguistische Treffen in Wrocław, Vol. 19, 2021 (I), S. 107-118.

Kämper, Heidrun (2012): Krise und Sprache: Theoretische Anmerkungen. In: Mergel, Thomas (Hrsg.): Krisen verstehen. Historische und kulturwissenschaftliche Annäherungen. Frankfurt am Main: Campus Verlag, S. 241-255.

Kiess, Johannes (2019): Die soziale Konstruktion der Krise. Wandel der deutschen Sozialpartnerschaft aus der Framing-Perspektive. Weinheim/Basel: Beltz Juventa.

Kilper, Heiderose (2020): Die Interdependenz von Krisen. In: Bösch, Frank/Dietelhoff, Nicole/Kroll, Stefan (Hrsg.): Handbuch Krisenforschung. Wiesbaden: Springer Fachmedien, S. 59-76.

Klosa-Kückelhaus, Annette (2020): Von Dauerwellen und anderen Wellen in Coronazeiten. Leibniz-Institut für Deutsche Sprache (IDS), Mannheim. https://www1.ids-mannheim.de/fileadmin/aktuell/Coronakrise/Klosa_wellen.pdf [Zugriff: 14.11.2021].

Koselleck, Reinhart (2006): Krise. In: Brunner, Otto/Conze, Werner/Koselleck, Reinhart (Hrsg.): Geschichtliche Grundbegriffe, Band 3. Stuttgart: Klett-Cotta, S. 617-650.

Kroneberg, Clemens (2011): Die Definition der Situation in soziologischen Handlungstheorien. In: Kroneberg, Clemens (Hrsg.): Die Erklärung sozialen Handelns. Grundlagen und Anwendung einer integrativen Theorie. Wiesbaden: Springer Fachmedien, S. 62-88.

Krug, Henriette (2021): Mit den Augen Susan Sontags: Metaphern im Umgang mit COVID-19. In: Zeitschrift für Ethik und Moralphilosophie 4, 1, S. 213-229.

Krumpal, Ivar (2020): Soziologie in Zeiten der Pandemie https://doi.org/10.31235/osf.io/yqdsu [Zugriff: 14.12.2021].

Künzler, Matthias (2013): Leitmedien. In: Bentele, Günter/Brosius, Hans-Bernd/Jarren, Otfried (Hrsg.): Lexikon Kommunikations- und Medienwissenschaft. Springer VS, Wiesbaden, S. 183f.

Lakoff, George/Johnson, Mark (2003 [1980]): Metaphors we live by. Chicago & London: The University of Chicago Press.

Luhmann, Niklas (2017): Die Realität der Massenmedien. 5. Aufl. Wiesbaden: Springer Fachmedien.

Mergel, Thomas (2012): Einleitung: Krisen als Wahrnehmungsphänomene. In: Mergel, Thomas (Hrsg.): Krisen verstehen. Historische und kulturwissenschaftliche Annäherungen. Frankfurt am Main: Campus Verlag, S. 9-24.

Müller, Annemarie (2020): Die Krise als Deutungsmuster – Eine Systematische Metaphernanalyse zur Rekonstruktion des Krisenbegriffs am Beispiel der Berichterstattung über die Corona-Pandemie in der Tagesschau. Hochschule Emden-Leer: Masterarbeit (unveröff.).

Oevermann, Ulrich (2001a): Zur Analyse der Struktur von sozialen Deutungsmustern. In: Sozialer Sinn 2, 1, S. 3-33.

Oevermann, Ulrich (2001b): Die Struktur sozialer Deutungsmuster – Versuch einer Aktualisierung. In: Sozialer Sinn 2, 1, S. 35-81.

Peter, Nina/Lubrich, Oliver (2016): Die Krise als Krankheit. Medizinische Metaphern in aktuellen Darstellungen von Finanzkrisen. In: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte 57(2). Berlin: Walter de Gruyter, S. 519-544.

Schmitt, Rudolf (2017): Systematische Metaphernanalyse als Methode der qualitativen Sozialforschung. Wiesbaden: Springer Fachmedien.

Soddemann, Kilian (2013): Die Metaphorik im Diskurs über die Wirtschaftskrise. Eine korpuslinguistische Untersuchung aus Sicht der kognitiven Metapherntheorie über die Darstellung der jüngsten Wirtschaftskrise im Sprachgebrauch verschiedener deutscher Online-Zeitungen. Universität Duisburg-Essen. http://www.linse.uni-due.de/files/PDF_in_Katalog/publikationen/ESEL/Soddemann_Wirtschaftskrise.pdf [Zugriff: 14.11.2021].

Weischenberg, Siegfried (2018): Medienkrise und Medienkrieg. Wiesbaden: Springer Fachmedien.

Weiß, Andreas (2012): Theoretische Zugänge zur Krise: Einführung. In: Mergel, Thomas (Hrsg.): Krisen verstehen. Historische und kulturwissenschaftliche Annäherungen. Frankfurt am Main: Campus Verlag, S. 25-27.

Wengeler, Martin/Ziem, Alexander (2014): Wie über Krisen geredet wird. Einige Ergebnisse eines diskursgeschichtlichen Forschungsprojekts. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 44, 1, S. 52-74.

Teil III:
Forschendes Lernen und Promovieren in der Ausnahmesituation

Pandemische Protokolle der Wirklichkeit: Mit studentischen Tagebüchern die Auswirkungen des Lockdowns verstehen und bewältigen

Lisa Habelt, Marissa Herzog, Marina Morozov, Frank Sowa und Astrid Wiesneth-Astner

Wuhan, 3. Februar 2020
„Beim Ausbruch der Epidemie, von der anfänglichen Ausbreitung bis zur jetzigen Explosion, haben wir die Situation zuerst falsch eingeschätzt, dann verschleppt und schließlich falsch gehandelt. Wir haben es versäumt, dem Virus zuvorzukommen, und rennen seither ständig hinter ihm her. Dafür zahlen wir einen enorm hohen Preis."
(Fang 2020: 51)

Rom, im März 2020
„Die Ansteckung hat schon unsere Beziehungen angegriffen. Und hat viel Einsamkeit verursacht: die Einsamkeit dessen, der auf der Intensivstation liegt und mit den anderen durch eine Glasscheibe kommuniziert, aber auch eine andere, verbreitete Einsamkeit der geschlossenen Münder hinter den Atemmasken, der misstrauischen Blicke, des Zuhause-bleiben-Müssens."
(Giordano 2020: 32)

1 Einleitung

Es waren Tagebücher aus China oder Italien, in denen Zeitzeugen über die Katastrophe der Pandemie und das alltägliche Leben im Lockdown berichteten. Dabei handelte es sich um Tagebücher, in denen wütend über das Versagen von politischen Maßnahmen gegen die Verbreitung des Virus geschrieben oder in denen eher nüchtern deskriptiv die Veränderungen in den zwischenmenschlichen Beziehungen analysiert wurden. Da die Aufzeichnungen in Windeseile in viele Sprachen übersetzt wurden, avancierten sie in kürzester Zeit zu Bestsellern auf dem Buchmarkt und wurden Bestandteil der populären Massenkultur. Dass persönliche Tagebücher nicht nur lesenswert für ein breites Publikum sind, sondern auch bedeutsame Datenquellen für rekonstruktive studentische Forschung darstellen, zeigte sich im Rahmen eines

eilig ins Leben gerufenen Lehrforschungsprojekts zu Beginn der Coronapandemie im März 2020.

In der qualitativen Sozialforschung spielt der Einsatz von Tagebüchern als eine mögliche Form der Datenerhebung bislang noch eine eher untergeordnete Rolle (Fischer/Bosse 2013; Hyers 2018; Kunz 2018; Stewart 2007), da andere Verfahren wie qualitative Interviews und teilnehmende Beobachtungen dominieren. So werden auch im Lehrkontext des Moduls Forschungsmethoden in der Sozialen Arbeit im Studiengang Bachelor Soziale Arbeit an der Technischen Hochschule Nürnberg normalerweise diese Erhebungsmethoden vermittelt und im Rahmen eines Lehrforschungsprojekts im sozialarbeiterischen Arbeitsfeld der Wohnungslosenhilfe praktisch erprobt (Sowa 2018/2020/2021b). Solche studentischen Projekte bewegen sich im Bereich des *Forschenden Service Learning*[1] (Sowa/Zitzmann 2020), welche Studierenden besondere praxisbezogene Lernumgebungen in Arbeitsfeldern der Sozialen Arbeit anbieten. Diese können sich durch den Besuch des Moduls nicht nur theoretisches (Klausur-)Wissen aneignen, sondern erlangen durch ihr eigenverantwortliches Tun sehr praktische Erfahrungen, die im Rahmen der Lehrveranstaltung reflektiert werden.

Das plötzliche Einsetzen der Pandemie führte dazu, dass die bewährte Vermittlung von Forschungsmethoden für das Sommersemester 2020 überdacht werden musste, da aufgrund von sich anbahnenden Kontaktbeschränkungen keine Möglichkeit mehr bestand, Interviews mit Fachkräften und Adressat*innen der Sozialen Arbeit zu erheben. So wurde aus dieser Not heraus das Lehrforschungsprojekt *#TH_diary – Studentisches Leben im Ausnahmezustand* (Sowa 2021a) geboren, in dem studentische Tagebücher als alternative Datenquelle für die Auswertung qualitativer Daten gewählt wurden. Das Verfassen von Tagebüchern sollte den Studierenden also in erster Linie nicht als private, reflexive Praxis dienen (Bräuer 1998/2000; Hess 2009). Vielmehr wurden Studierende aufgefordert, den durch den ersten Lockdown evozierten Ausnahmezustand als pandemische *Protokolle der Wirklichkeit* (Wernet 2009) für eine spätere sozialwissenschaftliche Auswertung festzuhalten.

Im Zentrum des Lehrforschungsprojekts stand die Frage, wie Studierende der Sozialen Arbeit vor dem Hintergrund ihrer persönlichen und familiären Situation die ersten Wochen des neuartigen, pandemischen Alltags erlebt haben. Um einen Einblick in die studentischen Forschungsarbeiten zu ermöglichen, werden im Rahmen dieses Beitrags exemplarisch Tagebuchaufzeichnung von drei Studierenden herangezogen, die in Auszügen sequenzanalytisch ausgewertet wurden. Um die Informant*innen zu schützen, nennen wir

1 Unter Forschendem Service Learning werden Lehr- und Lernkontexte verstanden, die das Lernen durch Forschung (Huber 2004/2009; Schneider/Wildt 2009; Wildt 2005/2009) mit dem Lernen durch soziales Engagement (Backhaus-Maul/Roth 2013; Baltes et al. 2007) verbinden.

die Studierenden im Folgenden Frau Backe, Frau Wolf und Frau Stern.[2] Die in der Lehrveranstaltung aufgeworfene Frage kann durch den Fokus auf drei Fälle nicht umfassend beantwortet werden, da sich in den Tagebüchern sehr unterschiedliche Relevanzsetzungen und Deutungen rekonstruieren ließen. Vielmehr soll gezeigt werden, welche wissenschaftlichen Ergebnisse studentische Forschung hervorbringen kann und welche Potenziale Tagebuchaufzeichnungen für Forschung und persönliche Krisenbewältigung bieten. Zur Beantwortung dieser Fragen wird zunächst das didaktische und methodische Vorgehen erläutert (Abschnitt 2), danach folgen die Analysen der Tagebücher: Während es im Tagebuch von Frau Backe um unterschiedliche Formen der Bewältigung geht, thematisiert das Tagebuch von Frau Wolf den Kampf um Gleichstellung innerhalb einer Beziehung und das Tagebuch von Frau Stern die durch Home Schooling hervorgerufene Mehrbelastung und mütterliche Rollenkonflikte (Abschnitt 3). Da dieses Lernformat im Vergleich zu herkömmlichen Lehrveranstaltungen andere Lernerfahrungen ermöglicht, werden im Anschluss die Ergebnisse der Lehrevaluation präsentiert (Abschnitt 4). Der Beitrag schließt mit Schlussfolgerungen für zukünftige studentische Forschung mit Tagebüchern (Abschnitt 5).

2 Didaktisches und methodisches Vorgehen

Nachdem am 16. März 2020 der Semesterbeginn an der TH Nürnberg und der Unterrichtsbetrieb an bayerischen Schulen ausgesetzt und am 21. März 2020 bayernweite Ausgangsbeschränkungen in Form von Ausgangs-, Aufenthalts-, Betretungs- und Veranstaltungsbeschränkungen sowie Betriebsuntersagungen beschlossen wurden, erhielten die im Modul eingeschriebenen Studierenden am 23. März 2020 die Nachricht, dass die Lehrveranstaltung ausschließlich digital stattfinden wird und die Lehrforschung sich auf die Pandemie bezieht:

> „Wir werden ausschließlich qualitativ forschen, um unseren Alltag in der Coronakrise wissenschaftlich zu untersuchen. Wir machen uns daher selbst zum Forschungsgegenstand, um unseren Quarantäne-Alltag, unsere Erlebnisse und Erfahrungen, unsere Sorgen, Ängste und Reflexionen methodisch kontrolliert zu erforschen. Unser Ausgangspunkt werden individuelle und subjektive Tagebuchaufzeichnungen sein, die Sie über die kommenden Wochen anfertigen“ (E-Mail des Dozenten Sowa, 23.03.2020).

Die Datengrundlage des Lehrforschungsprojekts #TH_diary (Sowa 2021a) stellten daher studentische Tagebucheinträge dar, die über einen Zeitraum von sechs Wochen (27. März bis 11. Mai 2020) angefertigt wurden. Die

2 Alle Namen von Studierenden und deren Angehörigen sind mit Hilfe von Fantasienamen anonymisiert worden.

teilnehmenden Studierenden erhielten eine Hilfestellung in Form eines Dokuments Tagebuch schreiben: How to write a diary?, in dem studentische Hilfskräfte aus einem anderen Forschungsprojekt ihre Erfahrungen mit dem Verfassen von Tagebüchern niederschrieben, sowie eine Arbeitsanweisung vom Dozenten.

Arbeitsanweisung für die Studierenden

„Beim Tagebuchschreiben gibt es keine strikten Vorgaben oder spezifische Fragen zu beantworten. Es geht um Ihren Alltag in und Ihre Wahrnehmung einer außergewöhnlichen Krise! Daher halten Sie bitte *täglich* das fest, was gerade von Bedeutung ist, was Ihnen wichtig ist oder was Sie erlebt haben. Dies können Beschreibungen von Situationen sein, Beschreibungen des eigenen Verhaltens und des Verhaltens anderer in ihrer Umgebung, Notizen von Gesprächen und Interaktionen mit anderen Menschen, eigene Gedanken, Erwartungen und Reflexionen, etc. In den Tagebuchaufzeichnungen sollte es den Raum für Unsicherheiten, für Verwirrung, Paradoxien und Unordnung geben, genauso wie für praktisches und konkretes Alltagshandeln *innen* (in der Wohnung) und *draußen* (beim Einkaufen, beim Sport, „an der frischen Luft“). Prinzipiell ist nichts irrelevant, banal oder peinlich! […]. Beim Verfassen des Tagebuchs wird es nicht darum gehen, den gesamten Tag oder die gesamte Woche mit allen Erlebnissen oder Situationen vollständig zu erfassen, sondern vielmehr sollten Sie auf einzelne bedeutsame Aspekte Ihres Lebens oder Alltags fokussieren und diese so ausführlich wie möglich beschreiben, inklusive Ihrer Gedanken und Gefühle. Es geht also nicht um einen exakten Sachbericht und eine trockene, oberflächliche Beschreibung und Protokollierung von Tagesereignissen. Es geht auch nicht um starke Zusammenfassungen und Verallgemeinerungen. Vielmehr bitte ich Sie um eine in die Tiefe gehende Schilderung Ihrer persönlichen und alltäglichen Situation und damit um Ihre subjektiven Erfahrungen, (Selbst-)Beobachtungen und (Selbst-)Reflexionen, die sich auf sehr konkrete und praktische Begebenheiten beziehen. Ihre Aufzeichnungen können auch Beschreibungen von Räumen (egal ob innen oder draußen) und Personen in Ihrer Umgebung beinhalten. Auch weitere Daten wie Fotos oder Dokumente wären vorstellbar. Die Tagebuchaufzeichnungen sollten *täglich* verfasst werden, da nichts so flüchtig ist wie die eigene Erinnerung. Die Erfahrungen zeigen, dass die Aufzeichnungen dann detailliert und ergiebig sind, wenn sie noch am gleichen Tag vorgenommen werden“ (ebd., 27.03.2020).

Didaktisch wurde das Prinzip des forschenden Lernens verfolgt, so dass sich studentische Forschungsnoviz*innen aktiv in die Rolle der Forschenden begaben und innerhalb eines ernsthaften Forschungsvorhabens einen komplet-

ten Forschungsprozess gestalteten, erlebten und reflektierten sowie zu Ergebnissen gelangten, die auch für Dritte interessant sind (siehe Fußnote 1, insbesondere Huber 2004/2009). Dieser Prozess der Einsozialisation in Forschung verlangt statt einer theoretischen oder simulierten Behandlung von Forschungsmethoden Lehr-Lern-Arrangements des praktischen Tuns.

Methodisch wurde den 18 am Lehrforschungsprojekt teilnehmenden Studierenden eine offene Herangehensweise in der Datenerhebung aufgetragen. Sie sollten ausführliche Tagebucheinträge aus der Ich-Perspektive mit eigenen Gedanken und Gefühlen selbst verfassen und dabei einzelne Situationen so ausführlich wie möglich festhalten (siehe Arbeitsanweisung). Hier lassen sich Überschneidungen zu den, in der Sozialen Arbeit weit verbreiteten Anfertigung von ethnografischen Protokollen identifizieren (Riemann 2013; Völter 2015). Auf diese Weise entstand in den sechs Wochen umfangreiches Datenmaterial, das für die Auswertung zur Verfügung stand. Für die Analyse wurden sechs kleine studentische Forschungsteams gegründet, die im Auswertungsprozess gemeinsam nach dem Verfahren der Sequenzanalyse (Wernet 2009) die Tagebucheinträge in Interpretationssitzungen auswerteten und analysierten. Die erste Sitzung in jedem Forschungsteam fand mit dem Dozenten statt, zwei weitere mit der Unterstützung von studentischen Hilfskräften. Erst danach trafen sich die Teams alleine, um in Anlehnung an die Prinzipien der Kontextfreiheit, der Wörtlichkeit, der Sequenzialität, der Extensivität und der Sparsamkeit zu arbeiten (ebd.). Die Lesarten wurden mit Hilfe von Interpretationsprotokollen festgehalten. Das Datenmaterial konnte trotz des hohen zeitlichen Aufwands nur selektiv ausgewertet werden. In den Kleingruppen analysierten Studierende ihre eigenen Tagebucheinträge. Dabei begaben sie sich in die Rolle der distanzierten Forschenden, um die subjektiven Einträge als Daten zu sehen, deren Bedeutung sich durch gemeinsame Interpretation erschließt. Es sollten Auszüge interpretiert werden, die bedeutsame, längere und detaillierte Sequenzen enthielten. Die ersten Forschungsergebnisse, die schließlich im Plenum vorgestellt und kommentiert wurden, hatten durch die Formulierung von Thesen bereits einen generalisierenden Charakter. Am Ende des Lehrforschungsprojekts verfassten alle Studierenden einen Forschungsbericht, in dem die Ergebnisse festgehalten und anhand von Gütekriterien der qualitativen Sozialforschung überprüft wurden.

Ethisch stellten sich durch dieses Vorgehen verschiedene Herausforderungen. Durch den Lehrkontext ist strukturell eine Machtasymmetrie zwischen Seminarleitenden und Studierenden vorhanden, die sich u.a. dadurch äußert, dass i. d. R. die Aufgabenstellungen von ersteren vorgegeben wird, während letztere einen Leistungsnachweis erwerben. Um ein gemeinsames Lehrforschungsprojekt durchzuführen, wurde der Alltag in der Coronapandemie zum Forschungsgegenstand erhoben. Die Studierenden erhielten jedoch neben dem Tagebuchschreiben die Möglichkeit, ein leitfadengestütztes Interview als alternative Methode der Datenerhebung durchzuführen – dies wurde

von einer Person praktiziert. Der Dozent versuchte, alle Studierende als Forschende anzusprechen, denen zugetraut wird, neue wissenschaftliche Erkenntnisse zu generieren. Damit trat ein durch Neugierde getragener, gemeinsamer Forschungsauftrag in den Vordergrund und die Leistungsbewertung in den Hintergrund.

Durch die Erhebung von Daten aus ihrem eigenen Leben befanden sich Studierende in einer doppelten Rolle: Sie waren beforschte Forschungssubjekte sowie Forschende. Um Studierende vor seelischen Verletzungen zu schützen und der Schutzfunktion von Forschungsethikkodizes nachzukommen (DGSA 2020), wurde mit der Etablierung der Kleingruppen ein geschützter Rahmen eingerichtet, der eine wertschätzende und vertrauliche Kommunikation und Interpretation der Daten ermöglichte. Die Studierenden wählten die Sequenzen, die sie im Forschungsteam interpretieren wollten, selbst aus und stellten diese Sequenzen den anderen Studierenden in anonymisierter Form zur Verfügung. Für die Analyse der Tagebücher von Frau Backe, Frau Wolf und Frau Stern wurde die Einwilligung eingeholt und die Anonymisierung zugesichert. Natürlich war die Teilnahme am Lehrforschungsprojekt freiwillig und Studierende konnten zu jedem Zeitpunkt die Lehrveranstaltung verlassen. Es stand den Studierenden frei, wie ausführlich sie die Tagebuchaufzeichnungen anfertigten. Da der Forschungsprozess offen gestaltet war und das Forschungsziel sich erst im Laufe der Forschung herausgebildet hat, wurde *nicht* darauf hingewiesen, dass nicht mehr Daten erhoben werden sollten als für das Forschungsziel erforderlich (siehe insbesondere Riemann 2021). Der Dozent wies stets darauf hin, dass der vertrauliche Umgang mit den Daten gewährleistet sein muss, so dass die Teilnahme an der Forschung für alle Tagebuchschreibenden folgenlos – im Sinne von negativen Konsequenzen – bleiben müsse, alle Forschenden daher in der Verantwortung stehen, sensibel mit den Daten umzugehen.

Nachstehend werden einzelne Forschungsergebnisse aus drei unterschiedlichen Tagebüchern der Seminarteilnehmenden präsentiert, welche die alltägliche Situation von Studierenden der Sozialen Arbeit an der TH Nürnberg widerspiegeln.

3 Forschungsergebnisse

3.1 Bewältigungsformen

Und plötzlich kam Corona und die Welt stand still. So beginnen Geschichten, aber auch die Realität und dieses Kapitel im Leben von Frau Backe. Eine nie dagewesene Situation, die vieles bis dahin Bekanntes, Alltägliches und Vertrautes veränderte und sich zu einem Ausnahmezustand entwickelte. In dieser

emotionalen Phase kam das experimentelle Projekt *#TH_diary – Studentisches Leben im Ausnahmezustand* aus Sicht von Backe genau zum richtigen Zeitpunkt. Dieses Tagebuch, welches anfangs als notwendiges Übel betrachtet wurde, entwickelte sich über die Dauer von sechs Wochen zu einem persönlichen Dokument dieser Zeit. Die Aufzeichnungen wurden persönlicher und die Klaviatur der Gefühlsausdrücke immer größer, von Wut bis Frustration oder von Ironie bis Zynismus. Über das Erlebte und Wahrgenommene, egal ob positiv oder negativ, zu sinnieren, zu schimpfen oder zu lachen, half der Autorin, erst durch das Niederschreiben, dann durch die Sequenzanalyse in der Kleingruppe, die unsicheren Anfänge der Coronazeit zu begreifen und zu verarbeiten. Die Überpräsenz des Themas Corona bestimmte gefühlt das ganze Leben von Frau Backe.

> „Wir gehen einkaufen… jede Person muss einen Einkaufswagen mit sich führen, um die Personenmenge zu kontrollieren… Corona. Menschen mit Masken… Corona. Wir treffen einen Nachbar. Er erzählt, dass er die Schnauze voll hat… von Corona. Kurzarbeit… aufgrund von Corona. Hausaufgabenbetreuung… wegen Corona. Nachrichten laufen… beherrschendes Thema: Corona“ (Tagebuch Backe, 22.04.2020).

Unsicherheiten, Unklarheiten und Umorientierung prägten diese Zeit und hinterließen viele Fragezeichen und kaum Antworten in ihrem Leben:

> „Die ganze gegenwärtige Situation „Corona beschäftigt mich jetzt. Es ist nicht Angst, aber eine riesengroße Portion Respekt und zwar nicht vor Covid 19 als Krankheit, sondern vor deren Unberechenbarkeit…“ (ebd., 05.04.2020).

In diesem inneren und äußeren Chaos entwickelte sich eine sogenannte Corona-Normalität. Der Familienalltag wurde komplett umstrukturiert und größtenteils auf zu Hause (digitales Studium, Home-Schooling, Home-Office) konzentriert. Bestehende Rollen in der Familie wurden teilweise neu definiert oder erweitert. Nicht nur Mutter und Ehefrau, Studentin und Intensivkrankenschwester, sondern auch Lehrerin im Home-Schooling bei der Tochter. Der Arbeitsalltag im Krankenhaus wurde zum Paralleluniversum, die Diskrepanz zum Privatleben zeitweise unüberbrückbar.

> „Krankenhaus und „Draußen“ waren schon immer verschiedene Welten, aber jetzt sind sie meilenweit voneinander entfernt. Die meisten kriegen gar nicht mit, was bei uns abläuft und sehen auch nicht den Ernst der Lage“ (Tagebuch Backe, 19.04.2020).

Die physische und psychische Belastung wurde enorm, das Thema privat und auch in der Öffentlichkeit sehr prägend. Die Begriffe *Corona* und *Intensivstation* wurden oft in einem Atemzug verwendet, sei es mal im Positiven (Anerkennung durch Klatschen) oder aber im negativen Sinne (Angst vor Ansteckung). Um mit allem klarzukommen und das Erlebte verarbeiten zu können, entwickelte Backe verschiedene Bewältigungsstrategien im Umgang mit der alles bestimmenden Pandemiesituation.

Häufig verwendete sie Humor und Ironie als Hilfsmittel, um Gegebenheiten zu beschreiben. Sie betrachtete mit Ungläubigkeit und Verwunderung die allgemeine Entwicklung und verfiel immer wieder in den Modus Situationen ins Lächerliche zu ziehen. Verstärkt wurden die Aussagen oft durch einen Smiley, um das Augenzwinkern, mit dem sie die Pandemie, ihre Folgen und Nebenwirkungen im Alltag betrachtete, auch plastisch darzustellen.

> „[…] die Welt wird immer skurriler und verrückter […] auf der Straße begegnen mir immer wieder „Aliens“ mit Maske…in allen Farben und Mustern, manchmal auch passend zum Outfit abgestimmt. Das wäre doch die Geschäftsidee: Das passende „It-piece des Sommers 2020“… zum Jogginganzug, zum Hosenkostüm oder Bikini😆. Sollte ich mir mal überlegen😉“ (ebd., 27.04.2020).

Ab und zu entglitten ihre Aussagen und sie verfiel in Zynismus. „Oh ja… Angst. Kann ich mir nicht leisten. Habe ich damals mit meinem Arbeitsvertrag unterschrieben“ (ebd., 07.04.2020). Im Verlauf der Tagebuchaufzeichnungen wurden auch starke Gefühle von Wut und Frustration bei Backe ersichtlich. Ein besonderer Punkt waren die neuen vorschriftsmäßigen Abstandsregeln, die durch Konditionierung im Alltag angekommen waren und in zwischenmenschlichen Begegnungen zu teils absurden Situationen geführt haben.

> „Wir gehen aufeinander zu und ich bleibe zwei Meter vor ihr abrupt stehen und habe das Gefühl, dass Gabi auch zuckt. In meinem Kopf gehen die Alarmglocken an… „Corona“… „Abstand halten“. Ich verschränke unbewusst meine Arme vorm Körper und sie steckt ihre in die Jackentasche“ (Tagebuch Backe, 01.04.2020).

Die Erkenntnis, die Corona Alarmglocken immer im Hinterkopf dabei zu haben, ließen die Autorin oft irritiert, enttäuscht und wütend zurück. Ad absurdum geführte Situationen hinterließen bei ihr eine Welle der Frustration: „Und jetzt das… Echt???... Wir machen small talk. Das passt nicht zu uns, das sind wir nicht. Führt die körperliche Distanz auch zu einer geistigen? Was ist da los?“ (ebd.).

Gerade das Gefühl der Wut lässt sich an der Schreibweise von Backe gut erkennen. Die Sätze sind auffordernd, kurze Gedanken wurden eingeschoben und durch Gedankenpausen […] getrennt. Ihre Wut visualisierte sie zusätzlich durch Ausrufezeichen und wurde so beim Lesen richtig spürbar. Besonders bei dem Thema Arbeitswelt versus „Draußen“ wurde dies sehr deutlich.

> „Leute!!! Kommt vorbei und schaut euch die Fälle an und die schweren Verläufe…und ja…es sterben auch welche. Und es sind nicht nur die Alten und Vorerkrankten. Ich weiß es nicht, ob die Maßnahmen der Regierung zu übertrieben sind, ob sie richtig waren, werden wir erst im Verlauf sehen. Aber was ich weiß…ist, dass wir keine italienischen oder französischen Verhältnisse haben. Gott sei Dank. Wir sind jetzt schon zeitweise an unserer Kapazitätsgrenze…nein, nicht der Intensivbetten…aber des Personals. Wo soll das jetzt auch plötzlich herkommen? Es sprießt nicht aus der Erde, nur weil gerade eine Krise ist“ (ebd., 19.04.2020).

Schlussendlich wurde Corona personalisiert und zum Schuldigen gemacht: „Mensch, Corona…es wird Zeit, dass du wieder gehst und alles wieder einigermaßen „normal“ wird“ (ebd.).

In der Anfangszeit der Pandemie entwickelte sich bei der Autorin eine neue Normalität, in der sich alles viel mehr auf die Familie konzentrierte. Es entwickelte sich eine veränderte Alltagsroutine zwischen Home-Schooling (Tochter), Kurzarbeit und Home-Office (Ehemann), digitalem Studium und Arbeit im Krankenhaus. Plötzlich war die Zeit da (die man sich sonst eigentlich immer wünscht), keine Termine und kein Freizeitstress in Sicht. Das Leben und der Alltag mussten nun umstrukturiert werden. Zu einer sehr wichtigen Konstante wurde das Essen, welches dreimal täglich zelebriert wurde. Übers Essen wurde diskutiert, abgestimmt und jeder in die hohe Kochkunst miteinbezogen.

> „Mara kocht einmal die Woche… sehr übersichtlich… es gibt immer Spaghetti mit Tomatensauce. Theo dreimal… auch sehr übersichtlich… Gegrilltes in jeglicher Variation. Und den Rest übernehme ich… jedes Mal ein neues Rezept von „Chefkoch“… mit Gemüse“ (ebd., 25.04.2020).

Die gemeinsam verbrachte Zeit wurde von Backe als Genuss empfunden, nur eine Tatsache lag ihr schwer im Magen – die Veränderung ihrer Figur, wenn sie sagt: „Jetzt hat das Ganze aber einen Haken. Meine Waage… die nimmt mir diese Genüsse übel. Das gefällt mir gar nicht“ (ebd.). Um diesen Teufelskreis zu durchbrechen, wurden die Spaziergänge mit Ehemann und Tochter nicht nur zum Entschleunigen, sondern auch zur Erhaltung der gegenwärtigen Figur benutzt.

Ein anderer wichtiger Punkt in ihrem Leben, der sich stark veränderte, war das Studium. Anfangs herrschte Chaos. Während manche Professoren schon digital per Zoom Vorlesungen hielten, gab es von anderen gerade mal eine E-Mail. Die ganze Situation war stark von Unsicherheit und tausend Fragen geprägt. Zusätzlich wurden die rudimentären Technikkenntnisse der Autorin auf eine harte Probe gestellt.

> „Lesen Sie die Pflichtlektüre durch, bearbeiten Sie, beantworten Sie die angegebenen Fragen und erstellen Sie ein „padlet“… bis zur nächsten Vorlesung.“ Waaasss? Was bitte ist ein padlet? Ok… ich gehöre jetzt nicht mehr direkt zu den „Jüngsten“ im Studium😉, habe auch schon viel technisches „blabla“ gelernt (ich weiß inzwischen was ein „vpn-Tunnel“ oder ein „thread“ ist), vor einem ¾ Jahr war das noch komplettes „Neuland“ für mich… aber „padlet“? Google… my best new friend… muss (wie schon oft in letzter Zeit) für die Antwort herhalten. Padlet = digitale Pinnwand für das digitale Klassenzimmer… Ahhhh, man lernt nie aus. Gott sei Dank, gibt es auf Youtube das geeignete Erklärvideo dazu“ (ebd., 21.04.2020).

Durch die kleinen Helferlein der digitalen Welt, wie beispielsweise Suchmaschinen, wurden die Wissenslücken geschlossen.

Eine weitere Bewältigungsstrategie war für Backe die Flucht in die Natur. Die Energie und die Kraft, um mit den pandemiebedingten Situationen um-

zugehen, bezog die Autorin oft aus der Verbindung Familie und Natur, was in stundenlange Spaziergänge ausartete „[…] die Sonnenstrahlen sind eine Wohltat für die Seele und für meine Stimmung“ (ebd., 30.03.2020). Sie interpretierte die Natur oft als ein selbstständig und unabhängig handelndes Subjekt, welches von ihr in Superlativen beschrieben wurde. „Die Sonne lacht und der Himmel grinst ohne ein Wölkchen zurück.“ (ebd., 10.04.2020) oder „die Natur zeigt sich von ihrer schönsten und buntesten Seite“ (ebd., 31.03.2020). Angeregt durch ihre ästhetischen Naturerfahrungen philosophierte sie öfters, besonders mit ihrer Tochter, über die Größe und Gewalt der Natur, die sich frei von menschlichen Einflüssen, zu erholen begann: „Es flattert ein neues aktuelles Bild von Venedig über den Bildschirm. Menschenleere Straßen, saubere Kanäle, man sieht sogar die Fische schwimmen...ist es wirklich das Venedig, das wir gesehen haben?“ (ebd.). Diese Entwicklung wurde von Mutter und Tochter mit Ehrfurcht und Staunen wahrgenommen und ihnen wurde klar, wie unwichtig und doch sehr fordernd wir Menschen gegenüber der Natur sind.

> „Wahnsinn, was wir Menschen alles versuchen kaputt zu machen. Und wie schnell sich die Natur wieder regeneriert. Sie ist viel stärker und gewaltiger als wir Menschen […]. Sie braucht nur „Corona frei“, um sich von uns zu erholen“ (ebd.).

Die Ruhe und Gelassenheit vermittelnde Natur wurden als verlässliche Stabilität in der sich permanent verändernden, täglich neue Regeln hervorbringenden, unsicheren Corona Anfangszeit wahrgenommen. „Die ganze Szenerie wirkt so ruhig und surreal und passt gar nicht in die Panikmache und Hysterie rund um Corona“ (ebd.).

3.2 Kampf um Gleichstellung

Wollte man dem Tagebuch von Frau Wolf ein Thema zuschreiben, es wäre sicherlich ein Gender-Thema. Schon zu Beginn der Aufzeichnungen im Frühjahr 2020 wurde klar, dass die Autorin mehrere Rollen ausfüllte, welche sich überlagerten und teils schwierig zu vereinbaren waren. Solo-Selbstständige, Mutter und Studentin waren die Hauptrollen im Leben der 31-Jährigen. Der Handlungsspielraum, welcher ihr im Alltag möglich war, wurde durch die unterschiedlichen Anforderungen der Rollen zugleich bereichert und begrenzt. Als Mutter eines Kleinkindes traf die Pandemie sie mit voller Wucht, als am 13. März 2020 bekannt gegeben wurde, dass die Kindertagesstätten auf Grund des Infektionsrisikos mit Covid-19 geschlossen würden. Die Auswirkungen waren zu diesem Zeitpunkt noch nicht abzusehen. Bereits nach kurzer Zeit im Lockdown, zu Beginn der Tagebuchaufzeichnungen, zeigten sich allerdings schon erste Anzeichen der Überlastung, „da die Werktage seit zwei Wochen vollgestopft sind mit Arbeit und Kinderbetreuung“ (Tagebuch Wolf, 29.03.2020). War der Alltag zuvor schon sehr strukturiert und nur mit

Kalender zu bewältigen, war er jetzt zum Bersten gefüllt. Die Schreiberin war „seit dem 13. März [….] 24/7 mit Ronja [ihrer Tochter] zu Hause“ (ebd.) – das genaue Datum ließ sich auch nach zwei Wochen noch benennen; es hatte sich ins Gedächtnis eingebrannt. Ihr Mann arbeitete seitdem im Home-Office. Die Autorin stellte zunächst Beruf und Ausbildung hinten an. Der latente Zwang und die gesellschaftliche Erwartung, sich als Mutter nun voll um das Kind zu kümmern, rief Wut, Trotz und Widerwillen hervor, welche sich beispielhaft in folgender Aussage zeigten: „Gut, betreue ich eben unsere Tochter und schmeiße den Haushalt“ (ebd.). Wolf haderte mit ihrer neuen Rolle als Hausfrau und äußerte offen Wut und Enttäuschung gegenüber ihrem Partner. Es kam zu großen Konflikten, welche eindringlich beschrieben wurden und ihren Sinn trotzdem nicht verfehlten: „Die Luft zwischen uns ist so klar und frisch wie nach einem rauschenden Gewitter“ (ebd., 05.04.2020) notierte sie nach einem Streit mit anschließender Aussprache.

In ihrer Rolle als Solo-Selbständige im Kreativbereich erfuhr Wolf schmerz- und schlaghaft durch eine Welle an Projektabsagen, dass ihre Arbeit in der pandemischen Ausnahmesituation nicht systemrelevant war. Alle Aufträge für das laufende Geschäftsjahr wurden storniert oder als unsicher in Aussicht gestellt. Einzig ein befristetes Engagement bestand fort. In dieses steckte sie viel Energie und klammerte sich daran als einzige Einkommensquelle und Rest ihres abrupt beendeten Berufserfolges. Die Arbeit, ihre Selbstständigkeit, hatte einen hohen Identifikationswert, dessen vorübergehenden Verlust sie nur schwer akzeptieren konnte. Ihr „so mühsam aufgebautes Business“ (ebd., 29.03.2020) musste sie zwangsläufig „auf Eis legen“ (ebd.), obwohl „es gut läuft und viele Anfragen reinkommen“ (ebd.). Wenn das Kind schlief, arbeitete die Autorin „abends [...] jetzt jeden Tag“ (ebd., 01.04.2020). Sie schilderte ein realistisches Bild des Homeoffice mit Kind – ihre Tochter „ruft immer rein, malt auf meine Unterlagen, singt immer lauter, es geht einfach nicht“ (ebd., 08.05.2020). Ihr Fazit zur Vereinbarkeit war sarkastisch und wütend. Sie schrieb, dass „diese Stock-Bilder von „Working Moms“ mit Laptop am Tisch und lachendem, beschäftigtem Baby daneben [...] aus der Hölle [kommen]“ (ebd.).

Der Alltag der Autorin war geprägt von einer neuen Normalität, welche schlagartig mehr Zeit mit ihrem Kind und weniger Zeit für Studium und Arbeit beinhaltete. Der Kampf um die gleichwertige Verteilung von Arbeit war daher ein zentrales, wiederkehrendes Motiv im Tagebuch von Frau Wolf. Hatte sie zu Beginn des Lockdowns sämtliche *Care Arbeit* übernommen, fragte sie sich jedoch schnell, weshalb ihr Partner nicht auch seinen Teil dazu beitrug. Gleichzeitig stellte sie selbst hohe Ansprüche an sich und war sich bewusst, dass der Lockdown die Schwachstellen in der bisherigen Aufgabenteilung aufzeigte. Da ihr Mann in der Pandemie zunächst keine Stunden reduzierte, notierte sie, dass „der nächste Streit, oder vielleicht auch nur eine Diskussion um die Verteilung der Arbeitszeit nicht weit“ (ebd., 30.03.2020)

war. Das Tagebuch dokumentierte ein Wechselbad der Gefühle in unsicheren Zeiten. An einem Tag hieß es, dass es „einfach Sinn [macht], dass Saíd [ihr Mann] uns jetzt absichert“ (ebd., 18.04.2020). An einem anderen Tag berichtete sie erschöpft und frustriert, dass

> „es […] so anstrengend [ist], immer dafür kämpfen zu müssen, dass ich mehr arbeiten kann. Und das nicht erst am späten Abend erledige, wenn Ronja schläft. Sondern so wie Saíd, tagsüber, mit frischen Gedanken und nicht todmüde mit Mate in der Hand. Und dann ein leckeres Mittag- oder Abendessen zu bekommen. Irgendwie geht es nicht in meinen Kopf hinein, warum nur er das Privileg auf diese Arbeitszeit hat, und ich studiere und arbeite nachts“ (ebd., 30.03.2020).

Sie war wütend, da am Ende eines langen Tages mit dem Kind die Erwerbsarbeit noch auf sie wartete. Zudem erleichterte sie ihrem Partner den Alltag im Homeoffice zusätzlich dadurch, dass sie nach Möglichkeit mit der Tochter die Wohnung verließ, damit er „Ruhe hat und Ronja abends besser einschläft“ (ebd., 02.04.2020). Sie war wütend, dass ihre „Zukunftsoptionen dahinschmelzen“ (ebd., 04.05.2020) und sie allein für das gemeinsame Kind und den gemeinsamen Haushalt verantwortlich sein sollte. Diese *natürliche Ordnung* wurde oftmals in Frage gestellt und vielfach zum Thema von Konflikten in der Partnerschaft. Die Autorin war hin- und hergerissen zwischen ihren Rollen und den daran geknüpften Ansprüchen. Sie stellte sich selbst im Tagebuch die Frage, „wieso [...] die Corona-Krise hier vor allem die [trifft], die eh schon in Teilzeit arbeiten/studieren/zurückstecken“ (ebd.). Aus ihren Zeilen sprach immer wieder Wut und Trauer um verlorene Chancen.

Nach drei Wochen im Lockdown hatte das Paar eine neue Übergangsregelung gefunden, welche beiden Seiten das Aufrechterhalten der beruflichen Existenz ermöglichte. Frau Wolf arbeitete an einem halben Tag pro Woche und erreichte damit „Ruhe und das Arbeitszimmer für mich für ganze vier Stunden. Luxus kann so einfach sein“ (ebd., 09.04.2020). Nach dem Austausch von Ideen zur Arbeitsteilung und dem Gespräch über die mentale Verfassung der gemeinsamen Tochter bestand der Kompromiss darin, dass die Autorin ihr Studium weitestgehend pausierte und ihr Partner „normal weiterarbeitet, [ihr] aber Arbeitszeit „abgibt“ [... für] ein bis zwei Vormittage Museumsarbeit“ (ebd., 18.04.2020). Dies diente als Übergangslösung, um noch größere Konflikte zu vermeiden und das Leben stückweise umzuorganisieren.

Durch die erzwungene Neustrukturierung des Alltags veränderte sich die Sicht beider Seiten auf das, was bisher als normal angesehen wurde. Starke Gefühle wie Widerwillen, Wut und Frustration über die Situation wichen im Verlauf der Tagebucheinträge einem vermehrten Verständnis und Nachsicht für das Gegenüber. Wolf erfuhr auch die Schattenseite der Vollzeiterwerbstätigkeit des Mannes auf eine neue Art, als sie beschrieb, wie wenig Zeit er dadurch mit der gemeinsamen Tochter verbringen konnte. Sie hatte Mitleid mit ihm und nahm seinen Schmerz darüber wahr (ebd., 01.04.2020). Das Paar teilte die Auffassung, dass jeder Streit ein Versuch war, eine Lösung für die

Hürden zu finden, welcher der Ausnahmezustand mit sich brachte. Die Autorin resümierte nüchtern-optimistisch über die Beziehung: „Da prallen manchmal einfach Welten aufeinander […], aber wenn wir planen, unser Leben miteinander zu verbringen, ist emphatische Konversation der einzig richtige Weg“ (ebd., 08.05.2020).

3.3 Mehrbelastung und Rollenkonflikte als Mutter in Zeiten von Corona

Das Virus kam, die Normalität ging – mit diesen Worten ließ sich die veränderte Alltagsstruktur von Frau Stern beschreiben, die sich durch die Coronapandemie mit einer neuen Normalität konfrontiert sah. Die Studentin und Mutter zweier Kinder im Kindergarten- und Grundschulalter musste sich der Herausforderung stellen, mehrere Rollen und verschiedene Aufgaben gleichzeitig zu bewältigen. Durch die Schließung des Kindergartens, der Schule und der Fachhochschule erfolgte sowohl die Betreuung des jüngeren Kindes als auch Home-Schooling des älteren Kindes und auch das Studium von zu Hause aus. Diese Situation löste sowohl eine deutliche Mehrbelastung als auch einen Interrollenkonflikt aus, da die Tagebuchschreiberin neben den gewohnten Rollen der Mutter, Hausfrau und Studentin zusätzlich die Rolle der Ersatzlehrerin einnehmen musste. Oftmals standen diese Rollen widersprüchlich zueinander und übten Druck auf die Autorin aus, da diese versuchte, den verinnerlichten Erwartungen der unterschiedlichen Rollen gerecht zu werden. Vor allem die Erwartung an die Rolle der Mutter und die jüngst zugeschriebene Rolle der Ersatzlehrerin schienen oft unvereinbar zu sein. So ging aus den Aufzeichnungen deutlich hervor, dass die Autorin in ihrer Rolle als Mutter grundsätzlich genügend Freiräume und Freizeit außerhalb der Schule befürwortete und die zu erledigenden Schulaufgaben nicht dominieren lassen wollte. „Bis jetzt war ich der Meinung, dass die Kinder genügend Aufgaben zu erledigen haben, die schon genug Zeit in Anspruch nehmen“ (Tagebuch Stern, 30.03.2020). Die neue Rolle der Ersatzlehrerin löste jedoch Unsicherheiten aus, da die Autorin nun die Verantwortung für das Lernen und vor allem über den Umfang des Lernens übernehmen musste.

> „Wir machen alle freiwilligen Zusatzaufgaben und empfohlenen Softwareprogramme zum Üben, weil ich glaube, dass nach den Ferien voll angezogen wird und es Proben hageln wird“, meint Susanne. Das kann ich mir nicht so recht vorstellen und bin anderer Meinung, merke aber, wie ich mich anstecken lasse und nebenher schon die Internetseite öffne, die die Kinder zusätzlich bearbeiten können“ (ebd).

An dieser Stelle wurde der Interrollenkonflikt, in dem sich die Autorin befand, ersichtlich, da diese bestrebt war, sowohl ihrer Mutterrolle als auch der Rolle der Lehrerin gerecht zu werden, sich beides jedoch widersprüchlich gegenüberstand. Auf der einen Seite sah die Erwartung an die Rolle der Leh-

rerin vor, die Lernsituation zu optimieren und eine bestmögliche Bildungssituation zu schaffen, damit das Kind keine Nachteile durch die Home-Schooling-Situation erfahren würde. Gleichzeitig sollte es auf den Härtefall vorbereitet werden, wenn später in der Schule Leistungen abgeprüft werden würden. Auf der anderen Seite wollte Frau Stern in ihrer Rolle als Mutter den Erwartungen des Kindes gerecht werden und freiwillige Aufgaben und Zusatzmaterial, die über die Pflichtaufgaben hinaus gingen, nicht zusätzlich auferlegen. Diese Situation ließ sowohl Druck auf Seiten der Eltern als auch auf Seiten der Kinder entstehen und beeinflusste den Alltag der Autorin, da zudem Konflikte, die durch die Schule bzw. Schulaufgaben ausgelöst wurden, zu Hause ausgetragen werden mussten: „Zu meiner Freude und unendlichen Erleichterung ist heute ein Tag, an dem es kein großes Gemaule und Gestöhne über die anstehenden Hausaufgaben gibt“ (Tagebuch Stern, 30.03.2020).

Aufgrund der Tatsache, dass das ganze Semester im Onlineformat stattfand und die Kinderbetreuung entfiel, entstanden weitere Konflikte zwischen der Rolle der Mutter und der Rolle der Studentin. Deutlich wurde dies anhand einer Situation, in der die Autorin an einem Pflicht-Zoom-Meeting teilnehmen musste, aber gleichzeitig versuchte, sich um die Probleme und Anliegen eines der Kinder zu kümmern. Die Erwartung an die Rolle der Studentin verlangte, dass die Autorin an der Veranstaltung teilnahm und zuhörte, da sie davon ausging, dass die Teilnahme am Vortrag wichtig sei. Als ein Problem bei ihrem jüngeren Kind auftauchte, befand sich die Autorin in einem Interrollenkonflikt, da sie zum einen in der Rolle der Studentin den Bildschirm nur schwer verlassen konnte, in der Rolle der Mutter dem Kind jedoch gerne geholfen und sich um dessen Anliegen gekümmert hätte. Bei dem Versuch, beiden Erwartungen gerecht zu werden, scheiterte die Autorin.

> „Nachdem das Meeting ungefähr zehn Minuten läuft, vermisst Hannes seinen kleinen Schlüssel für die Spardose, er kann ihn nicht finden und ist völlig aufgelöst. Ich soll kommen und ihm suchen helfen. Ich kann aber nicht, weil Frau Z. was Wichtiges zu den Tandems für die Praxisstudie im Sleep-In erklärt. Ich erkläre ihm- mit ausgeschaltetem Mikro- dass ich gerade nicht wegkann und verspreche sofort, wenn es aus ist, mit ihm die Schlüssel zu suchen. Vom Meeting bekomme ich fast überhaupt nichts mit, weil ich gleichzeitig reden und zuhören muss. Mir tut es wahnsinnig leid, ihm gerade jetzt nicht helfen zu können und versuche ihn zu trösten“ (ebd., 05.05.2020).

Die gleichzeitige Verlagerung von Kinderbetreuung, Schule und Studium nach Hause und die zu erledigenden Aufgaben aus Alltag und Haushalt stellten zudem eine deutliche Mehrbelastung für die Autorin dar und übten Druck auf diese aus.

> „Auf der Eckbank in der Küche stapeln sich Lenis gesamte Schulsachen- vom Federmäppchen bis hin zum Mathebuch über den ausgedruckten Blätterstapel, der für diese Woche zur Bearbeitung bereitliegt. Dazwischen schaut mein Laptop durch und die Ordner, die ich für dieses Semester schon angelegt habe. Das alles steht wackelig auf

> Hannes Vorlesebüchern und droht jeden Moment umzufallen“ (Tagebuch Stern, 01.04.2020).

Der beschriebene Stapel spiegelt die unterschiedlichen Aufgaben und Belange der einzelnen Personen wider, um die sich die Autorin zu kümmern hatte. So war sie für das Home-Schooling verantwortlich, für die Betreuung und Unterhaltung des jüngeren Kindes und hatte gleichzeitig den Wunsch und Willen, auch das Studium zu bewältigen. Zwar war eine gewisse Struktur im Chaos zu erkennen, dennoch war der Stapel, der bildlich für die unterschiedlichen Aufgaben und Anforderungen stand, wackelig und drohte zu kippen, was auf die ganze Situation bezogen werden konnte, da ein fragiles Gleichgewicht durch die unterschiedlichen Ansprüche herrschte. Auch die noch zu erledigenden Aufgaben im Haushalt dominierten durch *Türme* und *Stapel*. Die Autorin verspürte Unruhe und Druck durch die gegenwärtige Unordnung, die sowohl vertikal durch *Türme* als auch horizontal durch das *Zeitschriftensammelsurium* überall in der Wohnung anzutreffen war.

> „Ich düse durch die Wohnung und schaue, was ich noch schnell zwischendurch aufräumen oder in Ordnung bringen kann. Im Wohnzimmer keine Spur besser- Hannes hat hohe Kassettentürme aufgestapelt und sein ganzes Zeitschriftensammelsurium auf dem Boden ausgebreitet, leergeschleckte Müsli- und Joghurtschüsselchen stehen auf dem Wohnzimmertisch“ (ebd.).

Insgesamt versuchte Frau Stern zwar den Überblick über die vorherrschende Situation zu behalten und den Erwartungen aller Rollen gerecht zu werden, empfand die Summe der Anforderungen und Ansprüche aus Schule, Studium, Haushalt und Kinderbetreuung jedoch als kaum bewältigbar.

4 Lernerfahrungen

Das aus der Not konzipierte Lehrforschungsprojekt *#TH_diary – Studentisches Leben im Ausnahmezustand* bot – wie die abschließende Lehrevaluation zeigte – ganz neue Erfahrungen für Studierende des Seminars Forschungsmethoden in der Sozialen Arbeit. Der Idee des Tagebuchschreibens begegneten die Teilnehmenden mit großem Interesse und Offenheit und empfanden die kreative Lösung des Dozenten als positiv, insbesondere, dass sie selbst zum Forschungsgegenstand wurden. Neben der fachlichen Kompetenz, die durch eine ausgewogene Mischung aus Theorie und Praxis in Form von Zoom Meetings, Breakout Sessions und PowerPoint Präsentationen, erfolgreich vermittelt werden konnte, bot das Tagebuchschreiben Einblicke in die eigene Persönlichkeit, was anschließend als Mehrwert empfunden wurde.

„Durch die Anfertigung und Auswertung unserer persönlichen Beiträge, war das Projekt sehr spannend und ich bin der Meinung, dass hier mehr Erfahrungen gesammelt werden konnten als von Power Point Folien zu lernen“ (Lehrevaluation Forschungsmethoden, 14.07.2020).

Durch die Analyse der facettenreichen und eindrücklichen Tagebucheinträge der Autor*innen wurde deutlich, dass die Corona-Krise viele und differente Probleme und neue Herausforderungen verursachte und die Autor*innen diese ganz unterschiedlich bewältigten, obwohl die gegebenen Rahmenbedingungen größtenteils dieselben waren. Die Krise machte sich zum Teil in Gefühlslagen wie z.B. Wut und Frustration bemerkbar, bot aber auch Raum für neue Möglichkeiten und Rituale und die *geschenkte* Zeit wurde als Mehrwert empfunden. Aus studentischer Perspektive hat sich gezeigt, dass das Niederschreiben des täglich Erlebten vielen Studierenden anfangs schwerfiel, was sich jedoch mit der Zeit besserte, je mehr geschrieben wurde. Manche empfanden das tägliche Verfassen, um die Emotionen und Erinnerungen nicht zu verfälschen jedoch als großen Aufwand und Mehrbelastung:

„Das tägliche Tagebuchschreiben war ein großer Aufwand, da es digital geschehen musste und so in meinem Fall nur am späten Abend passieren konnte, wenn der Computerplatz frei war. Analog hätte ich zwischendurch schreiben können, allerdings ist absolut klar, warum und dass das Tagebuch digital geschrieben werden musste. Daher habe ich mich zwar oft geärgert, dass ich meist kraftlos und müde meine Einträge geschrieben habe. Aber es war machbar und ich habe zum Beispiel am Wochenende einfach ein paar Tage nachgeschrieben, welche dann (gleich morgens) in einem viel positiveren Licht erschienen. Das war auch interessant für mich“ (ebd.).

Für die Autor*innen war es zunächst ein befremdliches Gefühl, ihr Innerstes nach außen zu kehren und mit *Fremden* zu teilen. Mit dem Wissen, dass die eigens verfassten Einträge von Anderen gelesen wurden, entstand zunächst eine Blockade, die das freie Schreiben anfangs erschwerte. Das tägliche Verfassen der Einträge wurde allerdings nach einigen Tagen zur Routine und es fiel den Verfasser*innen zunehmend leichter den eigenen Gefühlen freien Lauf zu lassen und die Emotionen authentisch *zu Papier* zu bringen. Zu beobachten war beim Schreiben, dass das eigene Verhalten und die eigenen Gefühle besser reflektiert werden konnten. Ebenso geschah dies während der Sequenzanalyse. So interpretierten beispielsweise die Gruppenmitglieder das Geschriebene anders, als es die Verfasser*innen der Einträge selbst getan hätten und es konnten aus den kurzen Textausschnitten viele Informationen über die Schreibenden herausgelesen werden. Diese Ergebnisse der Gruppenmitglieder führten zu einer Selbstreflexion und regten einen regen Austausch untereinander an. Einige Studierende gaben in der anschließenden Lehrevaluation auf der internen Hochschulplattform an: „Die Befassung mit der eigenen Psyche in der Zeit des Lock-Downs war sehr spannend und auch hilfreich“(ebd.).

> „Es ist unheimlich interessant, was grade bei den Sequenzanalysen so rauskommt... Dinge, die einem nie bewusst waren. Das Tagebuchschreiben, aber auch die Sequenzanalysen haben oft als psychologische Verarbeitung dieser Ausnahmezeit gedient“ (ebd.).

Insbesondere in der Corona-Zeit, in der kaum Kontakt zu anderen Menschen vor allem Mitstudierenden bestand, tat dieser Austausch gut. Das Analysieren der Tagebücher empfanden die Verfasser*innen insofern als aufschlussreich und überraschend. Retrospektiv war es ein interessantes Projekt, in dem die Tagebuchschreibenden viel über sich selbst, aber auch über die Methode lernen konnten. Die Interpretation der Texte verdeutlichte, welche Macht die gewählten Worte in den Einträgen haben können. Dies regte auch im Nachhinein zum bewussten Umgang mit der Sprache und dem genauen Hinhören beim Gegenüber an. Mit Blick auf die Verhältnismäßigkeit von Fremd- und Selbstdeutung sensibilisieren diese Erfahrungen dafür, unterschiedlichen Handlungs- und Denkweisen anderer Menschen mit Offenheit und Akzeptanz zu begegnen, da anhand der Tagebuchanalysen unterschiedliche subjektive Sichtweisen gut nachvollzogen werden können.

5 Schlussfolgerungen

Abschließend ist festzustellen, dass Tagebücher eine gute Basis für qualitative Datenerhebungen darstellen. Durch die praktischen Erfahrungen, besonders die persönlichen Dokumentationen, die anschließenden Reflexionen in den Sequenzanalysen (erst angeleitet, dann eigenständig in Kleingruppen) wird das methodische Wissen nachhaltig generiert. Subjektive Tagebuchaufzeichnungen, die Studierende während des ersten Lockdowns im Frühjahr 2020 anfertigten, wurden zu pandemischen *Protokollen der Wirklichkeit*. Das Einnehmen der forschenden Rolle in den Interpretationssitzungen ermöglichte einen neuen, veränderten Blick auf die eigenen Tagebücher und die Inhalte, welche darin behandelt wurden. Da die Teams klein und die Zeit des Protokollierens für alle gleichermaßen von Unsicherheit, Angst und veränderten Alltagsroutinen geprägt waren, bildete die Kleingruppe einen *Safe Space*. Eigene Gefühle und Probleme, die bisher nicht benannt oder verdrängt wurden, kamen durch die Außenperspektive der anderen Teammitglieder zur Sprache. Dies hatte sowohl einen aufrüttelnden als auch einen erhellenden Charakter. Mit Sicherheit war die Kleingruppe auch eine willkommene Brücke zur neuen Normalität in Zeiten der sozialen Isolation und der physischen Distanzierung.

Literatur

Backhaus-Maul, Holger/Roth, Christiane (2013): Service Learning an Hochschulen in Deutschland. Ein erster empirischer Beitrag zur Vermessung eines jungen Phänomens. Wiesbaden: Springer VS.

Baltes, Anna Maria/Hofer, Manfred/Sliwka, Anne (2007): Studierende übernehmen Verantwortung. Service Learning an deutschen Universitäten. Weinheim: Beltz.

Bräuer, Gerd (1998): Schreibend Lernen: Grundlagen einer theoretischen und praktischen Schreibpädagogik. Innsbruck & Wien: STUDIEN Verlag.

Bräuer, Gerd (2000): Schreiben als reflexive Praxis: Tagebuch, Arbeitsjournal, Portfolio. Freiburg: Fillibach.

DGSA (2020): Forschungsethische Prinzipien und wissenschaftliche Standards für Forschung der Sozialen Arbeit. Forschungsethikkodex der DGSA. https://www.dgsa.de/fileadmin/Dokumente/Service/Forschungsethikkodex_DGSA.pdf [Zugriff: 21.01.2022].

Fang, Fang (2020): Wuhan Diary: Tagebuch aus einer gesperrten Stadt. Hamburg: Hoffmann & Campe.

Fischer, Dietlind/Bosse, Dorit (2013): Das Tagebuch als Lern- und Forschungsinstrument. In: Friebertshäuser, Barbara/Langer, Antje/Prengel, Annedore (Hrsg.): Handbuch qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft, 4., durchgesehene Aufl. Weinheim u.a.: Beltz Juventa, S. 871-886.

Giordano, Paolo (2020): In Zeiten der Ansteckung: Wie die Corona-Pandemie unser Leben verändert. Hamburg: Rowohlt Taschenbuch.

Hess, Remi (2009): Die Praxis des Tagebuchs: Beobachtung – Dokumentation – Reflexion. Münster: Waxmann.

Huber, Ludwig (2004): Forschendes Lernen. 10 Thesen zum Verhältnis von Forschung und Lehre aus der Perspektive des Studiums. In: Die Hochschule: Journal für Wissenschaft und Bildung 13, 2, S. 29-49.

Huber, Ludwig (2009): Warum Forschendes Lernen nötig und möglich ist. In: Huber, Ludwig/Hellmer, Julia/Schneider, Friederike (Hrsg.): Forschendes Lernen im Studium. Aktuelle Konzepte und Erfahrungen. Bielefeld: Universitätsverlag Webler, S. 9-36.

Hyers, Lauri L. (2018): Diary Methods. New York: Oxford University Press.

Kunz, Alexa Maria (2018): Einführung in Diary-Verfahren. Theorie und Praxis in qualitativer Forschung. Weinheim & Basel: Beltz Juventa.

Riemann, Gerhard (2013): Der Beitrag interaktionistischer Fallanalysen professionellen Handelns zur sozialwissenschaftlichen Fundierung und Selbstkritik der Sozialen Arbeit. In: Becker-Lenz, Roland/Busse, Stefan/Ehlert, Gudrun/Müller-Hermann, Silke (Hrsg.): Professionalität in der Sozialen Arbeit: Standpunkte, Kontroversen, Perspektiven. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 297-316.

Riemann, Gerhard (2021): Zu viel? Zu wenig? Anmerkungen und Anregungen zum Forschungsethikkodex der Deutschen Gesellschaft für Soziale Arbeit. In: Franz, Julia/Unterkofler, Ursula (Hrsg.): Forschungsethik in der Sozialen Arbeit. Prinzipien und Erfahrungen. Opladen: Barbara Budrich, S. 101-117.

Schneider, Ralf/Wildt, Johannes (2009): Forschendes Lernen und Kompetenzentwicklung. In: Huber, Ludwig/Hellmer, Julia/Schneider, Friederike (Hrsg.): Forschendes Lernen im Studium. Aktuelle Konzepte und Erfahrungen, 2. Aufl. Bielefeld: UVW, S. 53-68.

Sowa, Frank (2018): Engagiert die Lebenswelten von Wohnungslosen entdecken, in: Die Neue Hochschule (DNH) 19, 3, S. 26-29.

Sowa, Frank (2020): „Meine Vorstellungen von Obdachlosen [wurden] (...) komplett zerstört". Studentische Feldforschung als Beitrag zur Persönlichkeitsentwicklung? In: Sowa, Frank/Zitzmann, Christina (Hrsg.): Anders lehren und lernen. Forschendes Service Learning über Lebenswelten von Menschen in Wohnungsnot. Frankfurt am Main: Wochenschau Verlag, S. 34-58.

Sowa, Frank (2021a): #TH_Diary: Studentisches Leben im Ausnahmezustand. In: LEONARDO – Zentrum für Kreativität und Innovation (Hrsg.): Pandemie in Pixeln. Fotografiewettbewerb 2020, Nürnberg, S. 40-44.

Sowa, Frank (2021b): Wohnungslosigkeit in der Metropolregion Nürnberg. In: Oberbeck, Niels (Hrsg.): Lehrforschung 2018/2019, Schriftenreihe, Nürnberg: TH Nürnberg, S. 140-148.

Sowa, Frank/Zitzmann, Christina (Hrsg.)(2020): Anders lehren und lernen. Forschendes Service Learning über Lebenswelten von Menschen in Wohnungsnot. Frankfurt am Main: Wochenschau Verlag.

Stewart, Kathleen (2007): Ordinary Affects. Durham & London: Duke University Press.

Völter, Bettina (2015): Ethnografisches Praxisprotokoll. In: Rätz, Regina/Völter, Bettina (Hrsg.): Wörterbuch Rekonstruktive Soziale Arbeit. Opladen/Berlin/Toronto: Barbara Budrich, S. 63-66.

Wernet, Andreas (2009): Einführung in die Interpretationstechnik der Objektiven Hermeneutik, 3. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Wildt, Johannes (2005): Auf dem Weg zu einer Didaktik der Lehrerbildung? In: Beiträge zur Lehrerinnen- und Lehrerbildung 23, 2, S. 183-190.

Wildt, Johannes (2009): Forschendes Lernen: Lernen im „Format" der Forschung. In: journal hochschuldidaktik 20, 2, S. 4-7.

Die Herstellung von Sicherheit – zur Veränderung professioneller Handlungspraxen in der Pandemie

Nadine Woitzik, Milena Welt und Michaela Köttig

1 Einleitung

Die Coronapandemie hat auch in Deutschland das soziale Zusammenleben nachhaltig verändert. Zum Zeitpunkt der Einreichung bestimmen immer noch die von der Bundesregierung eingeleiteten Maßnahmen zur Pandemiebekämpfung wie z.B. die AHA-Regeln (Abstand einhalten – Hygieneregeln beachten – Alltagsmaske tragen) unseren Alltag (Bundesregierung 2020a). In der sogenannten ersten COVID-19-Welle (RKI 2020) im Zeitraum von Januar bis Mitte Juni 2020 war der Lockdown im März eine erste Strategie, um die sozialen Kontakte zu verringern und damit die Ausbreitung des Virus zu verlangsamen. Das damit einhergehende Social Distancing stellt seitdem auch die Fachkräfte der Sozialen Arbeit vor neue Herausforderungen, da Soziale Arbeit eine Profession ist, die im beruflichen Alltag auf Beziehungsarbeit und zwischenmenschlichen Kontakten basiert. Die Maßnahmen zur Eindämmung des Virus haben damit das bis dahin wichtigste Instrument der Sozialen Arbeit, die direkte Kommunikation und Interaktion sowohl mit den Nutzer*innen als auch zwischen den Fachkräften, stark beeinflusst (Meyer/ Buschle 2020: 4).

Im Rahmen eines Lehrforschungsprojekts im Masterstudiengang Forschung in der Sozialen Arbeit an der Frankfurt University of Applied Sciences im Fachbereich Soziale Arbeit und Gesundheit wurde untersucht, welche Veränderungen sich durch die Coronapandemie für die professionelle Handlungspraxis entwickelt haben. Das Projekt startete im März 2020 und wurde von Prof. Dr. Gero Lipsmeier und Prof. Dr. Michaela Köttig begleitet.

Die Themenauswahl entwickelte sich aufgrund der damals hochaktuellen Coronapandemie bei Projektstart im Frühjahr 2020. Die Masterstudierenden wollten im Rahmen ihres Lehrforschungsprojekts herausfinden, welche Auswirkungen die Pandemie auf die Soziale Arbeit hat. Dazu wurden Daten in verschiedenen Forschungsgruppen sowohl mit einem quantitativen als auch mit einem qualitativen Forschungsansatz erhoben. In diesem Beitrag beziehen wir uns auf den qualitativ-interpretativen Teil der Untersuchung und zeigen auf, dass sich durch die Coronapandemie in den untersuchten Teams aus den Handlungsfeldern der Sozialen Arbeit bereits bestehende Handlungsstrategien verstärken.

2 Das rekonstruktiv-interpretative Forschungsdesign zur Rekonstruktion der Handlungsstrukturen in der Pandemie

Im Zuge der qualitativen Untersuchung interessierte uns die Frage danach, welche Handlungsstrategien die Fachkräfteteams in unterschiedlichen Handlungsfeldern der Sozialen Arbeit im Umgang mit den veränderten Bedingungen während der Coronapandemie entwickelt haben. Daneben sollte herausgefunden werden in welcher Weise die Teams diese Veränderungen darstellen und interaktiv konstruieren. Ausgehend von diesen Überlegungen wählten wir Gruppengespräche als einen Zugang aus, der sich an das gesamte Team richtete. Zwei Forschungsgruppen führten jeweils ein Gespräch im Arbeitsfeld der niedrigschwelligen Drogenhilfe und der kirchlichen Jugendarbeit. Der Fokus lag dabei auf den Veränderungen in der Zusammenarbeit der Teams während der Pandemie. Die Auswahl der Handlungsfelder wurde durch die pandemische Lage und das Social Distancing beeinflusst. Durch die im März 2020 geltenden Regelungen zur Eindämmung der Pandemie wie z.B. Kontaktreduktionen, Mindestabstände und die Einhaltung weiterer Hygienevorschriften (Bundesregierung 2020b) war der Zugang zu Fachkräfteteams erschwert. Dies führte in der Konsequenz zu einer Fokussierung auf die Handlungsfelder, in denen die Forschungsteams Praxiserfahrung hatten und es auch persönliche Kontakte zu den Fachkräften gab.

Durch das Gruppengespräch als Erhebungsverfahren konnte in Bezug auf die Fragestellung zum einen ein stärkerer Zugang zu kollektiven Erfahrungen und Gruppenorientierungen realisiert werden, zum anderen konnten die Gruppenmitglieder mit dieser Methode die Themensetzungen interaktiv aushandeln und in großem Maß selbst bestimmen (Langenbacher-König/Jenker 2007). Die Auswertung der erhobenen Gruppengespräche erfolgte in Anlehnung einzelner Auswertungsschritte wie sie von Rosenthal (2015) für biographische Rekonstruktionen vorgeschlagen werden, basierend auf einer fallstrukturbildenden Zusammenfassung im Sinne der Objektiven Hermeneutik nach Oevermann et al. (1979: 352ff.) Mit diesem Auswertungsverfahren sollten die unterschiedlichen strukturellen Umgangsweisen in den Fachkräfteteams mit der durch die Pandemie ausgelösten Krise analysiert werden.
Qualitative Forschung als interpretative und rekonstruktive Forschung beruht auf dem Verständnis von der interaktiven und sinngebenden Herstellung von sozialer Wirklichkeit. Die soziale Realität kann in diesem Verständnis nur in Bezug auf Deutungsprozesse und das interaktive Handeln der Subjekte beschrieben werden (Keller 2012: 3). Aus diesem Grund erschien in Bezug auf das Forschungsinteresse das ausgewählte Methodendesign aus der Kombination von Gruppengesprächen und dem rekonstruktiven Auswertungsverfahren des interpretativen Forschungsparadigma als geeignet. Die Gruppengespräche

wurden in Anlehnung an das Gruppendiskussionsverfahren nach Bohnsack (2005: 63ff.) durchgeführt, abweichend zur üblichen Vorgehensweise bei der Erhebung wurde mit einem erzählgenerierenden Stimulus gearbeitet. Dazu wurden die Gruppengespräche mit folgender Erzählaufforderung eingeleitet: „Dann erzählt doch einfach mal von eurer ersten Begegnung mit dem Thema Corona im Arbeitsalltag//und wie sich das bis heute entwickelt hat//welche Auswirkungen das hat“ (Z.40f.).

Ziel war es anhand der zu Erzählungen motivierenden Aufforderung eine Stegreiferzählung zu generieren, die mitunter bedingt durch die Zugzwänge des Erzählens (Schütze 1983) tiefgehend thematisierte individuelle sowie kollektive und somit gemeinsam geteilte Erfahrungen und Erlebnisse hervorruft. Mit den fallrekonstruktiven Auswertungsschritten der Text- und thematischen Feldanalyse sowie der Feinanalyse einzelner Teststellen nach Rosenthal (2015: 174), bei der mit dem von Peirce (1976) eingeführten abduktiven Schlussfolgerungsverfahren gearbeitet wird, konnten die von den Teams entwickelten Handlungsmuster und die Teamdynamiken analysiert werden.

3 Kontrastreiche Handlungsfelder: niedrigschwellige Drogenhilfe vs. kirchliche Jugendarbeit

Wie bereits angedeutet wurden aufgrund der Zugangsmöglichkeiten zwei Handlungsfelder der Sozialen Arbeit für die Untersuchung ausgewählt. Im Folgenden werden wir die beiden Arbeitsfelder kurz vergleichend skizzieren.

Das Team der niedrigschwelligen akzeptanzorientierten Drogenhilfe arbeitet mit seinem mobilen aufsuchenden Projekt nachts. Ziel des Nachtbusprojekts ist es, mit niedrigschwelligen Angeboten auch in der Nacht für die Deckung der Grundbedürfnisse substanzgebrauchender Menschen im Stadtviertel zu sorgen. Von Seiten der Nutzer*innen werden dabei wenig bis keine Voraussetzungen verlangt, um das Hilfeangebot in Anspruch nehmen zu können. Zum Angebot des Nachtbusprojekts gehört z.B. der Tausch, die Ausgabe von sauberem für den Konsum notwendigem Zubehör oder auch ein Shuttle-Service zu Notschlafunterkünften.

Im Vergleich dazu richten sich die Angebote der kirchlichen Jugendarbeit an Kinder und Jugendliche. Neben spirituellen Veranstaltungen werden auch Projekte der schulnahen Jugendarbeit angeboten. Die kirchliche Bildungsarbeit strukturiert sich dabei in Tages- oder Zwei-Tages-Angebote. Die Fachkräfte führen ihre Angebote in Kooperation mit regionalen Schulen durch und bieten dort z.B. in den fünften Klassen das Projekt ‚Tage der Orientierung‘ zur Stärkung der Klassengemeinschaft an. Im Rahmen dieser Projekte werden zwar die sozialen Beziehungen der Teilnehmenden untereinander

gestärkt, allerdings steht die Beziehungsarbeit zwischen den Fachkräften und den Kindern und Jugendlichen nicht im Vordergrund der Arbeit. Anders als im Handlungsfeld der niedrigschwelligen Drogenhilfe, wo es sich häufig um längerfristige Kontakte zwischen Nutzer*innen und den Fachkräften handelt und der Beziehungsaufbau dadurch stärker im Fokus steht, da die Fachkräfte bei ihrer Arbeit in engem Kontakt mit den Nutzer*innen stehen. In der Phase des ersten Lockdowns, in der als erste Maßnahme auf Social Distancing gesetzt wurde, wurde das Projekt durchgehend weitergeführt. Das Gruppengespräch mit den Fachkräften zeigte deutlich, dass die eingeleiteten Maßnahmen zur Eindämmung der Pandemie wie Social Distancing und auch Hygienemaßnahmen im direkten Kontakt mit den Nutzer*innen kaum um- oder durchsetzbar waren.

Diese Problematik entwickelte sich im Handlungsfeld der kirchlichen Jugendarbeit nicht, denn in der ersten Phase der Pandemie wurden die Präsenzangebote eingestellt und es gab keinen direkten Kontakt zu den Nutzer*innen. Die Finanzierung der Angebote wurde zum Großteil aus dem Bistumshaushalt gedeckt und war auch in der Phase des ersten Lockdowns gesichert. Im Kontrast dazu wurde das Nachtbusprojekt über einen großen gemeinnützigen Verein in freier Trägerschaft finanziert. In der Anfangsphase der Pandemie stand eine Weiterfinanzierung des Nachtbusses in Frage, was für zusätzliche Verunsicherung bei den Fachkräften sorgte.

4 Feldzugang mit Social Distancing

Im Sinne des interpretativen Paradigmas wurde im gesamten Forschungsprozess mit dem Prinzip der Offenheit (Hoffmann-Riem 1994: 29) gearbeitet. Durch die pandemische Lage schon zu Beginn des Forschungsprojekts und dem sich aus den zur Pandemiebekämpfung eingeleiteten Maßnahmen entwickelten Social Distancing wurde für die Forschenden schnell deutlich, dass der Zugang zu den Fachkräfteteams nur eingeschränkt möglich war. Mit einer offenen Haltung zu den durch die Pandemie entwickelten Hürden und einer Fokussierung der Forschenden auf die Handlungsfelder in denen eigene Praxiserfahrungen und dadurch persönliche Kontakte bestanden, konnte der Zugang allerdings dennoch relativ einfach realisiert werden. In der späteren Auswertung der Gruppengespräche wurde diese Besonderheit in der Kontaktaufnahme, sowie die eigene Rolle in Bezug auf die zurückliegenden Arbeitserfahrungen in den beforschten Einrichtungen im Forschungsverlauf in die Analyse einbezogen.

Der Zugang im Bereich der niedrigschwelligen Drogenhilfe war durch einen persönlichen Kontakt auf der Mitarbeiter*innenebene möglich. Die kontaktierte Fachkraft war sehr ambitioniert und konnte so weitere Kol-

leg*innen für das Gruppengespräch gewinnen. Im Verlauf der Gesprächsplanung zeichnete sich allerdings ein beginnender Konflikt zwischen den Mitarbeitenden und einer Person auf Leitungsebene des Trägers ab. Diesem Konflikt wurde von Seiten des Teams damit begegnet, dass das Interview als Freizeitaktivität der Fachkräfte definiert und in privat organisierten Räumlichkeiten durchgeführt wurde. Im Gegensatz dazu wurde der Zugang zum Team der kirchlichen Jugendarbeit über einen persönlichen Kontakt auf Leitungsebene realisiert. Hier fand das Gespräch während der Arbeitszeit der Fachkräfte und in den Räumen der Einrichtung statt.

5 Gesprächsführung und Interviewsettings

Nachdem die beiden Teams für ein Gespräch gewonnen werden konnten, wurden im weiteren Verlauf die beiden Gruppengespräche im beginnenden Sommer 2020 jeweils von zwei Interviewer*innen geführt. Jeweils eine der beiden Interviewer*innen war dem Team bekannt, während die andere bisher noch keine Berührungspunkte mit dem Team hatte. Die Idee war, dass diese Kombination dazu führte, dass einerseits eine Vertrautheit hergestellt werden konnte, andererseits sollte das Setting auch dazu motivieren, vermeintlich geteiltes Wissen aus den vergangenen Arbeitssituationen zu explizieren.

Mit dem Team aus der niedrigschwelligen Drogenhilfe führten die beiden Interviewer*innen ein rund eine Stunde dauerndes Gruppengespräch. Geplant war das Gespräch mit ursprünglich vier Teammitgliedern, zum Gespräch erschienen jedoch nur drei Fachkräfte (zwei Frauen und ein Mann). Im Rahmen der zu dieser Zeit geltenden Coronaverordnungen wurden während des Gesprächs keine Alltagsmasken getragen, aber der vorgeschriebene Sicherheitsabstand eingehalten. Alle Mitarbeitenden des Teams waren zusätzlich zum Nachtbusprojekt bei demselben Träger noch in anderen Projekten beschäftigt. Die beiden Frauen studierten neben ihrer Tätigkeit gegenwärtig noch Psychologie und Soziale Arbeit. Sie arbeiteten seit einem Jahr im Projekt, waren aber schon seit ca. zwei Jahren bei dem Träger in anderen Arbeitsbereichen tätig. Ihr Kollege war seit neun Jahren beim Träger beschäftigt und arbeitete seit ca. drei Jahren im Projekt. Im Gegensatz zu seinen Kolleginnen hatte er kein Hochschulstudium absolviert.

Das Gespräch im Praxisfeld der kirchlichen Jugendarbeit wurde mit vier Fachkräften durchgeführt. Die Gesprächsdauer betrug etwas mehr als eine Stunde. Auch bei dem durchgeführten Gruppengespräch mit dem Team der kirchlichen Jugendarbeit wurden im Rahmen der zu der Zeit geltenden Verordnungen keine Alltagsmasken getragen und die Abstandregelungen beachtet. Die Gruppe setzte sich aus zwei Berufseinsteigerinnen, die seit Anfang März 2020 im Team waren und zwei langjährigen männlichen Mitarbeitern

zusammen. Die Frauen waren Anfang zwanzig und hatten gerade ihr Bachelorstudium im Bereich der Erziehungswissenschaften und der Sozialen Arbeit abgeschlossen. Die Männer hingegen waren langjährige Mitarbeiter der kirchlichen Einrichtung. Einer von ihnen war Theologe und auch gleichzeitig Leiter der Einrichtung. Sein Kollege und die beiden jungen Frauen waren als pädagogische Fachkräfte beim kirchlichen Träger angestellt.

Die durchgeführten Gruppengespräche gliederten sich in drei Phasen: Nach der durch die erzählgenerierende Gesprächsaufforderung angeregten Stegreiferzählung wurden beide Gespräche mit einer Erzählkoda beendet. Im Team der niedrigschwelligen Drogenhilfe endete die selbststrukturierte Darstellung bereits nach rund acht Minuten, während die Stehgreiferzählung der Fachkräfte aus dem Handlungsfeld der kirchlichen Jugendarbeit mit etwas mehr als dreißig Minuten fast viermal so lang war.

Hierauf folgte der Nachfrageteil, der sich in immanente und exmanente Nachfragen gliederte. Beim immanenten Nachfrageteil orientierten sich die Nachfragen an der Chronologie der angesprochenen Themen der Stehgreiferzählung. Im darauffolgenden exmanenten Nachfrageteil wurden die Nachfragen nach den „eigenen wissenschaftlichen Relevanzkriterien“ (Rosenthal 2002: 8) ausgerichtet. Fragen waren hier z.B. wie die Coronapandemie die Arbeit in der Zukunft beeinflusst „Könnt ihr euch vorstellen, welche Auswirkungen die Corona-Zeit auf die Zukunft haben könnte?“ (Z.821f.) oder welchen Einfluss die Pandemie auf die gegenwärtige Arbeit nimmt „Hat die vergangene Zeit die Einstellung zur Arbeit verändert?“ (Z.773ff.).

6 Handlungen zur Herstellung von Sicherheit – Ergebnissicherung

Um die Konstruktion der angesprochenen Themen und deren Veränderungen im Gesprächsverlauf, latente Sinnstrukturen und Deutungsmuster wie auch die Interaktionsdynamiken in den Fachkräfteteams rekonstruieren zu können wurden die beiden Gruppengespräche zunächst transkribiert, d.h. die Audioaufzeichnungen wurden möglichst nah am gesprochenen Text und unabhängig von grammatikalischen Regeln abgeschrieben. Zur Vorbereitung des ersten Analyseschritts – der Text- und thematischen Feldanalyse – wurde der Interviewtext sequenziert, d.h. anhand der Kategorien Sprecher*innenwechsel, Themenwechsel und Textsortenwechsel in Abschnitte eingeteilt und sequenziell ausgelegt. So konnten die Teamdynamiken und die Konstruktion der Handlungsentwicklung während der Pandemie rekonstruiert werden. Einzelne Textpassagen (solche die zunächst unverständlich erschienen, die bisherigen Ergebnisse oberflächlich zu widerlegen oder sie besonders zu bestä-

tigen schienen) wurden feinanalytisch ausgelegt. Ziel war es dabei die bisherigen Ergebnisse zu überprüfen und zu ergänzen. Zum Abschluss wurde die Forschungsfrage hinzugezogen indem gefragt wurde welche Handlungs- und Teaminteraktionsstrukturen werden im Umgang mit der Pandemie sichtbar.

Nach Abschluss der Fallrekonstruktionen zeigte sich, dass beide untersuchten Fälle, trotz der auf der Oberfläche wahrgenommenen Unterschiedlichkeit in den Arbeitsfeldern, ganz ähnlichen interaktiven Mustern unterliegen und deshalb dem gleichen Typus zugeordnet werden können. Wir haben diesen Typus als „Handlungen zur Herstellung von Sicherheit“ bezeichnet. Der Herstellung von Sicherheit geht voraus, dass Unsicherheit den Ausgangspunkt bildet. Im Folgenden werden wir also zunächst vorstellen, wie sich Unsicherheiten in den verschiedenen Handlungsfeldern darstellen bzw. entwickelt haben, um dann aufzuzeigen in welcher Weise die Teams Sicherheit hergestellt haben. In den nachfolgenden Falldarstellungen werden wir immer wieder auch eine Anbindung an bisherige Forschungsergebnisse und Theoriebezüge vornehmen.

7 Niedrigschwellige Drogenhilfe – das Herstellen von Sicherheit durch das Vermeiden der Konfrontation mit eigenen Unsicherheiten und die (mandatorisch-politische) Identifikation mit der Klientel

Am Gespräch mit dem Team der niedrigschwelligen Drogenhilfe nahmen Jessi und Marina, die Soziale Arbeit B.A und Psychologie B.A studierten und Tom, welcher nicht studierte, teil.

Marina zeigte sich während der ganzen Diskussion sehr zurückhaltend und schweigsam. Tom und Jessi kannte eine der Interviewer*innen auch gut aus privaten Kontexten, was Marina möglicherweise verunsicherte. Tom und Jessi bestritten weitgehend das Gespräch. Tom verfügte über die längste Arbeitserfahrung im Arbeitsfeld. Er legte den Fokus im Gespräch immer wieder auf die praktische Arbeit im Feld und die Perspektive der Klientel. Jessis wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Arbeit im Zuge des Studiums zeigte sich im Laufe des Gesprächs insbesondere in ihrer selbstreflektierten Haltung gegenüber ihrer eigenen Handlungspraxis und der von ihr ausgeübten Kritik an den politischen Gegebenheiten und Strukturen. Tom und Jessi bildeten somit unterschiedliche Ebenen des Handlungsfeldes ab. Sie ergänzten sich im Prozess der Diskussion fortwährend, allerdings auch, indem sie von dem Bereich, der jeweils nicht den eigenen Schwerpunkt repräsentierte, ablenkten und darüber mögliche Unsicherheiten umgingen. Unsicherheiten

zu umgehen und das Entwickeln von teils subtilen Techniken der Vermeidung einer direkten Konfrontation mit Verunsicherungen zeigte sich in diesem Team als Muster, welches das gesamte Gespräch durchzog.

Bereits auf die Eingangsfrage reagierte Jessi mit einer Rückfrage. Durch das weitere Verhalten der Teilnehmenden ließ sich im Verlauf der Auswertung darauf schließen, dass sich in dieser ersten Rückfrage eine zugrunde liegende Unsicherheit zeigte, die sich latent durch das gesamte Gespräch zog. Nach ca. zehn Minuten beendete Tom die Stegreiferzählung mit der Frage „Könnt ihr damit schon was anfangen?" (Z.128). Auch dies sprach für eine Unsicherheit der Teilnehmenden darüber, was von ihnen erwartet wurde, aber auch was von Interesse und berichtenswert sein könnte. Insgesamt ließ sich beobachten, dass eigene Unsicherheiten durchgehend de-thematisiert und nur unterschwellig vermittelt wurden. Im Zuge des Gesprächs wurde z.B. durchgängig von der eigenen Handlungspraxis abgelenkt, um so Unsicherheiten, die dieses Arbeitsfeld aufgrund seiner Unvorhersehbarkeit und Risikobehaftung mit sich bringt, in den Hintergrund treten zu lassen.

Um dies genauer zu erklären: Das Feld der akzeptanzorientierten und niedrigschwelligen Drogenhilfe, insbesondere in Form von Streetwork, ist geprägt durch Unberechenbarkeit der jeweiligen Handlungssituation und verlangt von den Sozialarbeitenden ein hohes Maß an Flexibilität. Die Grundlage des Tätigkeitsfeldes lässt sich in dem Ansatz der Lebensweltorientierung nach Grunwald und Thiersch finden. Lebensweltorientierte Soziale Arbeit sieht vor Hilfe im Rahmen der Lebensrealität der Nutzer*innen zu leisten, um dort einen gelingenderen Alltag zu ermöglichen (Thiersch 2012). Das Konzept bzw. die Umsetzung der Lebensweltorientierung ist für die Sozialarbeitenden insofern als riskant anzusehen, als dass in der Interaktion mit den Nutzer*innen in jedem Moment etwas völlig Unvorhersehbares passieren kann und die Sozialarbeitenden kaum erahnen können, was sie auf ihrem nächtlichen Weg durch die Stadt erleben werden. Hinzu kommt die von den Teilnehmenden angedeutete Unstetigkeit der Klientel. Das Spektrum der Aufgaben reicht von einem „Kontrollfahren" im Viertel und Tür-und-Angel-Gesprächen, über psychosoziale Betreuung und Intervention bis hin zu dem Umgang mit psychischen oder körperlichen Ausnahmesituationen und Erste-Hilfe-Maßnahmen.

Erschwerend kam die Unsicherheit über die Weiterfinanzierung des Projekts hinzu. Insbesondere in der Zeit, in der das Angebot ausgesetzt wurde, wurde in der Analyse der Gruppendiskussion sichtbar, dass es im Team die Sorge gab, das Projekt könnte endgültig eingestellt werden.

Außerdem lässt sich sagen, dass die Coronapandemie die Situation in der Drogenszene verschärft hat. Die dort bereits vorherrschenden Sorgen und Gefahren der Klientel wurden verstärkt und traten durch die räumliche Ausbreitung der Szene und deren Sichtbarkeit noch deutlicher hervor. Dies zeigte sich vor allem in einem erhöhten Aggressionspotenzial, einer deutlichen

Verschlechterung des Gesundheitszustandes der Klientel und dem Wachstum der offenen Drogenszene. Die Veränderungen in der Szene machten den Handlungsalltag laut den Interviewten noch unvorhersehbarer. Die ansteigende Gewalt und die fehlende Einhaltung der Hygienemaßnahmen setzen sie noch zusätzlicher Gefahren aus. Diese Beobachtungen werden von einer qualitativen Studie des Center of Drug Research der Goethe-Universität Frankfurt gestützt (Werse/Klaus 2020). Auch in diesem Projekt wird davon berichtet, dass sich die Geldbeschaffungsmöglichkeiten der Klientel erschwert hätten und damit die Stimmung im Viertel verschärft gewesen sei. Ebenso beobachten sie einen lapidaren Umgang seitens der Klientel mit den Hygienemaßnahmen im Zuge der Coronapandemie (ebd.: 1). Dies wird auch in der Darstellung von Tom deutlich, als er über die Befürchtungen von Kolleg*innen berichtete, dass sich die Aggressionen in Zukunft möglicherweise auch gegen Mitarbeitende der Drogenhilfe richten könnten, da sie laut der Klientel die Einzigen im Stadtviertel seien, die noch Geld hätten (Z.312ff.). Auch die im Arbeitskontext angedachten Hygienemaßnahmen konnten laut dem von uns interviewten Team nicht umgesetzt werden. Jessi: „Kannste dir auch (…) stecken (lachen)” (Z. 581).

In den Ausführungen der Teammitglieder im Zuge der Gruppendiskussion lässt sich erkennen, dass an sie unterschiedliche Aufträge herangetragen werden. So gibt es einen gesellschaftlichen bzw. vom Träger angeordneten Auftrag, dem Negativimage, das durch die mediale Berichterstattung über die Zustände im Stadtviertel erzeugt wurde, entgegenzuwirken. Zum anderen existiert ein Auftrag seitens bzw. im Sinne der Klientel. Dieser ist wie aus den Ausführungen und der Themenwahl des Teams eindeutig ableitbar für die Mitarbeitenden von sehr großer Bedeutung. Der von ihnen präsentierte Fokus auf die aktuelle Lebenssituation und die Problematiken der Klientel während der Pandemie, der eigene Anspruch der Klientel im Zuge der Gruppendiskussion eine Stimme zu geben und die im Laufe des Gesprächs immer wieder laut werden Forderungen an die Politik zugunsten ihrer Klientel, zeigen dies unverkennbar.

> Jessi: „eigentlich es interessiert halt niemanden('),des ganze Jahr interessiert es keinen, jetzt is grad Corona, irgendwelche Leute verteilen Brötchen und da is wieder so Oh mein Gott und die armen Leute(,) […] nächstes Jahr is Kommunalwahl und dis dann is das auch wieder für=n Arsch irgendwie“ (Z. 937ff.).

Dieses Doppelmandat wird zusätzlich durch den Anspruch der Profession ergänzt. Dieser professionelle Anspruch der Teilnehmenden widerspricht im vorliegenden Fall oftmals dem des Trägers bzw. der Politik und Gesellschaft. Jedoch gleicht das dritte Mandat hier sehr dem der Nutzer*innen. Somit kann infrage gestellt werden, ob es sich tatsächlich um eine “kritische Beurteilung und damit relative, wissenschaftlich und professionsethisch begründete Unabhängigkeit” (Staub-Bernasconi 2018: 381) handelt oder möglicherweise um eine Überidentifikation mit der eigenen Klientel. Es kann allerdings fest-

gestellt werden, dass sie sich durch das häufige Hinwegsetzen über das gesellschaftliche und trägereigene Mandat bewusst in Unsicherheit begeben, indem sie z.B. die Hygienemaßnahmen nicht wie vorgegeben umsetzen, sondern zugunsten der Klientel persönliche Risiken in Kauf nehmen. Dieses Vorgehen kann als ein im ersten Moment widersprüchlicher Mechanismus verstanden werden, um von eigener Unsicherheit abzulenken und somit Sicherheit herzustellen.

Um von den eigenen Problemen und der Verunsicherung abzulenken, wird der Fokus der Interviewten im Gespräch auf die Bedarfe und die Situation der Klientel gelegt. Im Zuge der Datenanalyse ließ sich rekonstruieren, dass sich die Interviewten regelmäßig in Situationen von Unsicherheit begeben in denen Regeln bewusst umgangen und somit Gefahren bagatellisiert und bewusst in Kauf genommen werden. Hierbei ließe sich z.B. die trotz des Widerspruchs der Leitung weiter bestehende Bereitschaft für ein Gruppengespräch nennen sowie das Nicht-Umsetzen der vorgeschriebenen Hygienemaßnahmen, um der eigenen Erwartungshaltung entsprechend ausreichende Beziehungsarbeit mit der Klientel gewährleisten zu können. Auch sonst stehen die Interessen der Klientel im Vordergrund, wodurch jedoch die eigenen Befindlichkeiten in den Hintergrund rücken. Aus der daraus resultierenden Priorisierung von Interessen ergibt sich eine starke Parteilichkeit zugunsten der Klientel. Es ist für das Team von besonderer Bedeutung, die Position und die Notlage ihrer Klientel darzustellen und das Unverständnis, das ihnen von Seiten der Politik und der Gesamtgesellschaft entgegengebracht wird, deutlich zu verurteilen.

> Jessi: „das so auf die Klienten reduziert wird, dass die grad alles so wild machen // aber dass man dieses ganze drumrum gar nich sieht […] ja wo so bisschen Henne und Ei is, oder wo so der Ursprung eigentlich liegt // Man regt sich halt auf über die Klienten […] aber man man hinterfragt gar nich wieso, woher das überhaupt kommt“ (Z. 886ff.).

Ergänzend dazu vermeiden sie es, Kritik am Verhalten oder Eigenarten ihrer Klientel zu üben. Es besteht ein Konsens darüber, wie vor Außenstehenden über ihre Nutzer*innen gesprochen werden darf, um diese nicht zu diffamieren.

Dieser Konsens ist Teil eines weiteren Aspekts, der von dem Team zum Zweck der Herstellung von Sicherheit produziert wird. Im Rahmen des Teams gibt es geteiltes Wissen über arbeitsfeldspezifische Themengebiete und wie diese Außenstehenden vermittelt werden. Im Zuge dessen werden persönliche Unsicherheiten ebenfalls de-thematisiert und schwerwiegende Thematiken sowie Risiken mit einem humorvollen Umgang bagatellisiert. Ebenso wird auch infolge direkter Nachfrage vermieden die eigene Handlungspraxis ausführlich darzustellen. Lediglich verallgemeinerte Aussagen werden getroffen und im Gespräch auf die strukturelle Ebene ausgewichen.

Im Team scheint sich, wie in der Interviewsituation wahrnehmbar, insgesamt wohlwollend und wertschätzend begegnet zu werden, was ebenfalls Sicherheit erzeugt. Das Team arbeitet viel mit Zustimmung und Bestärkung. Unsicherheiten können zwar z.B. in einer Supervision thematisiert werden, sollen aber nicht nach außen getragen werden. Dies scheint ebenfalls ein wichtiger Aspekt zu sein, um die in dem Arbeitsfeld vorherrschende Unsicherheit teilweise aufzufangen.

8 Kirchliche Jugendarbeit – die Herstellung von Teamsicherheit durch die Orientierung an formalen Strukturen und Vorgaben bei gleichzeitiger Vermeidung von fachlicher Positionierung

Im Team der kirchlichen Jugendarbeit nahmen Eddie, der einzige Theologe im Team und Leiter der Einrichtung, Gregor, der Dipl. Pädagoge und langjähriger Mitarbeiter und die Berufseinsteigerinnen Stefanie (B.A. Erziehungswissenschaften) und Lena (B.A. Soziale Arbeit) als Bildungsreferent*innen der Einrichtung teil. Dies ist sofern von Bedeutung, da es beim kirchlichen Träger komplexe hierarchische Strukturen gibt, in denen sich die ausgeführten Positionen nach der jeweiligen Stellenbeschreibung richten. D.h. Gregor und die beiden Berufsanfängerinnen waren in dieser Arbeitgeber*innenhierarchie auf der gleichen Ebene verortet, obwohl Gregor als langjähriger Mitarbeiter über vielfältige Erfahrungen in diesem Arbeitsfeld verfügte. Eddie war zwar formell Leiter der Einrichtung, jedoch waren ihm noch weitere Leitungsebenen übergeordnet.

Der Kontakt zum Team wurde durch eine der Autorinnen hergestellt, da es durch Praxiserfahrungen in der Einrichtung einen persönlichen Kontakt zu den beiden langjährigen Mitarbeitern Eddie und Gregor gab. Aufgrund der Erfahrungen mit den hierarchischen Strukturen des kirchlichen Trägers erfolgte die Kontaktaufnahme telefonisch direkt über den Einrichtungsleiter Eddie. An dieser Stelle im Forschungsprozess zeigten sich bereits erste Unsicherheiten bei Eddie. Er signalisierte zwar eine positive Haltung zur Teilnahme am Gruppengespräch, wollte aber ohne die Rücksprache mit dem Team keine feste Zusage machen. Erst nach Rücksprache und der Zustimmung des Teams kam es zur Terminfindung im Juni 2020. In der Fallrekonstruktion traten im Besonderen Unsicherheiten bei Eddie und den beiden Frauen hervor. Bereits zu Gesprächsbeginn „beklagte“ sich Eddie z.B. bei einer Interviewerin, dass er im Vorfeld von der zweiten, ihm bekannten Interviewpartnerin vorab nicht genug Informationen zum bevorstehenden Gespräch erhalten habe, um sein Team vorzubereiten. Diese Unsicherheiten

spitzten sich im Gesprächsverlauf noch weiter zu und traten besonders deutlich an den Stellen hervor, an denen er fachliche Einwände durch Scherze ersetzte, z.B. an einer Stelle als die Interviewerin konkret nachfragte, wie sich die Arbeitssituation seit Ausbruch der Pandemie veränderte. Daraufhin nahm Gregor konkreten Bezug auf die Umsetzungen der Maßnahmen und belegte diese mit Beispielen, während Eddie nur einen Scherz machte: „wenn ich jetzt kein Christ wär//würde ich sagen VCNCH ist ab jetzt nicht mehr//vor// nach Christus//sondern (1) vor//nach//Corona (lacht laut)“ (Z.766f.). Eddie war aufgrund seiner theologischen Ausbildung formal Leiter der kirchlichen Einrichtung, jedoch fehlte ihm der pädagogische Background für die Arbeit mit den Kindern und Jugendlichen, was bei ihm zu einer fachlichen Verunsicherung führte. Im Weiteren wurde auch deutlich, dass er seine Handlungen und Entscheidungen immer wieder versuchte durch das Team abzusichern bzw. sich an den Anordnungen der höheren Ebene zu orientieren.

> „Es gibt ne Taskforce einfach//die sich schnell gebildet hat//zu sagen okay//alle Einrichtungen//müssen eigentlich gut ausgerüstet sein//ähm was sind die Tagesinfos//was hängen wir jetzt aus//wenn wir mit Gruppen unterwegs sind//das es ne standardisierte Einführung gibt zu dem Thema//und das keine Fehler passieren (…) ähm das ist einfach gut standardisiert//und man verhindert das vor Ort die Einrichtungen rumwurschteln//und sich eigene Gesetze geben“ (Z. 878ff.).

Bei den beiden jungen Berufseinsteigerinnen zeigten sich die Unsicherheiten deutlich aufgrund der fehlenden (Arbeits-) Erfahrungen und Fachlichkeit. Diese wurden noch verstärkt durch die Tatsache, dass sie erst Anfang März 2020 kurz vor dem ersten Lockdown neu ins Team kamen. Bis zu diesem Zeitpunkt hatten sie nur ca. zwei Wochen zur Einarbeitung, danach lief die Arbeit vom Homeoffice aus weiter. In der Fallrekonstruktion zeigte sich eine Ambivalenz in der Interaktionsdynamik der beiden Frauen. Zum einen wurde ihre Unsicherheit verstärkt durch ein Konkurrenzverhältnis, in das sie gegenüber der Leitung traten, um ihre Position im Team auszuhandeln. Das zeigte sich im Gesprächsverlauf durch häufig auftretenden Präsentationspassagen der beiden in Dreierkonstellation mit Eddie, in denen sie versuchten seine Anerkennung und Akzeptanz zu gewinnen, z.B. als Lena eine kritische Aussage von Stefanie zur Einarbeitungsphase relativierte und damit Position für Eddie bezog. Auf der anderen Seite nutzten sie ein eingegangenes Wir-Bündnis, z.B. bei der Präsentation ihrer Schwierigkeiten während der gemeinsamen Einarbeitungsphase, um Sicherheit herzustellen.

Bei Gregor konnten auf den ersten Blick keine Unsicherheiten analysiert werden, was möglicherweise der Tatsache geschuldet war, dass er neben seiner fachlichen Qualifikation auch über eine ausgeprägte technische Affinität verfügte und in der gegenwärtigen Situation das meiste Fachwissen mitbrachte. Jedoch entwickelten sich auf latenter Ebene auch für ihn Unsicherheiten in der Gruppendynamik. Das zeigte sich z.B. daran, dass die Einzelleistungen, die Gregor auch aufgrund seiner Technikaffinität bei der Umstellung der An-

gebote auf Online-Formate erbrachte, von ihm selbst aber auch von den anderen Gruppenmitgliedern gegenüber den Interviewerinnen als Teamleistung präsentiert wurden. Diese Übereinstimmung im Team beruhte jedoch nicht „auf echter Übereinstimmung über die Realität" (Goffman 1959/2007: 13), sondern es ging vordergründig darum, „wessen Ansprüche in welcher Frage vorläufig anerkannt werden sollen" (ebd.). Im Team herrscht „echte" Übereinstimmung „einen offenen Konflikt zwischen widersprechenden Bestimmungen der Situation zu vermeiden" (ebd.). Es kam zur sogenannten „Arbeitsübereinstimmung" (Goffman 1959/2007), denn die einzelnen Gruppenmitglieder nahmen die Unsicherheit der formalen Leitung wahr, die sich durch seine fehlende Fachlichkeit entwickelte – dies wurde aber nicht offen kommuniziert.

In der Phase der Pandemie übernahm Gregor aufgrund seiner digitalen Technikaffinität informell die Leitung des Teams. Gegenüber den Interviewerinnen versuchte die Gruppe davon abzulenken, indem sie die Erträge, der Einzelleistungen von Gregor, die nur aufgrund seiner Fachlichkeit realisiert werden konnten, als Teamleistung präsentierten. Verstärkt wurde diese Arbeitsübereinstimmung noch dadurch, dass sie Gregors Einzelleistungen nutzten, um eine Art Sonderstellung gegenüber anderen Teams im Arbeitsfeld zu konstruieren. Zur Herstellung von Sicherheit orientierte sich das Team stark an der formalen Hierarchie des kirchlichen Trägers, die präsent und akzeptiert war. Hier stand Gregor formell auf der gleichen Ebene wie seine jungen Kolleginnen, aus diesem Grund wurden seine Einzelleistungen weder vom Team noch von ihm selbst ausreichend wahrgenommen. Laut Goffman geht es darum eine „oberflächliche Übereinstimmung" zu erzeugen, diese setzt voraus, dass jede*r die eigenen Bedürfnisse „hinter der Verteidigung von Werten verbirgt" (1959/2007: 13), denen sich alle Gruppenmitglieder verpflichtet fühlen. Das Team war bei einem kirchlichen Träger angestellt. Die Auswahlkriterien bei der Einstellung orientierten sich daher an einem christlich geprägten Werteverständnis; dass führt zur Annahme, dass diese Haltung von allen Mitgliedern verinnerlicht und geteilt wurde. Es wurde deutlich, dass sich die Unsicherheiten im Team durch die neue Gruppenkonstellation entwickelten, da es zum Zeitpunkt des Gesprächs noch keine bis wenige gemeinsame Themen und Bezugspunkte gab, was auch durch die unterschiedlichen beruflichen Erfahrungen und die verschiedenen Lebensphasen der Gruppenmitglieder begründet war. Goffman geht davon aus, dass normalerweise die Situationsbestimmung der einzelnen Gruppenmitglieder soweit aufeinander abgestimmt ist, dass kein offensichtlicher Widerspruch auftreten kann. Mit Übereinstimmung ist nicht gemeint, dass der*die Einzelne offen ausdrückt was sie*er wirklich fühlt und das „mit den Gefühlen der anderen ehrlich übereinstimmt" (Goffman 1959/2007: 12).

Zur Herstellung von Sicherheit verhandelte das Team über Sicherheitsthemen (Hygienestrategien), die aufgrund der staatlich verordneten Maßnah-

men für alle gleichermaßen präsent waren und somit eine gemeinsame Gesprächsbasis bildeten. Damit einhergehend wurde eine De-Thematisierung pädagogischer und professionspolitischer Fragen deutlich. Das umgreifende Thema Umgang mit Unsicherheit durch die Herstellung von Sicherheit stand dabei in Ambivalenz zum sicheren Arbeitsumfeld in der Pandemie, z.B. Homeoffice, Umstellung auf Online-Angebote, sichere Finanzierung der Angebote etc. Das wurde im Team auch so wahrgenommen, denn im Gesprächsverlauf wurden mehrfach Vergleiche u.a. zu den durch die Pandemie ausgelösten ungewissen Arbeitsverhältnissen von Freunden oder Verwandten in der freien Wirtschaft gezogen. Jedoch führte die neue Teamkonstellation zu großer Unsicherheit bei den Fachkräften, so dass im Gegensatz zum Team der niedrigschwelligen Drogenhilfe, die Auseinandersetzung mit dieser Unsicherheit zum zentralen Verhandlungspunkt wurde, während die Adressat*innen der Bildungsmaßnahmen in den Hintergrund gerieten.

9 Fazit

Die vorliegende Studie zielte darauf ab aufzuzeigen, welche Auswirkungen die Pandemieentwicklung auf die Handlungspraxis in spezifischen Handlungsfeldern Sozialer Arbeit hat. Ausgangspunkt der Studie war es herauszufinden, ob – und falls ja welche – Veränderungen sich für die Fachkräfte mit den verordneten Maßnahmen zur Pandemiebekämpfung ergeben und welche Strategien sie in ihrem Arbeitsalltag im professionellen Umgang damit entwickelt haben. Die Ergebnisse der hier vorgestellten Studie zeigen deutlich auf, dass die Coronapandemie bereits bestehende Unsicherheiten in beiden untersuchten Teams – trotz der erheblichen Kontraste in den Arbeitsbedingungen – verstärkt hat. Es wurde deutlich, dass sich im Arbeitsfeld der niedrigschwelligen Drogenhilfe die Prekarität der Beschäftigung verschärfte, da die Fortführung des Projekts zu Beginn der Pandemie infrage stand und sich die Lebenssituation der Klientel auffallend verschlechterte. Die daraus entwickelte Parteilichkeit mit der Klientel kann als Mechanismus verstanden werden, diese Verhältnisse anzuprangern und das Elend der Klientel aufzudecken. Jedoch wird damit die Auseinandersetzung mit der eigenen Bedrohung und Verunsicherung vermieden. Im Arbeitsfeld der kirchlichen Jugendarbeit konnte zwar aufgrund der Arbeitgeber*innen- und Angebotsstrukturen und der Möglichkeit die Angebote auch auf Onlineformate umzustellen von einem sicheren Arbeitsumfeld in der Pandemie gesprochen werden. Jedoch zeigten sich hier andere Schwierigkeiten aufgrund der neu entstandenen Teamkonstellation der Fachkräfte, die bei der Aushandlung der Kompetenzen zum Zeitpunkt der Umsetzung noch nicht ausreichend belastbar erschien.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass die Pandemie zu Veränderungen – genauer: zu einer Verschärfung der Herausforderungen in der Sozialen Arbeit – geführt hat. Durch das Social Distancing entwickelte sich die Herausforderung für die Fachkräfte, Präsenzangebote vom analogen in den digitalen Raum zu verlegen, so dass partiell neue Konzeptionen erforderlich wurden (Meyer/Buschle 2020: 14ff). Aufgrund der Einschränkung der direkten Kommunikation stellt sich die Frage, wie eine Profession, die auf Beziehungsarbeit und zwischenmenschlichen Kontakten basiert, längerfristig mit Veränderungen durch die digitalisierte Kommunikationspraxis umgehen und sie in ihre professionellen Handlungsstrukturen integrieren wird. Zum einen ist dazu u.a. notwendig, dass die Fachkräfte über die notwendigen technischen Kompetenzen verfügen, wie das Beispiel in der kirchlichen Jugendarbeit gezeigt hat, und zum anderen gibt es auch Handlungspraxen wie z. B. die niedrigschwellige Drogenhilfe, in denen die Umstellung auf digitalisierte Praxis keine Alternative darstellt. Wie durch die Analyse gezeigt werden konnte, wird durch das gestiegene Leid der Nutzer*innen die Identifikation der Fachkräfte erhöht, was mit der Negierung der eigenen Gefährdung einher geht. Hier wäre es wichtig Maßnahmen zu entwickeln durch die die Sicherheit aller Akteur*innen, sowohl die der Klientel als auch der Fachkräfte, gewährleistet werden kann.

Im Hinblick auf die in der Pandemie verstärkt in Erscheinung getretenen Problemlagen, insbesondere der Menschen im Bereich der niedrigschwelligen Hilfe, wird in den Aussagen der Fachkräfte deutlich, dass sich im Verlauf der Pandemie ihre Situation immer weiter zuspitzt. Die Pandemie verstärkt die Spaltung in der Gesellschaft und diese wirkt wie ein Brennglas auf soziale Problemlagen (Meyer 2020). Während Reiche immer reicher werden und ihr Vermögen vermehren konnten, geht es bei vielen Menschen um die Existenzsicherung (Zakrzewski et al. 2021: 8ff.), mehr noch darum, den Kampf im ersten Lockdown zu überleben – so wie die Aussagen des Teams der niedrigschwelligen Drogenhilfe eindrücklich vor Augen führen. Das ist ein Prozess, den es unbedingt aufzuhalten gilt.

Literatur

Bohnsack, Ralf (2005): Standards nicht-standardisierter Forschung in den Erziehungs- und Sozialwissenschaften. In: Gogolin, Ingrid (Hrsg.): Standards und Standardisierung in der Erziehungswissenschaft. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 63-81.

Bundesregierung (2020a): Coronavirus in Deutschland. Mit der AHA+A-Formel gegen Corona. Bundesregierung 2020. https://www.bundesregierung.de/breg-de/themen/coronavirus/aha-a-formel-1774474 [Zugriff: 17.11.2021].

Bundesregierung (2020 b): Coronavirus in Deutschland. Das sind die geltenden Regeln und Einschränkungen. Bundesregierung 2020. https://www.bundes regierung.de/breg-de/themen/coronavirus/corona-diese-regeln-und-einschraen kung-gelten-1734724 [Zugriff: 17.11.2021].

Goffman, Erving (1959/2007): Wir alle spielen Theater. München: Piperverlag.

Hoffmann-Riem, Christa (1994): Elementare Phänomene der Lebenssituation. Ausschnitte aus einem Jahrzehnt soziologischen Arbeitens. In: Hoffmann-Riem, Christa/Kokemohr, Rainer/Marotzki, Winfried/Rehbein, Jochen/Riemann, Gerhard/Stempel, Wolf-Dieter (Hrsg.): Interaktion und Lebenslauf. Weinheim: Beltz Verlag, S. 20-70.

Keller, Reiner (2012): Das Interpretative Paradigma. Eine Einführung. Wiesbaden: VS-Verlag.

Langenbacher-König, Regine/Jenker, Jens (2007): Gruppendiskussionsverfahren. QUASUS. Qualitatives Methodenportal zur Qualitativen Sozial-, Unterrichts- und Schulforschung. https://quasussite.wordpress.com/gruppendiskussionsver fahren-2/ [Zugriff: 17.11.2021].

Meyer, Nicolaus (2020): Die Corona-Pandemie: Brennglas oder Ausnahmezustand für die Soziale Arbeit? In: Wohnungslos: Aktuelles aus Theorie und Praxis zur Armut und Wohnungslosigkeit 69, 6, S. 226-229.

Meyer, Nikolaus/Buschle, Christina (2020): Soziale Arbeit in der Corona-Pandemie: Zwischen Überforderung und Marginalisierung. Empirische Trends und professionstheoretische Analysen zur Arbeitssituation im Lockdown. Bad Honnef: IUBH internationale Hochschule, 4.

Oevermann, Ulrich/Allert, Tilman/Rrambeck, Jürgen (1979): Die Methodologie einer objektiven Hermeneutik und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften. In: Soeffner, Hans-Georg (Hrsg.): Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften. Stuttgart: Metzler, S. 352-434.

Peirce, Charles S. (1976): Schriften zum Pragmatismus und Pragmatizismus. In: Apel, Karl-Otto (Hrsg.). 2. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

RKI (2020): Krankheitsschwere der ersten COVID-19-Welle in Deutschland basierend auf den Meldungen gemäß Infektionsschutzgesetz. In: Journal of Health Monitoring 5, 11.

Rosenthal, Gabriele (2002): Biographische Forschung. In: Schaeffer, Doris/Müller-Mundt, Gabriele (Hrsg.): Qualitative Gesundheits- und Pflegeforschung. Bern: Huber, S.133-147.

Rosenthal, Gabriele (2015): Interpretative Sozialforschung. 5., aktual. und erg. Aufl. München: Juventa Verlag.

Schütze, Fritz (1983). Biographieforschung und narratives Interview. Neue Praxis 13, 3, S. 283-293.

Staub-Bernasconi, Silvia (2018): Soziale Probleme – Themen einer systemtheoretisch begründeten Handlungswissenschaft. In: Graßhoff, Gunther/Renker, Anna/ Schröer, Wolfgang (Hrsg.): Soziale Arbeit. Wiesbaden: VS-Verlag, S. 369-386.

Thiersch, Hans/Grunwald, Klaus/Köngeter, Stefan (2012): Lebensweltorientierte Soziale Arbeit. In: Thole, Werner (Hrsg.): Grundriss Soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch. 4. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften , S. 175-196.

Werse, Bernd/Klaus, Luise (2020): Corona, ‚harte' Szenen und Drogenhilfe – erste Ergebnisse einer qualitativen Erhebung. www.tls-suchtfragen.de/wp-content/uploads/2020/04/Corona-und-Drogenhilfe-Zwischenbericht-Goethe-Universität-Frankfurt.pdf [Zugriff: 17.11.2021].
Zakrzewski, Anna/Carrubba, Joseph/Frankle, Dean/Hardie, Andrew/Kahlich, Michael/Kessler, Daniel/Montgomery, Hans/Palmisani, Edoardo/Shipton, Olivia/Soysal, Akin/Tang, Tjun/Xavier, André (2021): When Clients Take the Lead. Global Wealth 2021. Boston Consulting Group. https://www.bcg.com/publications/2021/global-wealth-report-2021-delivering-on-client-needs [Zugriff: 15.07.2022].

Die Coronapandemie und ihre Folgen als Herausforderung im Promotionsprozess

Meike Haefker und Christin Schörmann

Ein Promotionsprozess kann mit Krisen einhergehen, wie z.B. Ghanem und Pankofer (2017) anhand der Reflexion ethnografischer Erfahrungen zeigen. Diesen Prozess unter Einfluss der durch COVID-19 ausgelösten pandemischen Lage zu absolvieren, stellt eine bisher nicht dagewesene Herausforderung dar. Die Auswirkungen der Corona-Pandemie beeinflussen dabei die Planung und Durchführung von Interviews, wie es die Autorin Meike Haefker erlebt. Lockdowns und Kontaktverbote erschweren dabei den Prozess der Datenerhebung. Ähnlich erging es der Autorin Christin Schörmann, die damit konfrontiert war, ihre Dissertation während der Pandemie erfolgreich zu beenden. Anknüpfend an die während der *NWRSA-Jahrestagung* präsentierten Panelbeiträge werden die Erfahrungen zu unterschiedlichen Zeitpunkten im Promotionsprozess der beiden Autor*innen im vorliegenden Beitrag reflektiert. Der Beitrag setzt zunächst einen reflexiven Fokus auf die prozesshafte Datenerhebung einer Promotion und einen weiteren auf die Endphase des monografischen Promovierens in der Frühphase der Pandemie.

Wir beginnen, entlang von Spezifika des narrativen Interviews nach Schütze (1983/2016), reflexive Überlegungen zu den Fragen auszuführen, ob die spezifischen Aspekte der Methode auch über ein digitales Setting erfüllt werden und inwiefern die Promotionsstudie methodisch wie auch ethisch durchführbar ist. Ein weiteres Moment beschäftigt sich mit der Idee eines coronasensiblen Erhebungssettings am Beispiel empirischer Erfahrungen, indem face-to-face bisher zwei narrative Interviews während der Pandemie durchgeführt werden konnten[1].

Daran anknüpfend wird die Abschlussphase der Promotion fokussiert. Wie sich der Promotionsprozess unter den gegenwärtigen Bedingungen verändert und welche Erfahrungen Promovierende mit den Folgen COVID-19-Pandemie während der finalen Phase der Promotion machen und sie bewältigen, ist bislang wenig thematisiert worden. Daher werden Herausforderungen des Forschens und des monographischen Schreibens im Verlauf der Promotionsendphase während der Pandemie reflektiert und diskutiert. Die doppelte Herausforderung durch die letzte Phase der Promotion während der

1 In den gesamten Überlegungen fließen im Sinne des theoretical samplings (Glaser/Strauss 2010) auch methodische Überlegungen zu Sampleanpassungen und -umsetzungen ein.

Pandemie wird dabei als zusätzliche Komplexitätsherausforderung betrachtet, für die verschiedene Bewältigungsstrategien formuliert werden.

Beide Forscher*innen verbindet die Pandemie und ihre Folgen als gemeinsam geteilte alltagsweltliche Erfahrung (Berger/Luckmann 2021; Schütz 2016). Um diese Verbindung herauszustellen, wird neben den individuellen Reflexionsebenen der beiden Promotionsprozesse die Frage diskutiert, inwieweit die Forscher*innen diese Erfahrungen mit der Coronapandemie und ihre Folgen als Herausforderung oder als eine Ermöglichung im Promotionsprozess ansehen.

1 Datenerhebung narrativer Interviews unter pandemischen Bedingungen

Der Tagungszeitpunkt 03`21 stellt den Anfangsmoment für die vorliegende Reflexion des Prozesstandes der Erhebung im Rahmen der Promotion dar. Der Promotionsstudie[2] liegt das Interesse an Biografien von Personen zu Grunde, die mit einer elterlichen Suchterkrankung aufwuchsen. Es werden narrative Interviews nach Schütze (1983/2016) durchgeführt, um aus der Perspektive des (erwachsenen) Kindes biografische Erfahrungen innerhalb der Familie und in anderen sozialen Räumen zu rekonstruieren[3]. Die Gesamtbiografie eröffnet hierbei den Zugang zu Erfahrungen und Umgangsweisen sowie deren biografische Bedeutung z.B. in Form von Strategien und Ressourcen. Diese Heuristik wird um ein Interesse an der symbolischen Bedeutung von Stigmatisierungs- und Schamerfahrungen ergänzt, ohne dadurch den offenen Blick zu verengen. Die Autorin entschied sich mit Beginn der Pandemie, narrative Interviews nicht während eines Lockdownszenarios durchzuführen. Unter forschungsethischer Perspektive wurde es als nicht vertretbar eingeschätzt, während einer gesellschaftlichen Krise Biografien von Personen wie die der Untersuchungsgruppe der Studie zu erheben, bei denen der Forschungsstand darauf hinweist, dass diese möglicherweise schwerste Lebenssituationen durchlebten (BMG 2017: 85ff.; Zobel 2017). Die Gefahr der psychosozialen Belastungen in Verbindung mit einer pandemischen Situation erschien unter diesen Voraussetzungen zu hoch. Auch von einer digitalen Erhebung wurde in diesem Zusammenhang Abstand genommen. Zum

2 Die Promotionsarbeit ist in das Promotionskolleg Soziale Arbeit, Devianz und Kohäsion an der Hochschule Emden/Leer in Kooperation mit der Universität Vechta eingebunden.

3 Mit der Narrationsanalyse nach Schütze (1977/2016) werden biografieanalytisch die subjektiven Lebenswelten und Umgangsweisen untersucht. Darüber hinaus wird die Objektive Hermeneutik (Oevermann 1993/1996; Garz/Raven 2015) als ergänzende Methode zur Analyse latenter Bedeutungsstrukturen von Scham im Kontext von Stigmatisierung angewendet.

einen, da auch hierbei die Risiken für die Forschungsteilnehmenden als zu hoch eingeschätzt wurden und zum anderen aus einer Unsicherheit darüber, ob die Methodik nach Schütze für das Forschungsdesign in angemessener Weise über das digitale Format umgesetzt werden kann. Hinzu kam die übergeordnete Frage, ob in Zeiten einer gesamtgesellschaftlichen Krise und den damit verbundenen Unsicherheiten dem definierten Samplekriterium der Studie widersprochen wird, nur Personen zu interviewen, die sich aktuell in stabilen Lebenssituationen befinden, d.h. keine biografischen Krisen oder Unsicherheiten erleben (Schütze 1984/1981). Die Reflexion über das Sample entwickelte sich aus reflexiven Gedanken, die sich mit der Wirkung der Pandemie auf die soziale Stabilität der Gesellschaft beschäftigten. Diese Gedanken wurden mit den Kriterien der Samplestrategie abgewogen, die vorab der Pandemie, d.h. im Rahmen einer stabileren gesellschaftlichen Situation für die Studie, definiert wurden. Da die Personen in einer gesamtgesellschaftlich fragilen und damals bedrohlichen Situation lebten, wurde diese Bedingung als nicht erfüllt angesehen. Die Summe genannter Überlegungen führte zu einer intensiven methodisch-reflexiven Phase bei der Forscherin.

1.1 Narratives Interview face-to-face oder digital?

Von einer Vielzahl an Aspekten, die Schütze für das Narrative Interview und dessen Gelingen als entscheidend ansieht, sind für die Studie und für die Reflexion im vorliegenden Beitrag insbesondere die *Alltagsweltlichkeit, die Vertrautheit* und *die sprachlich-interaktionalen Erfordernisse zur Erzählanregung* (Schütze 2016) als zentrale Punkte ausgewählt. Narrative Interviews werden nach Schütze üblicherweise face-to-face geführt (ebd: 55ff.), so dass die Berücksichtigung der drei Punkte für die Studie als wesentlich anzusehen ist. Es wird zudem geprüft, ob die Facetten der Aspekte in einem digitalen Setting relevant sind und wenn ja, wie diese beeinflusst werden. Die Reflexion orientiert sich an dem prozesshaften Interviewablauf entlang der Erhebungsplanung und des dreiphasigen Hauptteils des Interviews. Zudem liegt der Schwerpunkt für die in der Studie erwählten Auswertungsmethode in einem sprachanalytischen Verfahren, weshalb der Einfluss durch ein digitales Setting auf die Qualität der Primärdaten ebenfalls zu prüfen ist.

Um wie Schütze sagt, die „[…] zeitlichen, [die] sequentiellen Verhältnisse […]“ (Schütze 2016: 56ff.) einer Lebensgeschichte empirisch untersuchen zu können, ist es erforderlich, Primärdaten zu erfassen, deren Analyse es ermöglicht, „[…] die zeitlichen Verhältnisse und die sachliche Abfolge der von ihnen repräsentierten lebensgeschichtlichen Prozesse“ (ebd.) zu rekonstruieren. Beim Narrativen Interview werden im Verlauf dreier Phasen der Interviewführung über das zentrale Konstrukt der Stegreiferzählung (Schütze 1987/1984) sowie durch die darauf aufbauenden immanenten und exmanen-

ten Fragetechniken Primärdaten erhoben. Gleichzeitig stehen diese als Voraussetzung dafür, dem Anspruch an die Analysearbeit zur Rekonstruktion der biografischen Prozessstrukturen bzw. der biografischen Gesamtgestalt gerecht zu werden (Schütze 2016: 58ff.). Ähnlich wie Schütze spricht Riemann der Rahmung des Gesprächssettings eine ähnlich zentrale Rolle zum Gelingen des Interviews zu, ebenso wie dessen methodischer Umsetzung (Riemann 1987: 36ff.). Vor dem Hintergrund der Studie wird die Erfüllung des Anspruchs der drei ausgewählten Aspekte zur Gestaltung von Erhebungssituationen in Narrativen Interviews unter Einfluss der pandemischen Situation durch forschungsethische und methodische Überlegungen theoretisch geprüft und reflektiert.

1.1.1 Die Alltagsweltlichkeit

Die Lebenswelt des Alltags ist,

> „[…] der Bereich meiner leiblichen Handlungen; sie bietet Widerstand, und es erfordert Anstrengung, diesen zu überwinden. Der Alltag stellt mich vor Aufgaben, und ich muß meine Pläne in ihm durchführen. Er lässt mich in meinen Versuchen, meine Ziele zu verwirklichen, erfolgreich sein oder scheitern. Durch mein Wirken greife ich in die alltägliche Wirklichkeit ein und verändere sie“ (Schütz/Luckmann 2017: 69).

Dem im Zitat von Schütz und Luckmann lebensweltlichen, sinnzuschreibenden Verständnis folgend, geht es im Artikel um zwei Betrachtungsebenen von Alltagsweltlichkeit. Auf der einen Ebene handelt es sich um die forscherische Praxis, die die Sinn- und Handlungswelt des Forschenden und Forschungsteilnehmenden im methodischen Tun betrifft, wobei die Coronarealität als gemeinsam geteilte Lebenswelt besteht und als eine, wie im Zitat benannte Anstrengung bezeichnet werden kann, die es gilt, im Promotionsprozess zu überwinden (Schütz/Luckmann 2017: 69), um das Ziel zu erreichen, die Narrativen Interviews zu erheben. Folglich ist das in Abschn. 1.2 vorgestellte coronasensible Erhebungsszenario als ein Versuch forscherisch angepasster Handlungspraxis an die veränderte Alltagsrealität unter Pandemiebedingungen zu verstehen.

Auf der anderen Ebene wird über die empirisch zu erhebende Alltagsweltlichkeit gesprochen, die Schütze aus der Phänomenologie der Lebenswelt und dem darauf aufbauenden Ansatz eines sinnhaften, strukturellen Aufbaus der sozialen Welt und dem darin handeln (Berger/Luckmann (2021); Schütz (2016); Schütz/Luckmann (2017), für die Biografieforschung über das Narrative Interview untersuchbar macht (Schütze 2016: 58ff.; ebd. 1987: 60ff.). Schütze und Riemann sehen den Aspekt der Alltagsweltlichkeit als eine Grundvoraussetzung für das Narrative Interview an (Schütze 2016: 58ff; ebd. 1987: 60ff.; Riemann 1987: 36ff.). Durch die alltagsnahe Rahmung des Interviewsettings wird das Hervorbringen einer Stegreiferzählung unterstützt

(ebd.). Beide Autoren nutzen den Begriff und beschreiben forscherische Handlungen im Erhebungsprozess, die diesen von der Vorbereitung bis zur Nachbereitung des Interviews methodisch gestaltbar werden lassen. In der Reflexion werden exemplarisch Deutungsmuster der Alltagsweltlichkeit aufgegriffen und mit der pandemischen Lebenswelt in Zusammenhang gestellt. Darüber werden für die Studie Sinnstrukturen alltagsweltlicher Aspekte zwischen einem analogen und digitalen Interviewsetting weitergedacht sowie deren Bedeutung für die sprachlich-interaktionale Art und Weise des gewonnenen Datenmaterials herausgearbeitet.

Beginnend beim Einbezug der Pandemie in dieses Verständnis der Alltagswelt stellt Self fest, dass ein digital geführtes Interview nach mittlerweile 1,5 Jahren Pandemienormalität in der Video- und Audiointeraktion als alltagsgängiges Kommunikationsmittel genutzt wird (Self 2021: Abs. 4). Diese Schlussfolgerung kann auch auf die Alltagsweltlichkeit der Untersuchungsgruppe der Studie bezogen werden. Der Samplepunkt, die Untersuchungsgruppe in möglichst differenten Lebenswelten und sozialen Räumen über einen niederschwelligen Zugang anzusprechen, könnte über ein digitales Setting erweitert werden. Auch würden über die Erweiterung mögliche Ausgrenzungswahrscheinlichkeiten reduziert werden (ebd.: Abs. 27), z.B. wenn die Forschungsteilnehmenden ihre privaten Räumlichkeiten nicht offenbaren möchten. Demgegenüber steht aber u.U. der erschwerte Zugang zur erforderlichen Technik, die nicht für alle Personengruppen im Sample vorausgesetzt werden kann (ebd.: Abs. 27f.), denn diversitätsgeprägte Lebensrealitäten können auch mit differenten z.B. finanziellen oder materiellen Möglichkeiten einhergehen. Mit Blick auf das Erkenntnisinteresse der Studie, kann es als vorteilhaft angesehen werden, dass Themen, die Schamgefühle auslösen, ggf. digital leichter verbalisiert werden als über das analog persönliche Gespräch (ebd.).

Zu einem alltagsweltlichen Verständnis des narrativen Interviews zählt auch die freie Wahl der Forschungsteilnehmenden, den Ort der Interviewdurchführung zu wählen und zu gestalten (Riemann 1987: 36ff.). Durch die z.T. aufs Minimum reduzierten sozialen Kontakte auf Grund des dynamischen Infektionsgeschehens konnte dieser Aspekt des vorrangig zu gewährleistenden Infektionsschutzes in einem face-to-face Setting nicht ermöglicht werden. Im Sinne des forschungsethischen Prinzips *der Beteiligung* stellt die Option eines digitalen Settings daher eine ergänzende Beteiligungsoption dar (DGSA 2020: 5), bei der eine freie Wählbarkeit der Interviewteilnehmenden darin besteht, sich zwischen einem digitalen oder face-to-face geführten Setting entscheiden zu können. Zudem kann durch die technischen Möglichkeiten die Vertrautheit des Interviewsettings für Forscherin und Forschungsteilnehmenden selbstbestimmt individuell gestaltet werden, z.B. durch die Wahl und Initiierung des präsentierten digitalen Raums und Hintergrundes oder der Option, den Bildschirm auszuschalten. Damit verbunden sind andere

Ansprüche an eine technische Normalität des Settings sowie ein sinnstruktureller und handlungsorientierter Gewöhnungsprozess an die veränderten *normalen* Bedingungen der Alltagswelt. Dazu zählt u.a. das fehlende Vier-Augengespräch ebenso wie die mögliche Zeitversetzung des gesprochenen Wortes, was kommunikationseinschränkend sein kann (Self 2020: Abs. 18). Dadurch können ganzheitliche Kommunikationsprozesse, die in einem face-to-face Setting erfolgen, durch die wie Self sagt „[…] in a head and shoulder presentation […]“ (ebd.: Abs. 22) digital nicht in gleicher Weise gelebt werden (ebd.). Ein gewisser Anteil der Körpersprache (Mimik/Gestik), aber auch interaktive Höflichkeitsgesten wie z.B. das Getränkeangebot oder das Taschentuch reichen, können ebenso wie andere Sinneswahrnehmungen für das *körperliche Gespür der Gesprächssituation* nicht er- und gelebt werden. Es bleibt gänzlich offen und zu prüfen, ob der Verlust natürlicher sozial-interaktiver Prozesse, die den Zweck haben, die alltagsweltliche Gesprächssituation zu rahmen, um darüber in der Situation auch Vertrauen aufzubauen (ebd./Riemann 1987: 36ff.), sich auf die Qualität der Durchführung des Narrativen Interview negativ auswirken. Auch die Tatsache, dass Forscherin und Forschungsteilnehmende in ihren separaten Interaktionsräumen agieren, kann das Ablenkungspotenzial durch andere Einflüsse erhöhen und auch das *aktive Zuhören* (Müller 2019: 162) des Forschenden erschweren.

Dem dargebotenen Verständnis einer Alltagsweltlichkeit folgend, ist durchaus eine wahrnehmbare Normalität mit den Coronamaßnahmen als auch mit dem veränderten Anspruch an technischen Kompetenzen und Gewohnheiten prozesshaft festzustellen. Die veränderte Realität des Alltages kann somit auch Vorteile für die Untersuchungsgruppe der Studie mit sich bringen. Demzufolge spricht im Rahmen dieses Punktes vieles dafür, auch ein digitales Interviewsetting in der Studie anzubieten, sofern die freie Wählbarkeit des Erhebungssettings auch während der Pandemie möglich ist und sensibel mit der Ausgrenzung durch technische Barrieren umgegangen wird. Für die Studie können die erwähnten Aspekte möglichweise einen Zugewinn für die Samplestrategie bedeuten. Die kritisch angeführten Punkte, die mit der (körperlichen) Interaktion und Kommunikation im Interview in Verbindung stehen, werden beim folgenden Punkt der Vertrautheit noch einmal auf einer anderen Ebene diskutiert und sind im weiteren Erhebungsprozess empirisch zu belegen.

1.1.2 Die Vertrautheit

Die Vertrautheit stellt in der Interviewführung einen weiteren zentralen zu berücksichtigenden Aspekt bei der Planung des Interviews dar, insbesondere auch mit Blick auf den Umgang mit potenziellen Krisen im Gesprächsverlauf (Riemann 1987: 36ff.). Die Vertrautheit wird als Etwas verstanden, was aus

der selbstverständlichen Lebenswelt über die subjektiven Sinnzuschreibungen erwächst, so dass durch alltagsweltliche Akzeptanz des digitalen Handelns und des vertrauten Settings sowie durch die geführten Vorgespräche die erforderliche Basis an Vertrautheit auch digital aufgebaut werden kann. Trotzdem ist ein aufkommender Moment der emotionalen Aufgewühltheit bis hin zur Krise während des Gesprächs möglich, und sollte durch Forschende zu jeder Zeit des Interviews handhabbar sein (Loch 2008: Abs. 1-20). Mit so einer Situation in einem digitalen Setting adäquat umzugehen, kann für die Forschenden eine größere Herausforderung darstellen. Hinzu kommt, dass das Datenmaterial einiger bisher durchgeführter Interviews zeigt, dass die Biograf*innen eine Vielzahl an belastenden bzw. traumatisierenden Erfahrungen aufweisen sowie z.T. mehrjährige Therapieerfahrungen aufgrund ihrer Familiengeschichte gemacht haben. Dieser Aspekt ist im Sinne des forschungsethischen Prinzips zur Minimalisierung psycho-sozialer Belastungen mitzudenken (DGSA 2020: 4f.). Anders als beim face-to-face geführten Interview ist darauf zu achten, dass bei einem digitalen Setting, vorab des Interviews, präventiv Handlungsmöglichkeiten für den Fall einer emotionalen Überwältigung besprochen werden. In den Vorgesprächen können für diese Situation Kontaktpersonen festgelegt werden, wobei der Begriff der Re-Traumatisierung aufgrund seiner möglichen suggerierenden bis hin zur dekreditierenden Wirkung nicht genutzt werden sollte. Es könnte stattdessen von emotional aufwühlenden Momenten gesprochen werden. Auch ist es bei dem Teil der Untersuchungsgruppe mit Therapieerfahrung möglich, dass sie bei Belastungssituationen auf erlernte Strategien zurückgreifen können. Bei Netzwerkproblemen könnte zudem vereinbart werden, stattdessen miteinander zu telefonieren. Es ist zu bedenken, dass zum einen die Vorab-Absprache den Interviewten suggerieren kann, dass diese zu einer Personengruppe gezählt werden würde, bei der eine emotional aufwühlende Krisensituation eintreffen könnte. Zum anderen könnten die Vorabkonstruktion und der Eingriff zur Folge haben, dass die möglichst unbeeinflusste Gesprächssituation schwindet und die Offenheit der Forschungsteilnehmenden sowie die Entwicklung des Erzählflusses eventuell gemindert werden. Festzustellen ist, dass etwaige methodische Schritte zum Schutz der Interviewten trotzdem Verzerrungspotenziale mit Blick auf das möglichst unbeeinflusste Alltagsgesprächs entstehen lassen. Vor dem Hintergrund strenger sozialer Restriktionen wäre eine vertrauensschaffende Vorbereitung durch die Forscherin jedoch unerlässlich, wodurch der bezeichnete, deutliche Eingriff in ein *ungekünsteltes* Erhebungssetting zu einer nicht mehr zu vermeidenden Maßnahme wird. Auch würde bei einem Interviewszenario unter beschriebenen Bedingungen und den erforderlichen Unterstützungsmöglichkeiten die forschende Person ausschließlich telefonisch oder digital handeln können, ebenso wie der Interviewteilnehmende selbst. Dadurch wird eine mögliche im therapeutischen Setting angeeignete Strategie, die eine sozial-körperliche Interaktion erforderlich

werden ließe, wie z.B. bei Unbehagen zur Beruhigung die Hand auf die Schulter zu legen (Küster 2009: 68) oder Bezugspersonen zu treffen nicht möglich. Die geschilderten Punkte führen resümierend dazu, dass die Interviewsituation somit nicht mehr zu jeder Zeit von den Forschenden im Sinne einer guten wissenschaftlichen Praxis zum Wohle der Untersuchungsgruppe handhabbar ist (Loch 2008: Abs. 1ff.). Die unerlässliche Vertrautheit während der Erhebung und das damit einhergehende Sicherheitsgefühl für die Untersuchungsgruppe kann durch die Forschenden nicht in erforderlicher und gewünschter Weise gewährleistet werden. Somit werden zusammenfassend die Risiken und Belastungen für die Untersuchungsgruppe der Studie unter dem geschilderten Pandemieszenario als zu hoch eingeschätzt (ebd.). Unweigerlich sind diese Einschätzungen zu Risiken und etwaigen erforderlichen Maßnahmen schwindend und erneut forschungsethisch zu reflektieren, wenn keine strengen sozialen Restriktionen im Pandemieprozess bestehen.

1.1.3 Die sprachlich-interaktionalen Erfordernisse zur Erzählanregung

Mit Blick auf *die sprachlich-interaktionalen Erfordernisse zur Anregung* der Stegreiferzählung ist zentral, dass sich der Erzählfluss entwickeln und aufrechtgehalten werden kann (Schütze 1983: 285). Dafür ist die möglichst autonome Gesprächsführung erforderlich und dass die Forscherin die Entwicklung und den Erzählstrom möglichst nicht unterbricht (ebd.). Hier stellt der methodische Schritt eine Verzerrung eines sonst natürlichen Alltagsgesprächs dar, in dem durchaus Zwischenfragen gestellt werden (Küster 2009: 59). Das Klingeln an der Tür oder Missverständnisse stellen exemplarisch alltagsweltliche Störungen dar, die den Erzählfluss hemmen und dadurch auch die Gestalt der Stegreiferzählung beeinflussen können. Durch eine digitale Erhebung entstehen zusätzliche technische Risiken, welche den kommunikativen Ablauf und somit die Entfaltung der Stegreiferzählung stören können. Es kann zu einer kurzweiligen oder anhaltenden Stimmverzerrung durch Netzwerkprobleme kommen oder zum kompletten Abbruch des Gesprächs. Das Risiko einer schlechten Sprachqualität ist in einem digitalen Setting potenziell erhöht (Self 2021: Abs. 18) und die Handlungsoptionen der Interviewbeteiligten, aktiv darauf einzuwirken, begrenzt. Entscheidend sind aber die gut im Detail zu verstehenden Worte, Pausen und wie diese präsentiert werden, um eine Qualität an Primärdaten zu erzeugen, mit denen angemessen narrationsanalytisch gearbeitet werden kann (Schütze 1983/2016). Anders als in einem face-to-face Setting, bei dem die interaktionale Ebene zwischen der Forscherin und Forschungsteilnehmenden bei den meisten Unterbrechungen zumeist noch erhalten bzw. unmittelbarer wieder hergestellt werden kann, z.B. mit Ersatzbatterien für das Diktiergerät, kann bei einem

digitalen Abbruch eine zeitlich aufwändigere Wiederherstellung der Interaktion erforderlich werden, wodurch der Erzählfluss abbricht. Störungen dieser Art können dazu führen, dass die Art und Weise der präsentierten Erzählung, die für die Narrationsanalyse mit entscheidend ist, bereits in der Durchführung des Narrativen Interviews hinderlich beeinflusst werden kann.

Einige Punkte, die davon beeinflusst sein können, werden entlang des dreiphasigen Interviewablaufs vorgestellt. Bei allen analogen wie auch digitalen Kommunikationsstörungen kann der Erzählfluss insoweit betroffen werden, dass die Zugzwänge des Erzählens (Schütze 1987: 235ff.) nicht in ausreichender Weise ausgebildet werden und somit auch nicht die zentrale Darstellungsform der Stegreiferzählung entfaltet wird. Es kann sein, dass der Gestaltschließungszwang und der Kondensierungszwang (ebd.) insbesondere durch die Kommunikationsstörungen unterstützt werden und somit der Detaillierungszwang (ebd.) gehemmt wird, welcher für lebendige Erzählungen verantwortlich ist. Folglich könnten digitale Unterbrechungen dazu führen, dass von den drei Darstellungsformen weniger die fokussierte Erzählung, sondern viel mehr Argumentationen und Beschreibungen erzeugt werden. Die Ausgestaltung der Stegreiferzählung als zentrales Moment der Methode nach Schütze würde somit gehemmt werden. Möglich ist es auch, dass durch Erklärungen, Fragen der Forscherin im Falle von Störungen die vorzuhaltende Autonomie des Erzählflusses gestört wird. In der zweiten Phase des Interviews, dem immanenten Nachfrageteil, kann es für die Forscherin aufgrund von digitalen Störungseinflüssen herausfordernder sein, *„*Stümpfe der Erfahrung[en] von Ereignissen und Entwicklungen“ (Schütze 2016: 57) *zu* „thematisch querliegende[n] Erzählfäden“ (ebd.) akustisch zu verstehen, bzw. kann sich die Wahrscheinlichkeit von fehlerhaften Deutungen erhöhen. Auch kann hier, wie bei der Stegreiferzählung der wieder zu motivierende Erzählfluss zusätzlich behindert werden. Sollten die ersten beiden Phasen des Interviews von Kommunikationsstörungen betroffen sein wird sich in der dritten Phase des Interviews der Anteil der exmanenten Fragen unweigerlich erhöhen (Schütze 1983: 285) und somit die Stegreiferzählung möglicherweise in ihrer eigentlichen Gestalt nicht entstehen können.

Neben methodischen Stolpersteinen bietet eine digitale Datenerhebung aber auch Potenziale, um die Qualität des Erzählflusses zu optimieren und somit auch die Entwicklung der Zugzwänge über das digitale Setting zu unterstützen. Damit die Forschungsteilnehmenden eine lebendige und erlebnisnahe Lebensgeschichte präsentieren, könnte vorab des Interviews eine Verständigung darüber erfolgen, ob auf die Kamerafunktion nach der Schaffung einer angenehmen Gesprächsatmosphäre, mit Beginn des Narrativen Interviews verzichtet wird, um über die optisch erzeugte Distanz zur Forscherin die Offenheit im Erzählfluss zu unterstützen (Self 2021: Abs. 17).

Nimmt man die sprachlichen und interaktionalen Kommunikationsstörungen, die über eine digitale Erhebungssituation möglich sind, auf und

setzt diese in Kontext mit den methodischen Bedingungen der Narrationsanalyse (Schütze 1983/2016) als Auswertungsmethode, ist Folgendes zu bedenken: Durch das face-to-face erschaffene Datenmaterial, „welche[s] die Ereignisverstrickungen und die lebensgeschichtliche Erfahrungsaufschichtung des Biographieträgers so lückenlos reproduziert“ (Schütze 1983: 285), kann durch eine digitale Erhebung möglicherweise die im Zitat benannte Lückenlosigkeit verloren gehen. Insbesondere das potenzielle Eintreten der Überlegungen zu sprachlich/interaktionalen Gestaltungsprinzipien, die eine Stückelung und Brüchigkeit der Primärdaten zur Folge haben würden, könnten den aufeinander aufbauenden narrationsanalytischen Prozess in der methodischen Umsetzung der Auswertungsarbeit zusätzlich erschweren. Wiederum kann dadurch die Analysearbeit gestört und Irritationen in der Interpretationsleistung begünstigt werden. Schütze sagt hierzu: „[G]erade der Vollständigkeitscharakter der Datenanalyse ist nur mit Bezug auf die formalen Indikatoren der Textstruktur entscheidbar“ (Schütze 1986: 286). Eine durch Kommunikationsstörung brüchige, sprachliche Überlieferung im Transkript erschwert es, die markanten „sprachlichen formalen Aufzeigmarkierer“ (ebd.: 2016: 25) zu erkennen, dessen Nachvollziehbarkeit für die Segmentierung der Erzähleinheiten unabdingbar sind (ebd.). Dadurch würde das Ziel der Narrationsanalyse schwerer erreicht werden können, wie Schütze akzentuiert, den „[…] wesentliche[n] Ereignisablauf und die grundlegende biographische Erfahrungsaufschichtung“ (ebd. 1983: 286) herauszuarbeiten.

In einer Zwischen-Conclusio wird für den zukünftigen Umgang mit Erhebungen innerhalb der Studie festgehalten, dass bei strengen sozialen Beschränkungen die Interviews aufgrund der Handhabung von Krisensituationen, der erhöhten Wahrscheinlichkeit von Kommunikationsstörungen, welche wiederum die Qualität der Primärdaten- Repräsentation gefährden, nicht unbedingt digital durchgeführt werden. Unter aktuellen pandemischen Bedingungen könnten die bisher auf die Studie bezogenen theoretischen Bedenken zu sozial-interaktiven und sprachlichen Aspekten sowie die dargelegten Mehrwerte der Alltagsweltlichkeit durch weitere empirische Studien in einem digitalen Kontext durchaus untersucht werden. Zudem ist mitzudenken, dass die hier reflektierten Standpunkte stark vom Forschungsinteresse abhängig sind und nicht generalisierend zu verstehen sind. Im weiteren Erhebungsprozess kann es zudem zu grundsätzlich nicht auszuschließenden Verwerfungen kommen, mit denen es methodisch umzugehen gilt.

1.2 *Eine Idee forscherischer Praxis: Evaluation eines pandemiesensiblen narrativen Interviews (face-to-face)*

Aufgrund der zum Tagungszeitpunkt bestehenden Gewissheit, dass die pandemische Situation im Zuge einer (zukünftigen) gesellschaftlichen Öffnungsstrategie im Erhebungsprozess auch langfristig Herausforderungen an das Forschungsdesign und die Forscherin stellen werden, die den Infektionsschutz betreffen werden, entwickelten sich methodische Überlegungen zu einem coronasensiblen Erhebungsszenario (face-to-face). Es bestehen Bemühungen, dem Anspruch einer Forschungspraxis zu folgen, in der Gesundheitsprävention für Forschungsteilnehmende und Forschende oberste Priorität einnimmt. Dazu stehen verhaltens- und verhältnispräventive Maßnahmen im Mittelpunkt des methodischen Vorgehens (Habermann-Horstmeier/Lippke 2021: 49ff.), um den bestmöglichen Infektionsschutz zu gewährleisten und dadurch gesundheitlich möglichst minimale Risiken und Belastungen gewährleisten zu können (DGSA 2020: 4f.). Eine weitere Intention besteht darin, über die Maßnahmen die Facetten von Alltagsweltlichkeit und Vertrautheit nach Schütze und Riemann zu berücksichtigen (Schütze 1987/2016; Riemann 1987: 36ff.). Das auf der Tagung präsentierte Vorgehen konnte mittlerweile im Rahmen der Studie umgesetzt werden. Am Beispiel dieser Erfahrungen werden die auf eine pandemische Alltagswelt angepassten Punkte nachstehend evaluiert.

Beginnend bei der Planung der Interviewdurchführung werden die bundesweiten und regionalen Corona-Erlasse recherchiert, um danach das forscherische Handeln auszurichten. Die Inhalte der geltenden Bestimmungen zum Infektionsschutz und zu sozialen Kontaktbeschränkungen werden in einer zu der üblichen Einwilligung entlang den Maßstäben der (DSGVO) Datenschutzgrundverordnung (DGSA 2020: 3/6ff.) zu erstellenden *Teilnehmerinformation und Einverständniserklärung zur Vermeidung von Corona-Infektionen*[4] eingearbeitet. In der Ergänzung geht es um ein zusätzliches Einverständnis der Forschungsteilnehmenden, dass im Falle einer COVID-19 Infektion festgelegte personenbezogene Daten (Name, Anschrift, Telefonnummer, Geburtstag, Kontakttag) an das zuständige Gesundheitsamt mitgeteilt werden dürfen. Bei diesem Punkt steht der sichere Daten- und Persönlichkeitsschutz im Mittelpunkt der Überlegungen. Um das gesundheitliche Risiko bei der Interviewdurchführung auf ein Minimum zu reduzieren, sind Hygienemaßnahmen und die Umsetzung der *3G- Regularien* in das Dokument aufgenommen. Eine sensibilisierte Gesprächsführung in der Interviewplanung wird

4 Die Begleitinformationen zum Dokument sind Folgende: a) Die aktuelle Fassung der geltenden Maßnahmen zur Vermeidung von Corona-Infektionen, entlang der Empfehlungen der (BZgA) Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung und des (RKI) Robert Koch Instituts (Infektionsschutz 2021, Stand 12.11.21), b) die durch die Bundesregierung publizierte COVID-19-Schutzmaßnahmen-Ausnahmenverordnung (SchAusnahmV).

hierbei zum Zweck des Vertrauensaufbaus (Riemann 1987: 36ff.), insbesondere mit Blick des Infektionsschutzes auf Seiten der Forscherin, als unabdingbar angesehen. Im gesamten Pandemiezeitraum entwickelte sich das dafür erforderliche Vertrauensverhältnis innerhalb der forscherischen Interaktion zu den Forschungsteilnehmenden auf Grund mehrmaliger Kontakte zu Interviewabsagen- und Neuterminierungen. Dadurch war beidseitig ein Umgang mit der Pandemie bekannt und als vertrauenswürdig eingestuft. Neben einem verhältnis- und verhaltenspräventiven Gesundheitsschutz der Forscherin und Forschungsteilnehmenden (Habermann-Horstmeier/Lippke 2021: 49ff.), welcher eine beidseitige Informationsverpflichtung über einen eventuellen Krankheitszustand beinhaltet, geht es in einer coronasensiblen Erhebungssituation um ein erweitertes Verständnis von Vertrauen (ebd.). Zum Selbst- und Fremdschutz zählen somit in der Studie präventive Handlungen, wie z.B. a) die auf beiden Seiten durchzuführende Selbsttestung vor dem Interview, sowie b) der verlässliche Informationsaustausch zum Test-Ergebnis, und c) die Einhaltung der *AHA-L Regelungen* bei der Interviewdurchführung. Um eine gute Ausgangslage zu schaffen, sieht die Forscherin sich somit in der Verantwortung in einer Vorab-Gesprächssituation, Standpunkte und Erwartungen einer pandemiesensiblen Erhebung und Aspekte zum Infektionsschutz zu kommunizieren. Alltagsnah kann das Aufklärungsgespräch im üblichen Vorgespräch z.B. über ein (Video-)Telefonat und per Mail umgesetzt werden[5]. Bei der vorausgestellten Offenheit sowie der signalisierten Bereitschaft der Forscherin, sich über Maßnahmen zum Infektionsschutz nicht nur zu informieren, sondern diese auch vorzuhalten, geht die Intention einher, auf eventuelle Hemmungen und Fragen der Forschungsteilnehmenden mit den an sie gestellten Anforderungen einzuwirken.

Die Durchführung selbst läuft wie in der Planung beschrieben unter allen erforderlichen Maßnahmen. Recherchearbeiten, Selbsttestung[6] etc. erhöhen zwar insgesamt die Planungszeit, sind aber zentral für die Vertrauensbildung in einem pandemischen Erhebungsszenario. Eine gewisse Form der Konstruktion wird durch die pandemiesensiblen Maßnahmen unweigerlich erzeugt und wirkt definitiv auch auf den Erhebungsprozess und auf die Alltagsweltlichkeit ein. Es wird im Bestreben darum, eine alltagsweltliche Interviewplanung und -umsetzung nach Schütze und Riemann weitestgehend zu erhalten, darauf geachtet, dass die Ergänzungen in die übliche Umsetzung

5 Im Anschluss der positiven Antwort zur Interviewteilnahme werden neben den üblichen Informations- und Einwilligungsdokumenten die zusätzliche Teilnehmer*inneninformation und Einverständniserklärung zur Vermeidung einer Coronainfektion zur Kenntnisnahme übersendet und bei Interviewdurchführung unterzeichnet.

6 Im Falle einer bedenklichen pandemischen Situation kommt es im Gespräch zu einer Situationseinschätzung, nach der entsprechend interveniert wird, z.B. eine Interviewverschiebung, die auch bei einem positiven Selbsttest erfolgt.

integriert werden, ohne dabei ein Übermaß an konstruierter Erfahrung zu erzeugen.

Bei der Betrachtung aller reflexiven Momente zum Erhebungsprozess, die mit der Pandemie in Zusammenhang stehen, kann abschließend unter Einbezug aller methodischen, wie auch forschungsethischen Überlegungen der Eindruck eines kollektiven forscherischen Alltagserlebens zwischen der Forscherin und der Forschungsteilnehmenden entstehen. Diese Alltagswirklichkeit wäre ohne eine gesellschaftliche Situation, die durch die Pandemie beeinflusst wird, nicht da gewesen. Dadurch entwickelt sich über das gemeinsame Erleben etwas Neues, was verbindet, vertrauensförderlich sein kann und demnach Asymmetrie mindernd auf die forscherische Beziehungsstruktur der interagierenden Akteure wirken kann.

2 Die Abschlussphase der Promotion während der Pandemie als doppelte Herausforderung

Die vorangegangenen methodischen Überlegungen zur Datenerhebung zeigen deutlich, wie gravierend der Promotionsprozess während der Pandemie von Unwägbarkeiten beeinflusst werden kann. Dabei handelt es sich um „Faktoren und Lebensrisiken, die sich jenseits der Arbeitsdynamik des wissenschaftlichen Arbeitsprozesses selber ergeben können“ (Fiedler/Hebecker 2012: 257). Zu diesen Faktoren kann die Corona-Pandemie gezählt werden. Sie wird oft als *Brennglas* verstanden, durch das soziale Ungleichheiten und bestehende Herausforderungen zusätzlich verschärft werden. Das trifft auch auf den ohnehin prekären Status von Doktorand*innen zu. Promovieren wird zudem oftmals als ein Prozess mit Höhen und Tiefen beschrieben, der mit krisenhaften Erfahrungen verbunden ist (ebd.; Ghanem/Pankofer 2017). Insbesondere die Endphase eines Promotionsprozesses birgt Krisenpotential, da der Ausgang des Dissertationsprojektes unsicher ist. Daher kann angenommen werden, dass dieser Unsicherheitscharakter in der finalen Phase der Promotion durch die gesellschaftlichen Folgen der Pandemie noch weiter verstärkt wird.

Welche Erfahrungen Promovierende angesichts der gesellschaftlichen Krise machen und wie sich ihr Alltag und der Verlauf des Promotionsprozesses unter den gegenwärtigen Bedingungen verändern, ist bislang wenig thematisiert worden. Diese Leerstelle aufgreifend werden im Folgenden bislang nicht oder lediglich rudimentär thematisiertes Krisenpotential sowie Herausforderungen des Forschens und Schreibens im Verlauf der Promotionsendphase während der Corona-Pandemie diskutiert. Zwar wird in anderen Publikationen auf die Relevanz einzelner Elemente der Forschungsumgebung –

beispielsweise auf Finanzierungsstrukturen durch Stipendien – hingewiesen (Wergen 2015: 49 ff.; Gunzenhäuser/Haas 2019: 54 ff.). Andere Ressourcen, beispielsweise Zeit, Eingebundensein in Netzwerke und Zugang zu wissenschaftlichen Informationen bleiben oftmals unerwähnt. Anliegen dieses Beitrags ist, die während des Schreibprozesses meiner Dissertation (Schörmann 2021) gemachten Erfahrungen mitsamt den Bedingungen des Promovierens in der Pandemie zu reflektieren und die Ergebnisse der Reflexion in den Diskurs einzuspeisen. Dabei werde ich meine eigenen Erfahrungen mit Argumentationen anderer Autor*innen zu Krisen bzw. Herausforderungen sowie Bewältigungsressourcen abgleichen und sie so als Folie für meine eigenen Reflexionen nutzen.

Der Prozess doppelter Herausforderung durch die finale Phase der Promotion während der Pandemie ist als zusätzliche Komplexitätsherausforderung wirksam geworden. Daher werde ich herausarbeiten, worin Herausforderungen durch die Endphase der Promotion und die Pandemie aus meiner Sicht bestehen. Dazu werde ich im Folgenden zunächst die Ausgangslage knapp skizzieren (2.1). Darauf folgen Überlegungen zu Herausforderungen des Promovierens in der Frühphase der Pandemie und ihre Bearbeitung (2.2). Danach begründe ich, warum mein Promotionsprozess während der Pandemie den Charakter einer doppelten Herausforderung gewonnen hat (2.3). Daran anschließend arbeite ich Möglichkeiten heraus, diese Herausforderungen produktiv zu bewältigen (2.4), bevor Meike Haefker und ich mit einem gemeinsamen Fazit (3.) schließen.

2.1 Zur Ausgangslage

Mein Promotionsthema entwickelte ich im Anschluss an eine langjährige Praxistätigkeit als Sozialarbeiterin und Sozialpädagogin aus der Disziplin der Sozialen Arbeit heraus. Promoviert habe ich als externe Doktorandin an der Technischen Universität Dresden in Kooperation mit der Alice Salomon Hochschule Berlin in Erziehungswissenschaften. Das Promotionsvorhaben wurde mit Stipendien der Hans-Böckler-Stiftung und der TU Dresden finanziert. Die Dissertation habe ich Anfang Juli 2020 eingereicht, im Dezember 2020 verteidigt und im Mai 2021 veröffentlicht (Schörmann 2021).

Die Abschlussphase meiner Promotion begann im Januar 2020. Sie fiel damit in die Pandemiefrühphase ab Mitte März und endete Anfang Juli 2021. Als die Weltgesundheitsorganisation die COVID-19-Pandemie ausrief und die Bundesregierung daraufhin Kontakt- und Ausgangsbeschränkungen einführte, war meine Promotion in die finale Phase eingetreten. Ich hatte gerade begonnen, die Diskussion der Forschungsergebnisse fertigzustellen, sowie das Kapitel zur theoretischen und method(olog)ischen Perspektive zu über-

arbeiten und zu ergänzen. Nach Abschluss der übrigen Kapitel sollten die Einleitung und das Fazit zu Papier gebracht werden.

2.2 Herausforderungen des Promovierens in der Frühphase der Pandemie und ihre Bearbeitung

Vor diesem Hintergrund sind die damit verbundenen Folgen der Pandemie für mich in besonderer Weise erfahrbar geworden. Da ich in der Abschlussphase an der Finalisierung der Dissertation gearbeitet habe und die Konsequenzen sich daher insbesondere auf meine Handlungsfähigkeit im Schreibprozess ausgewirkt haben, fokussiere ich nun folgende Aspekte: Inwieweit war es mir im Verlauf der Pandemie möglich, Schreibaktivitäten plangemäß umzusetzen? Was hat mir dabei geholfen, was hat mich davon abgehalten? Inwieweit hat die Pandemie meine auf das Schreiben bezogenen Wahlmöglichkeiten und Entscheidungen beeinflusst? Inwieweit waren meine Erfahrungen mit dem Verlust der Handlungskontrolle verbunden und hatten Verlaufskurvenpotenzial (zur Entfaltung von Verlaufskurvenprozessen Schütze 2016: 126f.)? Dabei greife ich Beobachtungen und Reflexionen von Fiedler und Hebecker (2009/2012) auf, die auf fundierten Erfahrungen in der Begleitung und Beratung von Promotionsstipendiat*innen der Hans-Böckler-Stiftung basieren. Daran schließe ich Gedanken über meine eigenen Erfahrungen mit der Promotion während der Pandemie an.

2.2.1 Beginn der Schreibphase

Zu Beginn meines Promotionsprojektes entschied ich mich für eine monografische Dissertation. Aus meiner Sicht lässt sich der rekonstruktive Forschungsverlauf mit seinem ständigen Oszillieren zwischen Theorie und Empirie kaum mit einer kumulativen Veröffentlichung vereinbaren. Das Verfassen einer Monografie sollte jedoch nicht erst in der finalen Phase der Promotion beginnen. Eine Problematik vieler Dissertationsprojekte sehen Fiedler und Hebecker (2012: 266) darin, dass das Schreiben der monografischen Arbeit relativ spät angegangen wird. Demnach sind viele Promovierende der irrigen Annahme, der Schreibprozess könne erst in der Abschlussphase beginnen, nachdem alle Literatur gelesen sei und alle Ergebnisse feststehen. Schreiben ist jedoch Teil des wissenschaftlichen Erkenntnisprozesses und muss daher den gesamten Promotionsprozess flankieren (Fiedler/Hebecker 2009: 6). Bezogen auf meinen eigenen Schreibprozess kann ich den Autoren nur beipflichten. Gerade während des rekonstruktiven Forschungsprozesses war es immens wichtig für mich, die method(olog)ische Perspektive meiner Studie im Verlauf des Forschungsprozesses sukzessive zu entwickeln sowie

meine Auswertungsergebnisse von Beginn an zu verschriftlichen und sie mehrfach zu überarbeiten, bis ich schließlich zentrale fallübergreifende Ergebnisse herausgearbeitet hatte. Ein verspäteter Beginn des Schreibprozess hat daher nicht zu Problemen aufgrund mangelnder zeitlicher Ressourcen geführt.

2.2.2 Zugang zu Fachliteratur

Zugleich wurde mir mit dem Beginn der Pandemie bewusst, wie sehr der fehlende Zugang zu Fachliteratur im Kontext der Abschlussphase der Promotion zur Verknappung von Zeit führen kann. Der rekonstruktive Forschungsverlauf erweist sich insgesamt als ein fortwährendes Oszillieren zwischen Theorie und Empirie (Hanses 2003: 266ff.). In der finalen Phase werden ausgewählte Ergebnisse der fallübergreifenden Analyse aufgegriffen und anhand von theoretischen Konzepten erörtert. Die theoretische Fundierung kann demnach erst in der Endphase der Studie festgelegt werden. Die einschlägige Theorieliteratur ist also der Hintergrund, vor dem der Platz und der Stellenwert des eigenen Theorieentwurfs bestimmt wird (Breuer et al. 2019: 214). Analoge Literatur ist dabei besonders bedeutsam, schließlich sind einige relevante biografietheoretische Publikationen in der Zeit zwischen 1990 und 2010 lediglich in Papierform erschienen. Während der rund zweimonatigen Bibliotheksschließungen im Zuge der Frühphase der Pandemie wurde mir jedoch der Zugang zu analogen Veröffentlichungen versperrt. Das bedeutete für mich, dass mir der Zugriff auf Publikationen, die ich für die theoretische Verdichtung meiner Forschungsergebnisse benötigte, acht Wochen lang nicht möglich war. Daher habe ich meinen Zeitplan angepasst und andere Forschungs- und Lehraktivitäten vorgezogen, was jedoch vorübergehend Lücken in der theoretischen Fundierung und in dem Diskussionskapitel erzeugte. Konfrontiert mit belastendem Kontrollverlust und der bedrückenden Ungewissheit darüber, wie lange die Bibliotheken geschlossen sein und ob das die geplante Abgabe der Dissertation verzögern würde, ging ich umso entschlossener – zeitweise auch verzweifelter – anderen Tätigkeiten nach, um wenigstens ansatzweise handlungsfähig zu sein. Schlussendlich konnte ich die Kapitel Diskussion und theoretisch-konzeptionelle Fundierung gerade noch rechtzeitig vor dem vereinbarten Starttermin für das Korrektorat fertigstellen.

2.2.3 Kontakte und Netzwerke

Es ist unabdingbar, sich einen wissenschaftlichen Austausch zum Fortgang der Forschungsarbeit mit den dafür geeigneten Personen aktiv zu organisieren, um wertvolle Rückmeldungen zu erhalten. Während der Abschlussphase

müssen die Ergebnisse des Forschungsprojektes daher auf Kongressen, Tagungen und Kolloquien sowie in Gesprächen mit den Betreuenden präsentiert und diskutiert werden (Fiedler/Hebecker 2012: 268). In diesen Kontexten erhaltenes Feedback kann überhöhte Ansprüche korrigieren. Darüber hinaus können Netzwerke auf- und ausgebaut werden, die Austausch und Unterstützung bieten. Für die Frühphase der Pandemie wurden Kongresse, Tagungen und Kolloquien zumeist als Präsenz-Formate geplant, Online-Formate waren noch weitestgehend unüblich. In der Folge wurden viele Veranstaltungen abgesagt, sodass ich in der Endphase meines Promotionsvorhabens keine Kongresse und Tagungen besuchte. Auch die Beratungsgespräche mit Betreuenden konnten nicht mehr als Face-to-face-Situation, dafür aber in Form von Telefonaten stattfinden. Einzelne Zusammenkünfte mit geringerer Teilnehmendenzahl wie Kolloquien oder Interpretationswerkstätten konnten glücklicherweise stattfinden.

2.2.4 Einsamkeit und Stille

Zugleich ermöglicht das Alleinsein mit der Arbeit ein Schreiben ohne Ablenkungen durch andere Menschen Fokus und Konzentration. Dissertationen sind individuelle Projekte, sie werden in aller Regel als Einzelarbeiten verfasst. Dabei bleibt stets ein gewisses Maß an Einsamkeit der Forschenden erhalten. Die Isolation während der Promotion „ist als ein notwendiger Schritt der persönlichen Bewährung und der individuellen Qualifikation innerhalb des Gesamtprozesses anzusehen“ (Fiedler/Hebecker 2009: 6). Hinsichtlich der Abschlussphase meines Vorhabens ließen mir die Kontaktbeschränkungen keine Möglichkeit, zwischen Gesellschaft und Einsamkeit zu wählen. Zu Beginn meiner Promotion erwartete ich noch, unter der Arbeit allein mit meiner Promotion im „stillen Kämmerlein“ zu leiden. Demgegenüber hatten Einsamkeit und Stille während des pandemiebedingten Lockdowns durchaus einen förderlichen Effekt auf meine Schreibaktivitäten. Die erzwungene Abgeschiedenheit führte dazu, dass meine Aufmerksamkeit nicht von anderen Aktivitäten oder Störungen beansprucht wurde. Daher konnte ich mich auf das Schreiben konzentrieren. Dabei hing das Ausmaß an Einsamkeit und Stille mit meiner Arbeits- und Lebenssituation zusammen. Da ich keine Care-Work-Verantwortung hatte, war mir ein Arbeiten ohne Ablenkung in dieser Hinsicht eher möglich.

2.2.5 *Perfektionismus und unrealistische Ansprüche*

Perfektionismus sowie unrealistische und daher kaum erreichbare Ansprüche an sich selbst gelten als Auslöser von Problemen in der Abschlussphase (Fiedler/Hebecker 2012: 262). Die Dissertation wird überladen mit der Erwartung, das bestmögliche Ergebnis zu erzielen, für das man an die eigenen – beispielsweise an die intellektuellen – Grenzen geht (Geuen/Henning 2021: 3). Zu begreifen, dass meine Erkenntnis endlich und die für den Abschluss der Promotion erforderlichen Ressourcen zwar verfügbar, aber begrenzt sind und planvoll genutzt werden müssen, half mir, einen guten Abschluss anzustreben und unrealistische Erwartungen an meine Leistungen einzudämmen. Diese Haltung zu meinem Forschungsprodukt behielt ich – unter erschwerten Bedingungen – auch während der Pandemie bei. Wie bereits dargestellt wurden wesentliche Ressourcen wie Fachliteratur, Zeit und soziale Beziehungen noch knapper. Daher hielt ich es für eine gelungene Lösung, meine Situation zu akzeptieren, wie sie ist, und dennoch das Bestmögliche daraus zu machen.

2.2.6 *Eigenes und bereits Erreichtes*

Darüber hinaus bedeutet der unrealistische Anspruch, das optimale Ergebnis zu erzielen, das eigene Forschungsvorhaben ständig mit anderen Promotionsprojekten zu vergleichen. Mir fiel und fällt immer wieder die Diversität von Promotionsprozessen im Bereich Soziale Arbeit auf. Die Lebens- und Arbeitsbedingungen der Promovierenden unterscheiden sich stark. Manche sind als wissenschaftliche Mitarbeiter*innen an Hochschulen tätig, während andere – so wie ich – ihre Promotion nach einer langjährigen Tätigkeit in der Praxis Sozialer Arbeit beginnen. Da jedes Dissertationsvorhaben sehr spezifisch ist, habe ich in der finalen Phase immer mehr Abstand von Vergleichen genommen und mich auf mein Projekt konzentriert. Das hat wiederum dazu geführt, dass ich meine Aufmerksamkeit auf die zentralen Forschungsergebnisse richten und sie weiter ausarbeiten konnte. Statt Details fokussierte ich das große Ganze und „verzettelte“ mich nicht. Die Pandemie und die damit verbundenen Absagen von Tagungen und Kolloquien trugen zu meiner Konzentration auf das Eigene bei.

In der Abschlussphase der Promotion angelangt zu sein, bedeutet darüber hinaus, bereits die Materialkrise und die Relevanzkrise (Fiedler/Hebecker 2009/2012) bewältigt zu haben, die ich im Folgenden skizziere: Nach der vertieften Einarbeitung in das Themengebiet des Promotionsprojekts kann es zu einer Materialkrise kommen. Promovierende sehen sich dann mit Unmengen Material in Form von Theorien, Methoden, Sekundärliteratur und Daten konfrontiert, von dem sie glauben, es verarbeiten zu müssen. Aufgrund des Informationsüberangebots erkennen sie Problemlösungen jedoch nicht. „In

der Verlaufskurve der Promotion sehen wir einen ersten tiefen Einschnitt und wie bei allen Krisenphänomenen ist diese Situation vor allem auch emotional zu verstehen“ (Fiedler/Hebecker 2009: 6). Die Relevanzkrise kann an die Materialkrise anschließen. Charakteristisch für diese Phase sind Fragen nach dem Sinn des Promovierens, die sich stellen, wenn Forschende sich mit der Diskrepanz zwischen den hohen eigenen und fremden Ansprüchen an die wissenschaftliche Güte des Promotionsprojektes und den klein erscheinenden Forschungsergebnissen befassen (ebd.). Darüber hinaus haben Promovierende am Ende des Promotionsprozesses weitere Hürden genommen, die im Forschungsprozess überwunden werden müssen. Das Erreichen der Abschlussphase der Promotion verweist demnach auf das Vorhandensein von Ressourcen, die zur Bewältigung der vorangegangenen Herausforderungen und Probleme erforderlich sind. Beispielsweise fiel es mir zu Beginn des Promotionsprozesses schwer, eine ethnografische Fremdheitshaltung einzunehmen, wie sie beispielsweise Fritz Schütze (1994) konzipiert. Daher deutete ich die autobiografischen Erzählungen der interviewten Personen vor dem Hintergrund psychiatrischer Wissensbestände. Erst durch beständige Selbstreflexion ist mir das Befremden von vermeintlich vertrauten Phänomenen gelungen. Von diesen Erfolgserlebnissen konnte ich in der Abschlussphase in der Frühphase der Pandemie mit ihren zusätzlichen Herausforderungen zehren.

2.3 Promovieren während der Pandemie als doppelte Herausforderung

Wie ich eingangs feststellte, ist der Doktorand*innenstatus generell mit prekären Merkmalen verbunden, die durch die Folgen der Coronapandemie noch zusätzlich forciert wurden und werden. Rückblickend begreife ich die Endphase der Promotion während der Pandemie als Prozess doppelter Herausforderung, der sowohl durch einen Mangel als auch einen Zugewinn an Ressourcen gekennzeichnet ist. Die Ausgangsbeschränkungen während der finalen Phase der Promotion ließen einen Bruch in meiner Alltagswelt entstehen, der meinen Erwartungsfahrplan empfindlich störte. Dieser Bruch war gekennzeichnet zum einen durch plötzliche Ressourcenverknappung und Ressourceneinschränkungen, wie mangelndem Zugang zu sozialen Kontakten und Netzwerken, sowie fehlende Verfügbarkeit von Fachliteratur, die mich meine Alltagsorganisation umplanen ließen. Zeitweilig habe ich den plötzlichen Einbruch der Pandemie in meinen Promotionsalltag als Kontrollverlust und Handlungsunfähigkeit erfahren. Versuche, meine ohnehin unsichere Situation zu kontrollieren, lassen sich durch eine akzeptierende Haltung gegenüber der Begrenztheit meiner eigenen Ressourcen und eine Fokussierung auf mein eigenes Forschungsvorhaben charakterisieren. Zum anderen habe ich die Einsamkeit und Stille des Promovierens – zugegebenermaßen erwar-

tungswidrig – nicht als belastend, sondern als Ressource erlebt, die so Willkommenes wie Ruhe in diese unsichere und unruhige Lebensphase gebracht hat.

2.4 *Hilfreiche Bewältigungsstrategien*

Welche Bewältigungsstrategien lassen sich aus den dargelegten Überlegungen ableiten? Die durch den „Lockdown“ erzwungene Isolation ermöglichte ein konzentriertes Arbeiten, sie verhinderte größtenteils aber auch Kontakte zu und den Austausch in wissenschaftlichen Netzwerken. Damit hat sie sich aus meiner Perspektive sowohl positiv als auch negativ auf meinen Promotionsprozess ausgewirkt. Aus dieser Ambiguität lässt sich die Bewältigungsmöglichkeit ableiten, das Ungleichgewicht zwischen Begegnung einerseits und Einsamkeit andererseits soweit möglich auszubalancieren, um nicht in das eine oder das andere Extrem zu „kippen“. Damit ein Gleichgewicht zwischen sozialer Einbindung und Einsamkeit als stabilisierende Ressource nutzbar wird, müssen angesichts der aktuell andauernden Pandemie Gelegenheiten für digitale Zusammenkünfte geschaffen werden. Dies wird mittlerweile durch Videokonferenzen ermöglicht, wenn auch vielfältige Argumente für Präsenz-Treffen sprechen (Rumpf et al. 2021).

Dieser Aspekt lässt sich mit der Bewältigung von hohen, unrealistischen Ambitionen verknüpfen. Ein Gleichgewicht von Einsamkeit und sozialer Einbindung erscheint ebenso hilfreich, um wertvolle Rückmeldungen durch den wissenschaftlichen Austausch zu organisieren, und sich dabei aber auch auf das Eigene zu konzentrieren. So lassen sich Perfektionismus sowie unrealistische und demzufolge kaum erreichbare Ansprüche an sich selbst und die eigenen Leistungen als Auslöser von Problemen in der finalen Phase der Promotion durch Distanzieren von Vergleichen mit anderen Promotionsprojekten und vor allem durch ein Fokussieren des Eigenen eindämmen.

Nicht zuletzt sollte die Bedeutsamkeit eines verbesserten Zugangs zu analogen Publikationen deutlich geworden sein. Zwar ist eine Vielzahl an neueren wissenschaftlichen Veröffentlichungen bereits in digitaler Form in Bibliotheken erhältlich. Dabei handelt es sich jedoch in aller Regel um neuere Publikationen, die bereits vor der Pandemie als E-Books und E-Journals verfügbar waren. Damit (Promotions-)Forschende in ähnlichen Situationen zukünftig handlungsfähig sind, empfiehlt es sich daher, digitale Angebote auch für analoge Veröffentlichungen auszubauen, indem Bibliotheken Zugriff auf diese Ressourcen auch von zuhause ermöglichen.

3 Fazit

Wie also sind jetzt die Folgen der Pandemie und die damit verbundenen Herausforderungen in einer ganzheitlichen Betrachtung auf den Promotionsprozess zusammenfassend zu betrachten? Die im Beitrag fokussierten Prozessmomente im Rahmen der Erhebungsphase und am Ende einer Promotion geben mannigfaltige Eindrücke darüber, wie die Pandemie und ihre Folgen, neben den Autor*innen als handelnde Akteure dieser Lebenswelt, eine solche Qualifizierungsphase durch positive wie auch negative Herausforderungen mitgestaltet.

Mit Blick auf die Erfüllung der methodischen Aspekte der *Alltagsweltlichkeit, der Vertrautheit und der sprachlich-interaktionalen Erfordernisse zur Erzählanregung* (Abschn. 1.1.1–1.1.3) kann festgestellt werden, dass eine Vielzahl der ausgeführten Facetten auch über eine digitale Erhebung zu gewährleisten sind bzw. auf einige Herausforderungen auch digital eingewirkt werden kann. Aus der beschriebenen Forschungshaltung heraus wäre auch im weiteren Verlauf ein face-to-face Interview vorzuzuziehen, sofern dies nicht durch soziale Restriktionen verhindert wird. Mit Blick auf die eingesetzten Forschungsmethoden in der Studie und die forschungsethischen Gesichtspunkte kann aktuell der kritisch bedachte Aspekt zum Umgang mit möglichen Krisen und dem grundsätzlichen Stellenwert von ganzheitlicher sozialer Interaktion während der Erhebungssituation nicht zufriedenstellend geklärt werden. Zudem bestehen viele vermeidbare Risiken, welche die sprachliche Qualität der gewonnenen Primärdaten und somit auch die Auswertungsarbeit beeinträchtigen könnten. Gleichwohl wurde der Mehrwert für Forschungsteilnehmende im Bereich der Alltagsweltlichkeit und der Vertrautheit deutlich, weshalb die Option, die digitale Erhebung als mögliche Alternative anzusehen, insbesondere um Forschungsteilnehmende nicht auszuschließen, perspektivisch mit aufgenommen. Ein digital durchgeführtes Interview wird möglich, wenn die bisher nicht geklärten forschungsethischen Aspekte und Fragen des Datenschutzes und -managements (DGSA 2020: 6) geprüft und angepasst sind. Gleichzeitig können die bisher theoretischen Annahmen einer digitalen Forschungspraxis empirisch untersucht werden. Der Beitrag zeigt, dass die Coronapandemie und ihre Herausforderungen den rekonstruktiven Forschungsprozess in einer Art und Weise herausfordern, welche nicht vorhersehbare Umwege und auch negative Anstrengungen im Forschungsalltag mit sich bringen. Durch eine Überprüfung und ggf. erforderliche Anpassung des Forschungsdesigns in Bezug auf die pandemische Alltagsrealität wird die Befähigung zum eigenen forscherischen Handeln bestärkt und wichtige Kompetenzen wie z.B. die Flexibilität und die Ambiguitätstoleranz gefördert. Es erfolgte eine neue, ohne den anhaltenden pandemischen Zustand nicht dagewesene Auseinandersetzung zur methodischen Umsetzbarkeit der Erhe-

bungsmethode sowie den damit zusammenhängenden forschungsethischen Prinzipien. Darüber konnte ein Weg guter wissenschaftlicher Praxis für die Studie geplant und umgesetzt werden, um auch face-to-face Interviews pandemiesensibel durchzuführen. Forscherische Handlungsfähigkeit konnte somit in einem scheinbar stillstehenden Erhebungsprozess wiedergewonnen werden.

Die Überlegungen zur finalen Phase aufgreifend lässt sich abschließend feststellen, dass der ohnehin prekäre Promovierendenstatus durch die Folgen der Coronapandemie noch problematischer geworden ist. Daran anschließend lässt sich die finale Promotionsphase während der Pandemie als einen Prozess doppelter Herausforderung verstehen, der ein beträchtliches Krisenpotential besitzt und dazu führen kann, dass Promovierende ihre Dissertation durch zusätzlichen Zeit- und Kraftaufwand verzögert oder gar nicht fertigstellen. Anhand der Reflexionen zur Abschlussphase sollte dennoch deutlich geworden sein, dass mit dem Promovieren unter pandemischen Bedingungen nicht nur ein Mangel, sondern auch ein Zugewinn an Ressourcen verknüpft ist, die für eine produktive Bewältigung dieses Erkenntnis- und persönlichen Entwicklungsprozesses fruchtbar gemacht werden können. Des Weiteren kann festgehalten werden, dass die beschriebenen pandemiebedingten Hindernisse und Krisenpotenziale als spezifisch für viele rekonstruktiv forschende und monografisch publizierende Promovierende gelten können. Gleiches gilt auch für erwähnten Bewältigungsmöglichkeiten. Beispielsweise geht es während der finalen Phase der Promotion während Covid-19 darum, ein noch stärker als sonst zutage tretende Ungleichgewicht zwischen Begegnung einerseits und Einsamkeit andererseits zu harmonisieren. Die aus den reflektierten Erfahrungen abgeleiteten Bewältigungsstrategien können helfen, produktiv weiterzuarbeiten und den Promotionsprozess erfolgreich abzuschließen

Literaturverzeichnis

Berger, Peter L./Luckmann, Thomas (2021): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. 28. Aufl. Frankfurt am Main: Fischer Verlag.

Bundesministerium für Gesundheit (BMG) (2017): Drogen- und Suchtbericht 2017. Drogenbeauftragte der Bundesregierung (Hrsg.). https://www.drogenbeauftragte.de/fileadmin/dateien-dba/Drogenbeauftragte/4_Presse/1_Pressemitteilungen/2017/2017_III_Quartal/170807_BMG_Drogenbericht_2017_online_RZ.pdf [Zugriff: 26.11.2021].

Breuer, Franz/Muckel, Petra/Dieris, Barbara (2018): Der Werkzeugkasten der Reflexiven Grounded Theory. In: Breuer, Franz/Muckel, Petra/Dieris, Barbara (Hrsg.): Reflexive Grounded Theory. Wiesbaden: Springer VS, S. 129–352.

Deutsche Gesellschaft für Soziale Arbeit (DGSA) (Hrsg.) (2020): Forschungsethische Prinzipien und wissenschaftliche Standards für Forschung der Soziale Arbeit.

Forschungsethikkodex der DGSA. https://www.dgsa.de/forschungsethik/forschungsethikkodex/ [Zugriff: 17.02.2022].
Fiedler, Werner/Hebecker, Eike (2009): Promotionskrisen und ihre Bewältigung. Höhen und Tiefen auf dem Weg zur Dissertation. In: JUS Magazin 49, 1, S. 5-9.
Fiedler, Werner/Hebecker, Eike (2012): Promotionskrisen und ihre Bewältigung. In: Günauer, Franziska/Krüger, Anne K./Moes, Johannes/Steidten, Torsten (Hrsg.): GEW-Handbuch Promovieren mit Perspektiven. Ein Ratgeber von und für DoktorandInnen. Bielefeld: W. Bertelsmann, S. 257–272.
Garz, Detlef/Raven, Uwe (2015): Theorie der Lebenspraxis. Einführung in das Werk Ulrich Oevermanns. Wiesbaden: Springer VS.
Geuen, Vanessa/Henning, Ute (2021): Schreibcoaching als Begleitinstrument im Promotionsprozess – Konzeptualisierung eines komplexen Interventionsformats. In: Coaching | Theorie & Praxis 7, 7, S. 143-152.
Ghanem, Christian/Pankofer, Sabine (2017): Crisis! What Crisis? In: Ehlert, Gudrun/Gahleitner, Silke B./Köttig, Michaela/Sauer, Stefanie/Riemann, Gerhard/Schmitt, Rudolf/Völter, Bettina (Hrsg.): Forschen und Promovieren in der Sozialen Arbeit. Opladen: Budrich, S. 175–186.
Glaser, Barney Galland/Strauss, Anselm Leonard (2010): Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung. 3., unveränd. Aufl. Bern: Huber.
Gunzenhäuser, Randi/Haas, Erika (2019): Promovieren mit Plan. Ihr individueller Weg: von der Themensuche zum Doktortitel. 4. überarbeitete und aktualisierte Aufl. Opladen: Budrich.
Habermann-Horstmeier, Lotte/Lipke, Sonia (2021): Grundlagen, Strategien und Ansätze der Gesundheitsförderung. In: Tiemann, Michael/Mohokum, Melvin (Hrsg.): Prävention und Gesundheitsförderung. Berlin: Springer Verlag, S. 49-76.
Hanses, Andreas (2003): Angewandte Biografieforschung in der Sozialen Arbeit. Erörterungen zu „Abkürzungsverfahren“ biographischer Analysen in praxisorientierter Forschung. In: Otto, Hans-Uwe (Hrsg.): Empirische Forschung und Soziale Arbeit. Ein Lehr- und Arbeitsbuch. Neuwied, München: Luchterhand/Reinhardt, S. 259–277.
Infektionsschutz (2021): Aktuellen Fassung der geltenden Maßnahmen zur Vermeidung von Corona-Infektionen, entlang der Empfehlungen der (BZgA) Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung und des (RKI) Robert Koch Instituts. https://www.infektionsschutz.de/fileadmin/infektionsschutz.de/Downloads/Merkblaetter/Acht_Empfehlungen/Infografik_8_Empfehlungen_01.pdf [Zugriff: 12.11.2021].
Küster, Ivonne (2009): Narrative Interviews. Grundlagen und Anwendung. 2. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
Loch, Ulrike (2008): Spuren von Traumatisierung in narrativen Interviews (20 Absätze). Forum Qualitative Sozialforschung/Forum. Qualitative Social Research 9, 1, Art. 54. http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/320/701 [Zugriff: 29.11.2021].
Müller, Wolfgang (2019): Techniken (eine exemplarische Auswahl). Fragen, Nachfragen, zuhören. In: Kreft, Dieter/Müller, Wolfgang C. (Hrsg.): Methodenlehre in der Sozialen Arbeit. 3. Aufl. Opladen/Toronto: Barbara Budrich Verlag.
Oevermann, Ulrich (1993): Die objektive Hermeneutik als unverzichtbare methodologische Grundlage für die Analyse von Subjektivität. Zugleich eine Kritik der Tie-

fenhermeneutik. In: Jung, Thomas/Müller-Doohm, Stefan (Hrsg.): Wirklichkeit‘ im Deutungsprozess. Verstehen in den Kultur- und Sozialwissenschaften. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 106–189.

Oevermann, Ulrich (1996): Konzeptualisierung von Anwendungsmöglichkeiten und praktischen Arbeitsfeldern der objektiven Hermeneutik. (Manifest der objektiv hermeneutischen Sozialforschung). Frankfurt am Main: Goethe Universität.

Riemann, Gerhard (1987): Das Fremdwerden der eigenen Biographie: narrative Interviews mit psychiatrischen Patienten. (Übergänge: Texte und Studien zu Handlung, Sprache und Lebenswelt, 19). München: Fink. https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-10330 [Zugriff: 29.11.2021].

Rumpf, Hans-Jürgen/Bühringer, Gerhard/Mühlig, Stephan (2021): Online-Konferenzen, Zoom-Fatigue und virtuelle Kongresse – Kommunikation in der Pandemie. In: SUCHT 67, 3, S. 117–120.

Schörmann, Christin (2021): Trauma und biografische Arbeit: Eine biografieanalytische Studie anhand erzählter Lebensgeschichten komplex traumatisierter Erwachsener. Wiesbaden: Springer VS (Sozialwissenschaftliche Gesundheitsforschung).

Schütz, Alfred (2016). Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie. 7. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.

Schütz, Alfred/Luckmann, Thomas (2017): Strukturen der Lebenswelt. 2. Aufl. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft mbH.

Schütze, Fritz (1977): Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsstudien: dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen. In: Arbeitsberichte und Forschungsmaterialien. Ausg. 1. Bielefeld: Universität Bielefeld – Fakultät Soziologie.

Schütze, Fritz (1981): Prozessstrukturen des Lebenslaufs (Anhang 130). In: Matthes, Joachim/Pfeifenberger, Arno/Stosberg, Manfred (Hrsg.). Biopraphie in handlungswissenschaftlicher Perspektive. Kolloquium am Sozialwissenschaftlichen Forschungszentrum der Universität Erlangen. Nürnberg: Verlag der Nürnbergischen Forschungsvereinigung e.V. Nürnberg, S.67–156.

Schütze, Fritz (1983): Biographieforschung und narratives Interview. Neue Praxis 13, 3, S. 283–293.

Schütze, Fritz (1984): Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens. In: M. Kohli, & G. Robert (Hrsg.): Biographie und Soziale Wirklichkeit: neue Beiträge und Forschungsperspektiven. Stuttgart: Metzler, S. 78–117. https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-53097 [Zugriff: 29.11.2021].

Schütze, Fritz (1987): Das narrative Interview in Interaktionsfeldstudien: erzähltheoretische Grundlagen. In: Studienbrief der Fernuniversität Hagen. Hagen.

Schütze, Fritz (1994): Ethnographie und sozialwissenschaftliche Methoden der Feldforschung: eine mögliche methodische Orientierung in der Ausbildung und Praxis der Sozialen Arbeit? In: Groddeck, Norbert/Schumann, Michael (Hrsg.): Modernisierung sozialer Arbeit durch Methodenentwicklung und -reflexion. Freiburg im Breisgau: Lambertus, S. 189-297.

Schütze, Fritz (2016): Sozialwissenschaftliche Prozessanalyse. Grundlagen der qualitativen Sozialforschung. In: Fiedler, Werner/Krüger, Hans-Hermann (Hrsg.). Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich GmbH.

Self, Becky (2021): Conducting interviews during the COVID-19 pandemic and beyond [33 paragraphs]. Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research 22, 3, Art. 15, http://dx.doi.org/10.17169/fqs-22.3.3741 [Zugriff: 29.11.2021].

Wergen, Jutta (2015): Promotionsplanung und Exposee. Die ersten Schritte auf dem Weg zur Dissertation. 2. Aufl. Opladen: Budrich.

Zobel, Martin (2017): Kinder aus alkoholbelasteten Familien – Entwicklungsrisiken und Chancen. Göttingen: Horgrefe Verlag.

Epilog. Erkenntnisse und Perspektiven für gesellschaftlich wahrgenommene Ausnahmesituationen

Nina Erdmann, Sylke Bartmann, Meike Haefker, Christin Schörmann und Claudia Streblow-Poser

Die Pandemie ist als Krise ohne Vergleich bezeichnet worden, da sie auf Alltagshandeln von Menschen weltweit zur gleichen Zeit Einfluss genommen hat (Schörmann et al. in diesem Band). Soziale Arbeit als eine Profession, die bei der Bearbeitung und Bewältigung von Krisen helfen will, befindet sich nun selbst inmitten einer gesellschaftlichen Krise (vgl. u. a. Aghamiri et al. 2021). Dazu ist insbesondere auf die synchrone Bearbeitung und Beforschung der Situation verwiesen worden, die Soziale Arbeit mit anderen Disziplinen teilt. Diese Synchronizität der professionellen Bearbeitung der Krise bei gleichzeitiger Beforschung der Situation spiegelt sich auch in den Beiträgen des Bandes wider. Die Synchronizität für Soziale Arbeit lässt sich mithin als dreifache fassen: Studieren und Qualifizieren für die Soziale Arbeit, professionelle Bearbeitung sowie Beforschung der Bearbeitung und des Erlebens der Pandemie fanden und finden parallel statt. Die Beiträge reflektieren diese dreifache Synchronizität und werden in ihren Erkenntnissen im Folgenden zusammengeführt und diskutiert. Linien der Erkenntnis in den Beiträgen umrahmen methodologisch-methodische Fragen, die Frage des Zugriffs auf Ausnahmezustände, veränderte Handlungspraxen Sozialer Arbeit sowie die Folgen für Studieren und Qualifizieren im rekonstruktiven Paradigma unter Pandemiebedingungen. Abschließend wagen wir einen Blick auf Perspektiven für künftige Ausnahmesituationen.

1 Potenziale rekonstruktiver Forschung Sozialer Arbeit in Ausnahmesituationen

In den Auseinandersetzungen zu Forschungsethik und Forschung in Drittmittelprojekten von *Ursula Unterkofler, Julia Franz und Michael May* wird der Umgang mit Forschungsrationalitäten unter Projektperspektiven aus drei unterschiedlichen Blickwinkeln offengelegt. Erstens: Die kreativen Lösungen konterkarieren die Projektzwänge, ohne diese zu verschleiern und öffnen den

Blick für forschungsethische Überlegungen. Zweitens: Datengewinnung in der Pandemie hat Facetten hinzugewonnen, die wir bisher nur als Ausnahme kannten. Drittens: Auch Fragen der Forschungsethik sind in der Sozialen Arbeit prominenter diskutiert worden, als dies ohne Pandemie der Fall gewesen wäre. Für künftige Forschungsprojekte bieten diese Erkenntnisse Impulse weiterzudenken, wie veränderte und sich verändernde Alltagspraxis für die Empirie anregend sein kann. Negativ wirkenden Ereignissen nicht ausgesetzt zu sein, sondern reflexive Distanz einnehmen zu können, wurde deutlich gemacht.

Insbesondere wurde hier sichtbar, dass es sich um partizipativ angelegte Forschung handelt. Die gemeinsame Betroffenheit aller Projektbeteiligten von pandemisch bedingten Veränderungen führte vor Augen, welche Potenziale partizipative Forschung jenseits des „eigentlichen“ Forschungsgegenstands bietet. Die Perspektive rekonstruktiver Forschung hat sich unter Pandemiebedingungen als begünstigend erwiesen, partizipative Forschung noch einmal breiter als gemeinsame Angelegenheit auch jenseits der Forschung emanzipatorisch zu denken.

In diese Richtung weisen auch die Erkenntnisse von *Matthias Otten*. Die Bedeutsamkeit rekonstruktiver Forschung wurde laut Otten durch die Pandemie gestärkt, da der „Alltag“ und die konkreten Alltagspraxen aller unmittelbar betroffen sind. Dies hält er im Rückgriff auf Ernst-Heidenreich (2019) für eine Schlussfolgerung, der mehr Raum gegeben werden dürfte:

> „Wenn also der gelebte Alltag die zentrale Sinnprovinz für Fragen der rekonstruktiven Forschung ist, dann scheint es mir plausibel zu fragen, inwieweit und in welcher Weise die Pandemie dazu beiträgt, die Lebensverhältnisse vieler Menschen auf der Achse Alltäglichkeit und Nichtalltäglichkeit erheblich in Bewegung zu bringen oder gar dauerhaft zu verschieben“ (Otten 2022, 37 in diesem Band).

Matthias Otten lädt vor diesem Hintergrund dazu ein, die Spannung rekonstruktiver Forschung stärker als bisher als besonderen Gewinn zu betrachten. Die Spannung entsteht durch das Nicht-produzieren-Wollen schneller Forschungsergebnisse, so dass die Auseinandersetzung mit dem Kontingenten durch die Pandemie besonders wertvoll erscheint. Soziale Arbeit könnte in Auseinandersetzungen mit künftigen Ausnahmesituationen, mit denen sie konfrontiert ist und in denen sie eo ipso beteiligt sein wird, von dieser Perspektive profitieren. Der Blick auf das Bewältigen von Ausnahmesituationen wird damit in differenzierter Weise möglich, ohne Bewältigungsformen vorschnell zu problematisieren.

Diese gemeinsame Betroffenheit und die Folgen für das Forschungshandeln durchziehen auch die Erkenntnisse von *Cosimo Mangione.* Durch seinen Beitrag zum Forschungshandeln in einem Erdbebengebiet gerät der Blick auf eine andere Form einer Katastrophe als die einer Pandemie, welche zu krisenhaftem Alltagserleben führen kann. Entsprechend wird die Aufmerksamkeit auf Vergleichsmomente gelenkt, die den Krisenbegriff und -diskurs er-

weitern. Mit dem Fokus auf die Entstehung kollektiven Erlebens können Momente identifiziert werden, die den Forschungsprozess maßgeblich beeinflussen, da Forschende und Forschungsteilnehmende sich gleichermaßen als von den Ereignissen Betroffene begreifen. Seine Erkenntnisse zu Forschungsparadoxien verweisen auf die Notwendigkeit permanenter Reflexion im Forschungsprozess unter Ausnahmebedingungen. Durch die dargestellte Aufmerksamkeit auf die Paradoxien stehen spezifische Momente in Zeiten von Katastrophen und Ausnahmesituationen im Mittelpunkt. Und zwar die Entstehung kollektiven Erlebens im Forschungsfeld, in denen Forschende wie auch Forschungsteilnehmende sich in unterschiedlichen Rollen zu ähnlichen Erfahrungsmomenten des Erdbebenerlebens identifizieren und begreifen. Neben der benannten Notwendigkeit zur kontinuierlichen Reflexion von Paradoxien durch Ausnahmebedingungen im Forschungsprozess, laden die Überlegungen gleichzeitig zu einem Nachdenken ein, inwieweit Paradoxien im Forschungshandeln in Ausnahmesituationen auch eine erkenntnishemmende Kraft entfalten.

Forschende wie auch Forschungsteilnehmende waren Teil derselben pandemischen Alltagsrealität, wodurch die Forschungsteilnehmenden durch die Erfahrungen mit ihrem Geworden sein bereits Erfahrungsaufschichtungen im Forschungshandeln unter Katastrophenbedingungen gemacht haben. Interessant hierbei sind die von Mangione akzentuierten inkommensurablen und geschlossenen Wirklichkeitsbereiche. Diese sind von unterschiedlichen Erkenntnis- und Kommunikationsprinzipien gesteuert und erscheinen dadurch in ihrer Gestalt kommensurabler, da sich die Alltagswelten von Naturkatastrophen wie die der einer Pandemie und eines Erdbebens in vielen Aspekten eines Katastrophencharakters ähneln und Erfahrungswelten miteinander verbinden. Dadurch würde nicht nur den Überlegungen Mangiones zu einer intensivierteren Reflexion Folge geleistet werden können. Aus forschungsethischer Perspektive kann darüber diskutiert werden, ob und wieviel Verschmelzung von Alltagsweltlichkeit mit dem Forschungsprozess bei gleichzeitiger Rollenvervielfältigung der Forschungsteilnehmenden möglich und sinnvoll ist. Demzufolge kann der Frage nachgegangen werden, ob neben einer kritisch-transformativen Praxis insbesondere auch der forschungsethischen Praxis im Rahmen von Ausnahmesituationen – hier am Beispiel einer Pandemie – eine zentrale Position zugesprochen werden sollte, um den Schutz aller Beteiligten im Forschungsprozess zu gewährleisten.

Das Aufeinandertreffen erlebter existenzieller Bedrohlichkeiten auf der einen Seite und die Rolle von Forschung in diesem Szenario auf der anderen Seite wird ebenfalls virulent in den Beiträgen von Otten und May, Unterkofler und Franz. Beispielsweise werden durch die Pandemie die prekären Seiten von Studienbedingungen, Rahmenbedingungen von Drittmittelprojekten und Arbeitsbedingungen Sozialer Arbeit verstärkt, wodurch individuelle Existenzängste z.B. vor Arbeitslosigkeit und den damit verbundenen Folgen

gefördert werden. Rekonstruktive Sozialforschungspraxis wird so auch als privilegiertes soziales Handeln sichtbar, das Bedingungen relativer sozialer Ruhe und Ordnung voraussetzt oder verinselte Formen der Bedrohung in den Blick nimmt. Kollektive existenzielle Bedrohungen stellen Forschungshandeln vor Herausforderungen, die neue Reflexionsnotwendigkeiten und ethische Fragen mit sich bringen. Die Erkenntnisse der Autor*innen weisen hier in eine Richtung, in der weitere Perspektiven ihrer Bearbeitung harren. Soziale Arbeit in ihrer dreifachen Synchronizität der Beforschung, Bewältigung und Bearbeitung von Ausnahmesituationen in Gesellschaft könnte hier gleichermaßen im Vorteil wie auch im Nachteil sein. Im Vorteil, da sie Bildung und Bewältigung in Sozialität im Blick hat und sich nicht auf die Position einer erkenntnisgenerierenden Wissenschaft zurückzieht. Im Nachteil, da die Bearbeitung von Bewältigungserfordernissen oder die Schaffung von Bildungsgelegenheiten häufig unter eher prekären Bedingungen für die in den Feldern tätigen Praktiker*innen erfolgt. Es ist nicht damit zu rechnen, dass sich die kritikwürdigen Beschäftigungsbedingungen für die beruflich in der Sozialen Arbeit Tätigen künftig verbessern. Zumal sich eine Situation abzeichnet, in der sich Gesellschaften und mithin Soziale Arbeit im dauerhaften Ausnahmezustand befinden, sodass neue Regulations-Erfordernisse entstehen. Rekonstruktive Soziale Arbeit und damit verbundene Forschung, die Handlungsplanung und -praxis des Subjekts fokussiert, könnte durch ein Mehr an wissenschaftlichen Erkenntnissen zu Berufsgruppen Sozialer Arbeit einen Beitrag leisten: gerade dann, wenn deren Handeln in Ausnahmesituationen stärker in den Blick genommen und vor dem Hintergrund fragwürdiger Bedingungen reflektiert wird. Möglicherweise bedeutet dies für Rekonstruktive Soziale Arbeit eine stärkere Auseinandersetzung mit den Strukturbedingungen des Handelns der beruflich Tätigen Sozialer Arbeit. Die Problematisierung der Arbeitsbedingungen in der Pflege ist in der Pandemie häufiger thematisiert worden. Mehr Aufmerksamkeit für die Berufsgruppe der Sozialpädagog*innen und Sozialarbeiter*innen in Verbindung mit partizipativen Ansätzen der Forschung wäre wünschenswert, um zukünftige Ausnahmesituationen nicht nur mit politischen Forderungen, sondern mit Erkenntnissen der Forschung unterlegen zu können. Aus Perspektive des Netzwerks könnte das bedeuten, Forschung stärker als bisher als Berufsgruppenforschung zu rahmen (vgl. bspw. Meyer/Schütz 2021; Erdmann/Sellmaier 2021). Für die Kooperation mit Praxis könnte es bedeuten, die Bedingungen des Handelns in den einzelnen Feldern Sozialer Arbeit konsequenter in den Blick zu nehmen. Die *Entwicklung beruflicher Praxis*, die auch programmatisch für das Netzwerk ist, würde unter dieser Perspektive stärker mit den Bedingungen des Feldes in den Mittelpunkt unserer Forschungen rücken können und neue Perspektiven für Kooperationen bieten.

2 Rekonstruktive Soziale Arbeit und ihre Potenziale

2.1 Studium und Lehre

Lehrveranstaltungen für den Bereich der Forschung und insbesondere Forschungswerkstätten änderten sich im Studium unter den pandemischen Bedingungen grundlegend und zogen entsprechende Aufmerksamkeiten nach sich. Dies betraf Forschungskontexte im Studium und Qualifikationsphasen nachhaltig und gilt im Besonderen für die Rekonstruktive Forschung, da sie besondere Räume für die Entwicklung reflexiver Performanz (Völter/Reichmann 2017) öffnet. Rekonstruktive Soziale Arbeit profitiert von der dem rekonstruktiven Stil innewohnenden Verlangsamung in Forschungsprozessen, die alle Beteiligten veranlasst, sich intensiv mit zugrundeliegenden Datenmaterialien zu beschäftigen. Die Formen der Datengewinnung, die Verschriftlichungspraxen sowie die methodologischen und methodischen Setzungen begünstigen eine Entwicklung von Reflexivität für Handeln in der Praxis. Diese Entwicklung war in der langen Phase des Online-Studiums schwierigeren Bedingungen unterworfen, als modular organisiertes Studieren ohnehin schon für diese Entwicklungsprozesse bereitstellt. Studentisches Leben und Studieren war besonderen Belastungen ausgesetzt und machte neue Bewältigungsformen sichtbar. Im Beitrag von *Lisa Habelt, Marissa Herzog, Marina Morozov, Frank Sowa und Astrid Wiesneth-Astner* zeigen sich die veränderten Alltagspraktiken des Studierens, die in je unterschiedlichen Lebenssituationen und Lebensphasen Studierender heterogen sichtbar wurden. Durch den Einsatz von Tagebüchern entsteht ein dichter Zugang zum studentischen Erleben der ersten Pandemiephase und der damit einhergehenden Verunsicherungen auf allen Ebenen. Damit wird in diesem Beitrag in eindrucksvoller Weise gezeigt, wie Studierende in der Frühphase der Pandemie agierten, um ihre Handlungsfähigkeit im studentischen Alltag zurückzugewinnen, bei gleichzeitiger methodischer Reflexion dieses Prozesses für die eigene Professionalisierungsentwicklung. Der Beitrag zeigt ausdrücklich, wie auf Seiten der/von Lehrenden eine Perspektive zur Krisenbewältigung plötzlich prekärer Studienbedingungen angeboten werden kann, bei der neben der Studienleistung auch ein Kommunikationsangebot für die Studierenden offeriert wird. Diese Option ermöglichte in der Ausnahmesituation darüber hinaus die Interaktion zwischen Lehrenden und Studierenden sowie die damit verbundene Lehr-Lern-Beziehung aufrechtzuerhalten.

2.2 *Qualifikationsprojekte*

Verstehen in seinen unterschiedlichen Facetten ist immer auch ein Bestandteil von Qualifikationsprojekten, die sich in besonderer Weise herausfordernd in formalen Bildungsprozessen zeigen. Diese Herausforderungen sind durch die Pandemie thematisch angeregt und in ihrem prozessualen Fortgang verändert worden. *Annemarie Müller* nimmt die journalistische Berichterstattung in der Pandemie als Forschungsgegenstand ihrer Masterarbeit und ermöglicht dadurch einen Blick auf die semantischen Rahmungen der pandemischen Lage. Ihre Betrachtungen des Krisenbegriffs als Metapher zeigen, dass diese nicht nur eine Einordnung und Konturierung eines Geschehens ermöglichen, sondern auch Korridore für das Handeln bzw. die Legitimation des Handelns bahnen. Diese Erkenntnis ermöglicht einen weiteren Zugang zur Betrachtung von Situationen, die als problematisch gelten, besondere Maßnahmen erfordern oder Alltägliches außer Kraft setzen. In Müllers Beitrag findet durch die rekonstruktive Analyse der medialen Berichterstattung eine Auseinandersetzung mit der alltäglichen Sinnstruktur der Pandemie statt. Die Nähe zur alltäglichen Erfahrbarkeit der Sinndeutungen in der Tagesschau lädt dazu ein, die eigene sowie die professionelle Situationsdeutung der Pandemie und die sich daraus ergebenden sprachlichen Ausdrucksweisen zu reflektieren, getragen von fragenden Gedanken, wie z.B. welche Anteile der sprachlich hervorgebrachten Deutung Einfluss auf kollektive Wahrnehmungen der Krise haben oder welche Anteile individueller und professioneller Sinndeutungen von der medialen Darstellung beeinflusst werden.

Promotionsphasen wurden in besonderer Weise durch die Pandemie beeinflusst. Als zeitsensible Qualifikationsphase sind sie häufig einer besonderen Strukturierung durch Finanzierungs- und Vertragslogiken des Wissenschaftssystems unterworfen. Dabei ist von besonderem Reiz, die Unterschiedlichkeit der Phasen des Promotionsprozesses und ihrer Herausforderungen in einer Zusammenführung zu erkennen. Promotionsprozesse sind in der Pandemie in ihrer Unsicherheit zusätzlich verstärkt worden, Detailfragen der Erhebung und Fragen des Zugangs zu notwendigen Ressourcen haben sich noch deutlicher gezeigt. Im Beitrag von *Meike Haefker* und *Christin Schörmann* zeigt sich, wie ein produktiver Umgang mit forschungsethischen Herausforderungen der Erhebung narrativer Interviews aussehen kann und wie die Unsicherheit der Abschlussphase schöpferisch gewendet werden konnte.

Die produktive Bewältigung einer Anfangs- und Endphase der Promotion in der Pandemiephase zeigt im Vergleich jedoch gleichzeitig deren Mühen. Der Beitrag der Autor*innen bietet einen differenzierten Zugang zu Lebens- und Arbeitsbedingungen in rekonstruktiven Promotionsprozessen. Gleichzeitig ermöglicht er durch seine Offenheit zum einen die Entwicklung von Perspektiven der Reflexion zu anderen möglichen Bedingungen in Qualifika-

tionsprozessen. Zum anderen wird durch den Blick hinter die Kulissen das jeweils individuelle Erleben einer Krise im Promotionsprozess nachgezeichnet. Die beiden Autorinnen offenbaren etwas von ihren Forschungsrealitäten in der Promotion und laden durch ihren Beitrag ein, eigene und andere Forschungsrealitäten kontrastierend zu betrachten.

2.3 Blick in die pandemisch veränderte Praxis Sozialer Arbeit

Neben der Erkenntnisreichweite rekonstruktiver Forschung für komplexe Gegenstände ist es für das Studium Sozialer Arbeit insbesondere das rekonstruktive Denken, der Zugang zur Entwicklung von „Verstehen", welches Soziale Arbeit als eine Profession braucht, die wesentlich mit Interaktionskontexten zwischen Subjekten in und jenseits Organisationen Sozialer Arbeit befasst ist. Verstehen wurde bereits verschiedentlich als „Schlüsselaufgabe" Sozialer Arbeit betrachtet (u.a. Miethe et al. 2007; Niemeyer 2015; Völter/Reichmann 2017; Wesenberg et al. 2018; Hollenstein/Kunz 2019). Maja Heiner hat die Frage nach „diagnostischem Fallverstehen" als Zukunfts- und Schlüsselfrage für die Entwicklung der Profession bezeichnet (Heiner 2018: 252). In der Frühphase der Pandemie wurde diese „Schlüsselaufgabe" durch die Konsequenzen des Umgangs mit COVID-19 verstärkt. Soziale Arbeit war in den unterschiedlichen Handlungsfeldern mit den Logiken unterschiedlicher gesellschaftlicher Funktionsbereiche in der Pandemiebearbeitung konfrontiert. Interaktive Gewohnheiten wurden fragil, ein unmittelbares Verstehen war nicht mehr fraglos gegeben. Dadurch kam es in Handlungsfeldern der Sozialer Arbeit auf Seiten der Nutzer*innen von Angeboten sowie auf Seiten der Beschäftigten zu zusätzlichen Herausforderungen, für die es interaktive Lösungsansätze und neue Formen der Habitualisierung zu finden galt.

Vor diesem Hintergrund lieferte der Beitrag von *Milena Welt, Nadine Woitzik und Michaela Köttig* Ergebnisse aus einem Lehrforschungsprojekt, die auf die Frage nach der Herstellung von Handlungssicherheit der Berufsgruppe in der Pandemiefrühphase erste Antworten geben. Die Autor*innen rekonstruierten auf der Grundlage von Interviews in ihrem Beitrag, wie sich unter den katastrophischen Bedingungen neue Handlungsmuster der Professionellen entwickeln und wie sie begründet werden. Für zwei verschiedene Handlungsfelder arbeiten sie heraus, wie die Suche nach Handlungssicherheit in der niedrigschwelligen Drogenhilfe und der kirchlichen Bildungsarbeit in der Frühphase der Pandemie zentrales Moment der Auseinandersetzung aller Fachkräfte wird. Zentral ist dabei die Erkenntnis, dass dies in den zwei Handlungsfeldern auf sehr unterschiedliche Weise kommunikativ realisiert wurde. *Social Distancing* sowie das Umsetzen von Hygienemaßnahmen werden als wesentliche Wirkmechanismen in einer plötzlich pandemiegeprägten Arbeitswelt markiert. Ihre Umsetzung führte in beiden Handlungsfeldern zu Heraus-

forderungen einer veränderten Kommunikationsstruktur mit Adressat*innen und im Team. Im niederschwelligen Handlungsfeld der Drogenhilfe erfolgte die Suche nach Handlungssicherheit in einem fragilen Hilfsangebotssetting, in Auseinandersetzung und in Bezug mit den Nutzenden des Hilfsangebots. Im Handlungsfeld der kirchlich bildenden Jugendarbeit erfolgte die Kontaktarbeit mit der Klientel und auf kollegialer Ebene über organisationale Hierarchisierung und den Umgang mit neu nutzbarer Technik wie z.B. den Videokonferenzdienst als digitaler Ersatz für den persönlichen Kontakt. Der Beitrag öffnet auch den Blick auf die Entwicklung von Professionalität im Modus von Widerständigkeit gegenüber exterior vorgehaltener Regelangebote. Da die Autor*innen die Erkenntnisse aus der Zeit zu Beginn der Pandemie darstellten, könnte entlang einer prozesshaften Perspektive interessant sein, ob sich die geschilderten Unsicherheiten und prekären Strukturen im weiteren Verlauf der Pandemie in eine handlungssichere Arbeitsrealität entwickeln konnten und welche Rolle Neuerungen wie z.B. die digitale Kommunikationsmöglichkeit dabei einnehmen. Im Weiterdenken dieser Facetten entsteht die Frage, wie durch die Wirkmechanismen im Verlauf der Pandemie die Alltagsweltlichkeit in niedrigschwelligen Handlungsfeldern prekärer wahrgenommen wurde als in hochschwelligen Handlungsfeldern. Dies hatte und hat Folgen für den Aufbau von Arbeitsbündnissen mit Adressat*innen und verweist auf Forschungsdesiderate, gerade auch für rekonstruktiv angelegte Forschung Sozialer Arbeit.

3 Perspektiven für künftige Ausnahmesituationen

Als eine Zwischenbilanz und bezogen auf die Beiträge lässt sich festhalten, dass Erkenntnisse rekonstruktiver Forschung wichtige Beiträge zur Erfahrbarkeit der komplexen pandemischen Alltagswelt innerhalb der differenten Lebenssituationen leisten. Zentral scheint, dass die Pandemiebewältigung im Mittelpunkt steht und gleichzeitig zur Seite tritt, da die Frage, worin genau die Pandemie als zu bewältigendes Moment besteht, sich aus einer Frage der Deutung der Krise und der daraus veränderten Alltagspraxis ganz verschieden stellt. In diesem Sinne tragen Erkenntnisse hinsichtlich veränderter Alltagspraxis zum Wissen bei, wie das Subjekt die Veränderungen für sich und im Kollektiv bewältigt, aber eben auch, wie in gesellschaftlichen Gruppen Veränderungen generell bewältigt werden. Soziale Arbeit ist in ihrer Vielschichtigkeit immer auch Resonanzraum für gesellschaftliche Wandlungsprozesse und damit einhergehende Transformationen im Alltag.

Für die weitere Entwicklung von rekonstruktiven Perspektiven wie auch daraus herauszuarbeitenden Erkenntnissen wäre es aus unserer Sicht ertragreich, den differenzierten Blick auf Routinen und ihre Erscheinungsformen in

Ausnahmesituationen zu vertiefen. Dabei hat Rekonstruktive Soziale Arbeit das Potenzial diesen Blick gleichermaßen auf Adressat*innen und Nutzer*innen Sozialer Arbeit, Angebotsstrukturen, Rahmungen durch Handlungsfelder und organisationale Kontexte wie auch Berufsgruppen in der Sozialen Arbeit zu richten. Neben pandemiespezifischen Themen wie z.B. Social Distancing, Hygienevorschriften, dem Umgang mit „systemrelevanten“ Berufen, dem Umgang mit digitaler Beziehungsarbeit in Lehre, Forschung und Arbeitsfeldern Sozialer Arbeit sowie ethische Aspekte im forschenden Handeln hat eben auch die Pandemie das „Brennglas“ zusätzlich auf schon bekannte und neue prekäre soziale Wirklichkeiten gerichtet. Rekonstruktive Soziale Arbeit könnte sich somit auch mit der gesellschaftlichen Wahrnehmung der Berufsgruppe und dem Stellenwert von Sozialer Arbeit auseinandersetzen. Damit verbände sich ein forschender Blick auf angrenzende und kooperierende Berufsgruppen, die zum Teil in der Pandemiebewältigung sichtbarer geworden sind, ohne dass sich ihre Situation langfristig zu verbessern scheint. Prekäre Arbeitsbedingungen werden in der Sozialen Arbeit in verschiedener Weise sichtbar und politisiert. Rekonstruktive Soziale Arbeit kann hier einen Beitrag zur Thematisierung und Diskursintensivierung leisten. Ebenso sind Fragen der anhaltenden sozialen Ungleichheit von vulnerabilisierten Personengruppen, wie auch im Kontext durch die Pandemie retraditionalisierter Familiensituationen, zu beleuchten. Qualitativ-rekonstruktive Untersuchungen zur Pandemie können neben der Sinndeutung einer problematischen Herausforderung darin unterstützen, die soziale Vielfältigkeit der Krise individuell wie auch kollektiv kommunikativ zu verstehen.

> „Die gegenwärtige Situation ist biographisch artikuliert. Das bedeutet, daß ich mehr oder minder adäquat „weiß“ (so gekennzeichnet i.O.), daß sie das „Resultat“ der vorangegangenen Situationen ist. Und weiters „weiß“ ich, daß diese meine Situation darum absolut „einzigartig“ ist. Denn der Wissensvorrat, mit dessen Hilfe ich die gegenwärtige Situation bestimme, hat seine „einzigartige“ biographische Artikulierung. Er verweist nicht nur auf den Inhalt, den „Sinn“ aller in ihm sedimentierten Erfahrungen bzw. Situationen, sondern auch auf die Intensität (Erlebnisnähe und –tiefe), Dauer und Reihenfolge dieser Erfahrungen. Dieser Umstand ist von größter Bedeutung, da er die einzigartige biographische Artikulation des individuellen Wissensvorrats (und somit der aktuellen Situation) erst eigentlich konstituiert“ (Schütz/Luckmann 2017: 163f).

Mit Blick auf die im Zitat von Schütz und Luckmann verortete biographische Prägung des Wissensvorrats kann festgestellt werden, dass die Coronapandemie mit ihrem Beginn Anfang 2020 zunehmend Teil unseres biographischen Wissens und Erzählens wird. Ihre Besonderheit ist und wird bleiben, dass sie uns eine nie dagewesene Form kollektiven Erlebens quer durch die Gesellschaft gebracht hat, für die Soziale Arbeit einen Alltag als Bearbeitende, Bewältigende und Beforschende. Mit den Beiträgen dieses Bandes wird deutlich, wie Rekonstruktive Forschung (in) der Sozialen Arbeit sich der Überkomplexität gesellschaftlichen Wandels unter krisenhaften Bedingungen

stellt. Während andere Disziplinen selbstreferentiell innerhalb ihrer Sinnprovenienz argumentieren (Medizin: Ausbreitung und Folgen des Virus; Wirtschaft: Folgen der Schließung von Geschäften etc.), reduziert Rekonstruktive Soziale Arbeit nicht. In der Folge hat Soziale Arbeit mit ihren disziplinären und professionellen Beiträgen in der Pandemie einen Beitrag dazu geleistet, die lebensweltlichen Kontraste des veränderten Alltags sichtbar zu machen. Sie zeigen jedoch auch, dass die Veränderungen für Forschung und Forschungsfelder, die Covid-19 mit sich gebracht hat, noch nicht in Gänze absehbar sind.

Literatur

Aghamiri, Kathrin/Streck, Rebekka/van Rießen, Anne (2021): Die Stimmen der Adressat*innen in der Corona Pandemie. In: Böhmer, Anselm/Engelbracht, Mischa/Hünersdorf, Bettina/Kessl, Fabian/Täubig, Vicki (Hrsg.): Soz Päd Corona. Der sozialpädagogische Blog rund um Corona. Online verfügbar unter http://dx.doi.org/10.25673/36168 [Zugriff: 22.11.2021].

Erdmann, Nina/Sellmaier, Claudia (2021). Anregungen komparativer Forschung der Sozialen Arbeit für die Berufsgruppenforschung. In: Der pädagogische Blick 29, 1, 4-15.

Ernst-Heidenreich, Michael (2019): Irritation des Selbstverständlichen. Eine theoretisch-empirische Annäherung an eine Soziologie situativer Nichtalltäglichkeit. Wiesbaden: Springer VS.

Heiner, Maja (2018): Diagnostik in der Sozialen Arbeit. In: Otto, Hans-Uwe/Thiersch, Hans/Treptow, Rainer/Ziegler, Holger (Hrsg.). Handbuch Soziale Arbeit: Grundlagen der Sozialarbeit und Sozialpädagogik. 6., überarb. Aufl. München: Ernst Reinhardt, S. 242-252.

Hollenstein, Lea/Kunz, Regula (Hrsg.). (2019): Kasuistik in der Sozialen Arbeit: An Fällen lernen in Praxis und Hochschule. Opladen: Barbara Budrich.

Niemeyer, Christian (2015): Sozialpädagogisches Verstehen verstehen: Eine Einführung in ein Schlüsselproblem sozialer Arbeit. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.

Miethe, Ingrid/Fischer, Wolfgang/Giebeler, Cornelia/Goblirsch, Martina/Riemann, Gerhard (2007): Rekonstruktion und Intervention: Interdisziplinäre Beiträge zur rekonstruktiven Sozialarbeitsforschung. Opladen: Barbara Budrich.

Meyer, Nikolaus/Schütz, Julia (2021): Komparative Berufsgruppenforschung. Editorial. Der pädagogische Blick 29, 1, 1–3.

Schütz, Alfred/Luckmann, Thomas (2017): Strukturen der Lebenswelt. 2. Aufl. UVK Verlagsgesellschaft.

Völter, Bettina/Reichmann, Ute (Hrsg.) (2017): Rekonstruktiv denken und handeln: Rekonstruktive Soziale Arbeit als professionelle Praxis. Opladen: Barbara Budrich.

Wesenberg, Sandra/Bock, Karin/Schröer, Wolfgang (Hrsg.) (2018): Verstehen: Eine sozialpädagogische Herausforderung. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.

Selbstbeschreibungen der Autor*innen

Bartmann, Sylke, Professorin an der Hochschule Emden/Leer, Fachbereich Soziale Arbeit und Gesundheit. Lehr- und Forschungsgebiete: Bildungs- und Biographieforschung, Übergänge von Schule/Studium in den Beruf, Profession und Professionalisierung Sozialer Arbeit, Vertrauen/Soziale Kohäsion, Rekonstruktive Forschungsmethoden.
E-Mail: sylke.bartmann@hs-emden-leer.de

Erdmann, Nina, Professorin an der Technischen Hochschule Köln, Fakultät für angewandte Sozialwissenschaften. Lehr- und Forschungsgebiete: professionalisiertes Handeln, Biographieforschung, Professionalisierungsforschung, heterogenitätssensible Bildungsforschung.
E-Mail: nina.erdmann@th-koeln.de

Franz, Julia, Professorin an der Alice Salomon Hochschule Berlin, Fachbereich Soziale Arbeit. Lehr- und Forschungsgebiete: Professionalisierung in der Sozialen Arbeit, praxeologische Professionalisierungsforschung, Rekonstruktive Soziale Arbeit. E-Mail: julia.franz@ash-berlin.eu

Habelt, Lisa, ist Studentin der Sozialen Arbeit an der Fakultät Sozialwissenschaften der Technischen Hochschule Georg Simon Ohm in Nürnberg.
E-Mail: habeltli79793@th-nuernberg.de

Haefker, Meike, Promotionsstipendiatin bei der Hans-Böckler-Stiftung. Lehr- und Forschungsgebiete: Entwicklungs- und Sozialisationstheorien, Beratung mit Familien, Biographieforschung, qualitative Gesundheitsforschung.
E-Mail: meike.haefker@mail.uni-vechta.de

Herzog, Marissa, ist Studentin der Sozialen Arbeit an der Fakultät Sozialwissenschaften der Technischen Hochschule Georg Simon Ohm in Nürnberg. Ihre Arbeitsschwerpunkte bilden feministischen Themen, Empowerment marginalisierter Gruppen, sowie Partizipation und Inklusion in der Kunst- und Kulturvermittlung. E-Mail: marissa.h@gmx.net

Köttig, Michela, Prof. Dr., Professorin für Gesprächsführung, Kommunikation und Konfliktbearbeitung und Sprecherin des Kompetenzzentrums Soziale Interventionsforschung an der Frankfurt University of Applied Sciences, Schwerpunkte: Rechtsextremismus, Gender und Soziale Arbeit, interpretative Sozialforschung. E-Mail: koettig@fb4.fra-uas.de

Mangione, Cosimo, Prof. Dr., ist Professor für Theorien und Handlungslehre in der Sozialen Arbeit an der Fakultät Sozialwissenschaften der Technischen Hochschule Nürnberg Georg Simon Ohm. Lehr- und Forschungsschwerpunkte: Biografieforschung, Interaktionsanalyse, Rekonstruktive Soziale Arbeit, Professionsforschung, Disability Research, Soziale Arbeit im Kontext von natürlichen Katastrophen. E-Mail: cosimo.mangione@th-nuernberg.de

May, Michael, Professor für Theorie und Methoden Sozialer Arbeit unter besonderer Berücksichtigung der Gemeinwesenarbeit an der Hochschule Rhein Main, Fachbereich Sozialwesen; in der Leitung und Sprecher des Hessischen Promotionszentrums Soziale Arbeit. Forschungsschwerpunkte: Professionalität Sozialer Arbeit, Gemeinwesenarbeit, Subalternität, Intersektionalität. E-Mail: michael.may@hs-rm.de

Morozov, Marina, ist Studentin der Sozialen Arbeit an der Fakultät Sozialwissenschaften der Technischen Hochschule Georg Simon Ohm in Nürnberg. E-Mail: marina.morozov@hotmail.de

Müller, Annemarie, Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Koblenz, Fachbereich Bildungswissenschaften. Lehr- und Forschungsgebiete: Bildungssystem- und Schulentwicklungsforschung, Wissenssoziologische Diskursanalyse. E-Mail: annemarie-mueller@uni-koblenz.de

Otten, Matthias, Professor für Politikwissenschaft und Interkulturelle Bildung an der Technischen Hochschule Köln, Fakultät für Angewandte Sozialwissenschaften. Lehr- und Forschungsgebiete: Migrations- und Fluchtforschung, Disability Studies, Internationale Soziale Arbeit, Methoden Qualitativer Sozialforschung. E-Mail: matthias.otten@th-koeln.de

Schörmann, Christin, wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Fachhochschule Bielefeld, Fachbereich Sozialwesen. Lehr- und Forschungsgebiete: Gesundheitsorientierte Soziale Arbeit, Sozial- und Gemeindepsychiatrie, Rekonstruktive Soziale Arbeit, Biografieforschung.
E-Mail: christin.schoermann@fh-bielefeld.de

Sowa, Frank, Prof. Dr., ist Professor für Soziologie in der Sozialen Arbeit an der Fakultät Sozialwissenschaften der Technischen Hochschule Georg Simon Ohm in Nürnberg. Seine Arbeitsschwerpunkte umfassen Kultur- und Organisationssoziologie, soziale Probleme und soziale Ungleichheit, Wohnungslosigkeit, integrierte Stadtentwicklung und qualitative Methoden.
E-Mail: frank.sowa@th-nuernberg.de

Streblow-Poser, Claudia, Professorin für die Wissenschaft Soziale Arbeit an der Fachhochschule Dortmund, Lehr- und Forschungsschwerpunkte: Rekonstruktive Forschungsmethoden, resp. Dokumentarische Methode, Kooperation Jugendhilfe-Schule, Hochschulforschung, Aktenanalysen, Professionsgeschichte Sozialer Arbeit. E-Mail: claudia.streblow-poser@fh-dortmund.de

Unterkofler, Ursula, Professorin für Methoden der empirischen Sozialforschung und Evaluation an der Hochschule München, Fakultät für Angewandte Sozialwissenschaften. Lehr- und Forschungsschwerpunkte: Rekonstruktive Sozialforschung, Professionsforschung, Niedrigschwellige Soziale Arbeit, Rekonstruktiver Methoden als didaktische Zugänge in der Lehre.
E-Mail: ursula.unterkofler@hm.edu

Welt, Milena, Masterstudierende, Frankfurt University of Applied Sciences, Themen: tiergestützte Soziale Arbeit, Wohn-/Obdachlosigkeit, Suchthilfe. E-Mail: milliwelt@gmx.de

Wiesneth-Astner, Astrid, ist Studentin der Sozialen Arbeit an der Fakultät Sozialwissenschaften der Technischen Hochschule Georg Simon Ohm in Nürnberg. E-Mail: astrid.wiesneth.astner@gmail.com

Woitzik, Nadine, M.A. Forschung in der Sozialen Arbeit, Themen: Spätstudierende mit Familienverpflichtungen, Soziale Ungleichheiten im Besonderen Bildungsungleichheiten, Intersektionalität, Gender und Soziale Arbeit. E-Mail: Nadine Woitzik nadine.woitzik@gmx.de

Die Coronapandemie konfrontiert Forschende und Praktiker*innen Sozialer Arbeit mit gravierend veränderten Bedingungen. Um den „Ausnahmezustand“ verstehen zu können, ist es notwendig zu reflektieren, wie verschiedene – insbesondere verletzliche – gesellschaftliche Gruppen, unter anderem Adressat*innen, Fachkräfte und Forschende, Ausnahmesituationen bewältigen. Daher werden in diesem Buch eingeschlagene Wege und Zugänge anhand konkreter Projekte analysiert und interpretiert, um daraus Anregungspotenziale für Praxis und rekonstruktive Forschung Sozialer Arbeit abzuleiten.

Die Herausgeberinnen:
Prof. Dr. Sylke Bartmann, Fachbereich Soziale Arbeit und Gesundheit, Hochschule Emden/Leer
Prof. Dr. Nina Erdmann, Institut für Wissenschaft Soziale Arbeit (IRIS), Fakultät für angewandte Sozialwissenschaften, TH Köln
Meike Haefker, M. A., Fachbereich Soziale Arbeit, Universität Vechta/ Hochschule Emden/Leer
Dr. Christin Schörmann, Fachbereich Sozialwesen, FH Bielefeld
Prof. Dr. Claudia Streblow-Poser, Fachbereich Angewandte Sozialwissenschaften, FH Dortmund

ISBN 978-3-8474-2622-6



www.budrich.de